



Historische Forschungsstelle der DGHO

Beiträge aus den DGHO-Mitgliederrundschreiben 2012 bis 2021

Impressum

Herausgeber*innen:

Prof. Dr. med. Hermann Einsele
Prof. Dr. med. Andreas Hochhaus
Prof. Dr. med. Maike de Wit
Dr. med. Carsten-Oliver Schulz

Vorstand der DGHO Deutsche Gesellschaft
für Hämatologie und Medizinische Onkologie e.V.

Alexanderplatz 1
10178 Berlin
www.dgho.de
info@dgho.de

Beiträge
Prof. Dr. med. Peter Voswinckel

Titelgestaltung und Satz: racken GmbH, Berlin
Gestaltung Mitgliederrundschreiben: unicom Werbeagentur GmbH, Berlin

Druck: SPPrintMedia, Berlin

Berlin, 22.04.2022

© DGHO 2022

Vorwort des Vorstands

Zu Beginn des Jahres 2012 wurde die Historische Forschungsstelle zur Dokumentation der Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Medizinische Onkologie e.V. in der Geschäftsstelle am Berliner Alexanderplatz eingerichtet. Die Initiative ging maßgeblich auf Prof. Dr. med. Gerhard Ehninger und Prof. Dr. med. Mathias Freund zurück.

Motivationen zur Gründung der Historischen Forschungsstelle waren u. a. die Aufarbeitung und Darstellung sowohl der DGHO als auch des Fachgebiets im historischen Kontext. Für diese Aufgabe konnte seinerzeit der Medizinhistoriker Prof. Dr. med. Peter Voswinckel gewonnen werden.

In den zehn Jahren des Bestehens der Historischen Forschungsstelle wurde eine Reihe von Büchern publiziert, u. a. der Band zum 75-jährigen Bestehen der DGHO (siehe S. 88 ff.). Schwerpunkt war immer wieder eine wissenschaftlich fundierte und kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit während der nationalsozialistischen Diktatur zwischen 1933 und 1945. Dabei war die DGHO eine der ersten wissenschaftlich-medizinischen Fachgesellschaften in Deutschland, die ihre eigene Geschichte systematisch aufgearbeitet hat.

Im Rahmen dieses Prozesses sind neben Büchern, Vortragstätigkeiten und Ausstellungen eine Reihe von Beiträgen in den Mitgliederrundschreiben der DGHO publiziert worden. Die kontinuierliche Auseinandersetzung mit historisch relevanten Themen hat maßgeblich dazu beigetragen, den Diskussionsprozess innerhalb der Fachgesellschaft bis heute lebendig zu halten. Diese Artikel der festen Rubrik „Historische Forschungsstelle“ haben wir in der vorliegenden Broschüre für Sie zusammengestellt.

Der Vorstand dankt – im Namen der gesamten DGHO – Prof. Dr. med. Peter Voswinckel für seinen beharrlichen Einsatz und für seine Verdienste um die Fachgesellschaft und das Fachgebiet.

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre!



Prof. Dr. med. Hermann Einsele
Geschäftsführender Vorsitzender



Prof. Dr. med. Andreas Hochhaus
Vorsitzender



Prof. Dr. med. Maïke de Wit
Mitglied im Vorstand



Dr. med. Carsten-Oliver Schulz
Mitglied im Vorstand

Inhalt

DGHO-Archiv und Historische Forschungsstelle	6
Myeloblasten-Erstbeschreibung und Besuch bei Paul Ehrlich 1907	7
Neuerwerbungen für das DGHO-Archiv	9
Jubiläumsfestschrift der anderen Art.....	10
75 Jahre DGHO – Echo auf die Jubiläumsfestschrift	11
Kontinuität und Diskontinuität in Hämatologie und Krebsforschung.....	13
Eine Büste kehrt zurück nach Berlin	15
Lazarus-Gedenksymposium.....	17
Krebsforscher als Paradefigur eines Exil-Theaterstücks	19
Krebsbaracken als Gegenstand der „Weltstadtbetrachtungen“, Berlin 1928	22
Über die Ehrenmitgliedschaft des „Reichsarztes SS“ Ernst Robert Grawitz	24
Wer versorgt die Krebskranken?	26
DGHO-Broschüre „Erinnerungsort Krebsbaracke“	28
Ernst von Leyden-Bildnisse an die DGHO übergeben	29
Auf Flohmärkten „verramscht“: Bilder aus dem Besitz von Hans Hirschfeld	33
Schicksal der George-Meyer-Orden	34
Erinnerungsort Krebsbaracke	36
Ein Foto als historische Quelle, als Gegenstand der Forschung und als Erinnerungs-Appell.....	37
Vier Generationen Goldman[n] in Leipzig und London.....	40
Das Narrativ der brennenden Schiffe von Bari.....	42
Purpurträger in „Congress Centern“ von heute? (CCL, ICS, CCW u. a.)	44
„Woyzeck, muß Er nicht wieder pissen?“	46

Historischer Artikel „Geschäft mit dem Tod“	48
1933: Der Ruf des Berliner Krebsinstitutes zog um die Welt... während es von chirurgischer Seite bekämpft und von den Nazis zerstört wurde	49
Aus der Historischen Forschungsstelle der DGHO:	
Buch-Neuerscheinung über Dr. med. Josef Löbel (1882 – 1942)	51
Hämolyse – Paradedepferd der naturwissenschaftlichen Medizin um 1840	53
Das Namensregister bringt es an den Tag	55
Ernst von Leyden-Denkmal in der Charité wird restauriert und wiederaufgestellt.....	58
Historisches Symposium in der Hörsaalruine des Medizinhistorischen Museums der Charité	60
Geschichte der Onkologie: Ein Thema für klinische Fortbildungen und Tagungen	62
Der „Fall Czerny“ 1911.....	63
Fundstück aus dem Archiv: Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Erhard Bock	72
Deutscher Buchpreis 2020 für „Heldinnenepos“	73
Hirschfeld Erinnern, update	75
Der besondere Fall: PNH 1678.....	80
Fruchtbarer Anstoß durch Löbel-Buch. Radio und Fernsehen widmen sich dem Thema „Arisierung von Fachliteratur“	85
Verabschiedung Prof. Peter Voswinckel	87
Bücher der Historischen Forschungsstelle	88
Personenregister	91
Über die DGHO e.V.	95

DGHO-Archiv und Historische Forschungsstelle

Peter Voswinckel, Tim Ladiges

Seit Beginn dieses Jahres wird die neu geschaffene Forschungsstelle zur Dokumentation der Geschichte der DGHO im Hauptstadtbüro eingerichtet. Für die Leitung des Archivs und die Besetzung der Forschungsstelle in Berlin konnte der Medizinhistoriker Professor Dr. med. Peter Voswinckel gewonnen werden. Professor Voswinckel arbeitete zuletzt als freier Historiker in Lübeck. Zuvor war er von 1992 bis 2002 als Mitarbeiter am Institut für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte an der Universität Lübeck tätig. 1987 verfasste er die bisher einzige monographische Darstellung zur Geschichte der DGHO anlässlich ihres 50-jährigen Bestehens.*

Mit der Einrichtung des Archivs ist beabsichtigt, die verstreut liegenden Dokumente aus sieben Jahrzehnten Hämatologie- und DGHO-Geschichte zusammenzuführen. Hier sollen neben Texten, Bildern und Objekten vor allem auch Nachlässe von Persönlichkeiten des Fachgebiets einen sicheren Aufbewahrungsort finden. Daneben wird eine Präsenzbibliothek zur Geschichte der Hämatologie im Hauptstadtbüro aufgebaut. Zu den Aufgaben von Prof. Voswinckel wird es gehören, Zeitzeugen, Familien und Nachkommen in Ost und West aufzusuchen; im persönlichen Gespräch soll soviel wie möglich „erlebte Geschichte“ vor dem Vergessen bewahrt werden. Dies gilt besonders auch für die vier Jahrzehnte des Nebeneinanders von BRD und DDR.

Inhaltliche Schwerpunkte der Forschungsstelle sind

- die Aufarbeitung der Gründungsgeschichte der DGHO im Dritten Reich und der Umgang mit dem historischen Erbe bis heute;
- die Würdigung speziell der ostdeutschen Ärzte und Wissenschaftler für das Fachgebiet Hämatologie-Onkologie unter den restriktiven Bedingungen der Politik;

- ferner die moderne Strukturgeschichte des Fachgebiets in Klinik, Praxis und Onkologischen Zentren. Hierzu gehören Entwicklungen in den Teilgebieten ebenso wie Veränderungen ökonomischer und gesundheitspolitischer Aspekte.

Am 18. April 2012 wird sich die Forschungsstelle erstmalig der Öffentlichkeit vorstellen. Bei dieser Gelegenheit soll ein wissenschaftlicher Beirat mit akademischen MedizinhistorikerInnen berufen und die Zusammenarbeit mit Vertretern anderer historischer Fachgesellschaften, nicht zuletzt den Angehörigen des AK Geschichte der DGHO, vereinbart werden. Eine zukünftige, stärkere Einbeziehung der Mitglieder der Fachgesellschaft in die Arbeit der Forschungsstelle ist durchaus erwünscht. Die ortsunabhängige Mitarbeit über Web-basierte Anwendungen ist angedacht. Vorerst sind alle Mitglieder aufgerufen, Highlights der Geschichte der Fachgesellschaft vorzuschlagen und Anregungen zu übermitteln.

Erste Ergebnisse werden zum 75. Jubiläum auf der Jahrestagung der DGHO in Stuttgart vorgestellt. Haben Sie Interesse an dem Projekt oder möchten Sie der Fachgesellschaft Dokumente und Nachlässe zur Verfügung stellen, dann wenden Sie sich gerne an

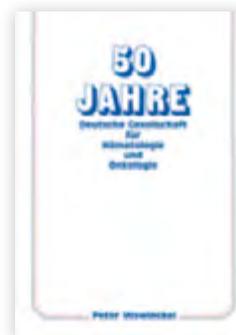
Prof. Dr. med. Peter Voswinckel

Archiv und
Historische
Forschungsstelle

DGHO

Tel.: 030.27 87 60 89 - 26

E-Mail: voswinckel@dgho.de



**) Die digitale Version „50 Jahre Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie“ ist unter www.dgho.de in der Rubrik „Geschichte“ abrufbar.*



Myeloblasten-Erstbeschreibung und Besuch bei Paul Ehrlich 1907

Akquisitionen für das DGHO-Archiv aus dem Nachlass von Otto Naegeli

Auf der Rückreise von einem Besuch in Leysin – jenem medizinhistorisch so bedeutsamen Ort der frühen Tuberkulosebehandlung in 1.400 m Höhe („Heliotherapie“) – nahm Dr. Voswinckel mehrere Forschungs- und Interviewtermine längs des Genfer Sees sowie in Basel und Freiburg wahr.

Die erste Station führte ihn zu Docteur Martin Eugster-Besson (Jg. 1941), einem Enkel des großen Schweizer Hämatologen Otto Naegeli (1871-1938), dessen Lehrbuch „Blutkrankheiten und Blutdiagnostik“ zwischen 1908 und 1931 fünf Auflagen erlebte und weit verbreitet war. 1937 – im Gründungsjahr der DGHO – hatte der damalige Vorstand den Züricher Ordinarius zum Ehrenpräsidenten ernannt, obwohl Naegeli damals schon im Gipsbett lag und nicht mehr an der ersten „Internationalen Hämatologentagung“ im Mai 1937 in Münster teilnehmen konnte.

Seine älteste Tochter Charlotte (1904-1991) – zuletzt seine Privatsekretärin – heiratete den Arzt Jakob Eugster; deren Sohn Martin praktizierte in La Tour de Peilz und unterhält seit dreißig Jahren ein traumhaftes Domizil direkt am Ufer des Genfer Sees nahe Montreux. Dort konnte Voswinckel zwei Tage lang die nachgelassenen Papiere durchsehen und einige hämatologische „Preziosen“ mit nach Berlin nehmen. Die Fotos freilich, die Voswinckel bei dieser Gelegenheit aufnahm, u. a. die Bronze-Büste von Otto Naegeli,



Otto Naegeli als Privatdozent 1901

Foto: DGHO-Archiv Berlin; freundliches Geschenk von Dr.med. Martin Eugster-Besson, La Tour de Peilz.

fielen einem Diebstahl zum Opfer: die Digitalkamera mitsamt Stativ und 200 gespeicherten Bildern wurde beim Gedränge im Intercity entwendet!

Zu den Kostbarkeiten für das DGHO-Archiv gehört ein Separatum von 1900 aus der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, in dem Naegeli erstmals die Bezeichnung „Myeloblast“ einführte und damit eine klare Unterscheidung dieser granulären Knochenmarkselemente von den Lymphozyten herbeiführte. (Paul Ehrlich hatte soeben Dank seiner Färbemethoden die körnchenhaltigen von den körn-

chenfreien weißen Knochenmarkszellen abgegrenzt; Pappenheim hatte diese ovalen Gebilde noch den Lymphozyten zugeordnet.) Im Falle einer Leukämie konnte Naegeli die Myeloblasten auch im Blut nachweisen und stellte verwundert fest: „Ich treffe sie bei jeder myelogenen Leukämie, besonders in den späteren Stadien, wo sie geradezu die Mehrzahl der weißen Blutzellen ausmachen können, so dass es fast unbegreiflich erscheint, wie sie bisher der Beobachtung sich fast entzogen haben.“

Von einer Begegnung mit Paul Ehrlich kündigt ein Brief Naegelis von April 1907, als der 35-jährige Privatdozent aus Zürich am Wiesbadener Internistenkongress teilnahm und bei Ehrlich in Frankfurt vorstellig wurde (s. Abb. 2). An anderer Stelle finden die typischen Sorgen des Nachwuchswissenschaftlers ihren Ausdruck, etwa wenn er in Berichten an seine Frau die Berufskollegen Revue passieren lässt: der eine [STAEHELIN] „macht

sehr entschieden auf Carrière und wird für mich ein gefährlicher Concurrent. Lehrtalent, Vortragsgabe hat er sicher keine.“; ein anderer [HIS] ist „unausstehlich und kindisch im Benehmen“. „Ein alter feiner Mensch“ hingegen ist Lichtheim. Von Pappenheim „wollen viele Hämatologen absolut nichts wissen, besonders die Freiburger“ und GRAWITZ „sei ein ganz veralteter Herr, mit dem nicht mehr ernstlich zu rechnen sei.“ Hingegen sei der hochverehrte Berner Internist Hermann SAHLI persönlich an ihn herantreten und habe seinen [Naegelis] jüngsten Artikel ausdrücklich gelobt; ja, Sahli habe

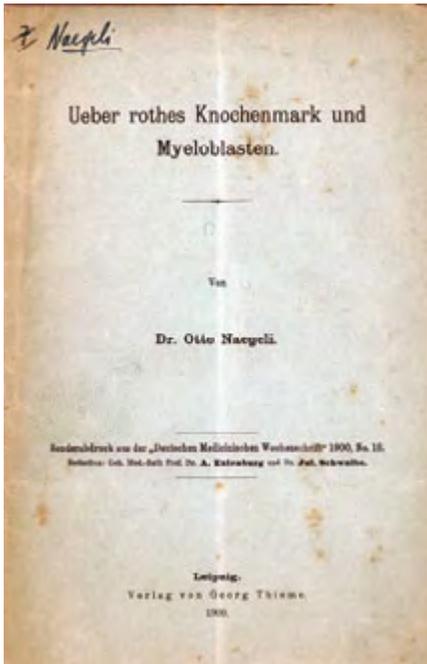


Abb. 1: Myeloblasten-Sonderdruck aus der Deutschen Med. Wochenschrift 1900

ihm sogar ein Buch mit der Dedikation „freundschaftlich“ zukommen lassen!

1912 erhielt Naegeli einen Ruf nach Tübingen, bevor er 1918 den Lehrstuhl für Innere Medizin in Zürich besetzte. Nachdem der gleichaltrige Artur Pappenheim im Ersten Weltkrieg seiner Fleckfieberinfektion erlegen war – Naegeli trug zu dieser Zeit die Uniform eines deutschen Offiziers! – übernahm Otto Naegeli ab 1919 die Herausgabe der internationalen Zeitschrift „Folia haematologica“ und führte sie zusammen mit dem Berliner Hämatologen Hans Hirschfeld und dem Amerikaner Hal Downey bis zu seinem Tode 1938. Zum Bedauern von Dr. Voswinckel enthielten die von ihm eingesehenen Aktenschuber keinerlei Schriftwechsel aus den dreißiger Jahren, insbesondere aus der Zeit vor dem „Machtwechsel“ 1938 – als nämlich Viktor Schilling nach dem Tode Naegelis im März 1938 die Schriftleitung der Folia haematologica an sich riss und dabei Hans Hirschfeld aus dem Amt stieß. Zweifellos hatte sich Schilling die internationale

Reputation Naegelis zu Nutze gemacht, als er den schwerkranken Nestor 1937 zum Ehrenpräsidenten ernannt hatte. Ob dieser tatsächlich „auf dem Sterbebett“ die Nachfolge an Schilling übergeben habe, wie Schilling nach dem Kriege behauptete, bleibt ein Desiderat der DGHO-Geschichte. Fakt ist, dass der Nachlass von Hal Downey in Amerika ein verzweifeltes Hilfesuch von Hans Hirschfeld vom 9.11.1938 (!) aufweist, in dem dieser seinen amerikanischen Herausgeber-Kol-

legen (vergeblich) um Vermittlung einer Arbeitsmöglichkeit in den USA bat. Was wusste Otto Naegeli von den Vorgängen in Deutschland?

Im Unterschied zu den wohlgeordneten Professoren-Nachlässen in Amerika ist der Nachlass von Otto Naegeli weit über die Familie verstreut: Wie Voswinckel jetzt erfahren musste, gibt es noch ein halbes Dutzend Naegeli-Enkel. Die Nachforschungen gehen weiter!

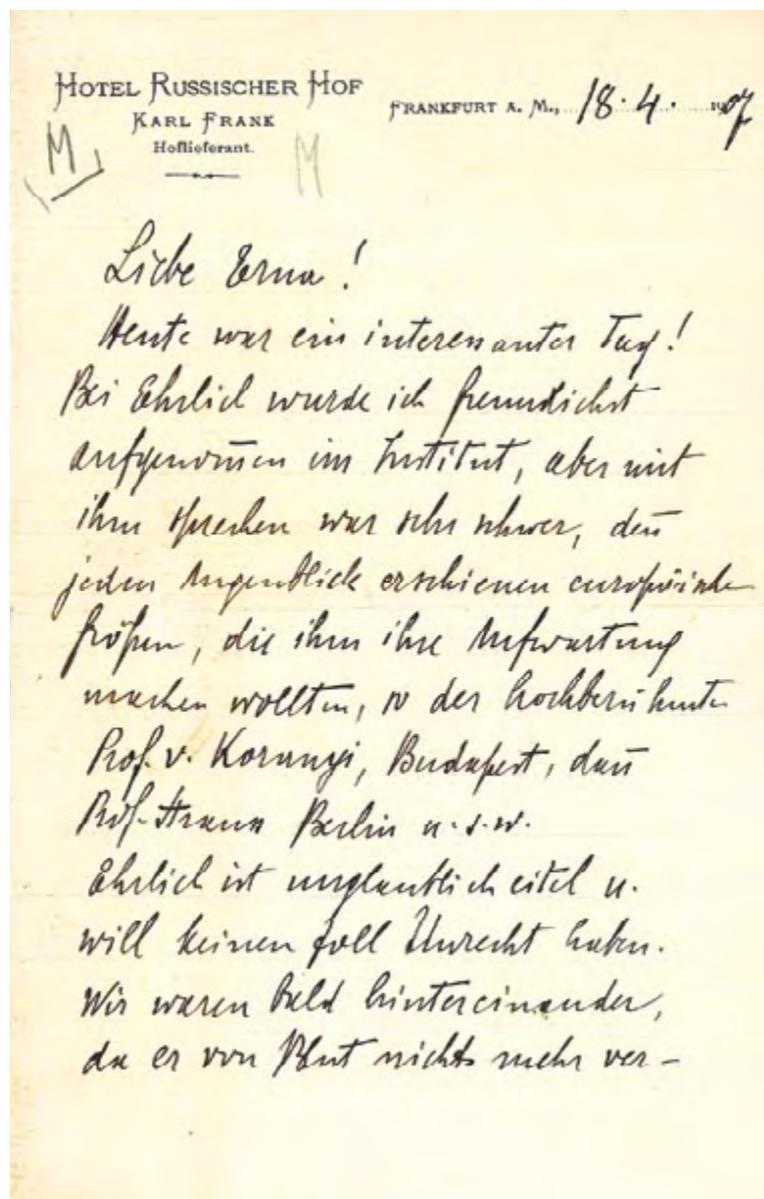


Abb. 2. „Ehrlich ist unglaublich eitel“. Bericht von Naegeli vom 18.4. 1907 an seine Frau Erna Naef-Naegeli.

Neuerwerbungen für das DGHO-Archiv

Beide waren bei der DGHO-Gründung 1937 dabei: Viktor Schilling, damals Ordinarius in Münster, als Vorsitzender und der 26 Jahre jüngere Ludwig Heilmeyer, damals Privatdozent und Oberarzt in Jena, als Mitglied des Beirats. Beide wurden später Ehrenpräsidenten der DGHO und beide waren zweifellos herausragende Persönlichkeiten. An Selbstbewusstsein hatte es ihnen zu keinem Zeitpunkt gemangelt, verkörperten sie doch auf ihre Weise die alte Ordinarierherrlichkeit: bollerig-autoritär der eine, dynamisch und auf Außenwirkung bedacht der andere. Antipoden nicht nur im Charakter sondern auch im Führungsanspruch innerhalb der deutschen Hämatologie nach dem Kriege und nach der Aufspaltung in Ost und West. Beide leisteten Großes für unser Fach. Vieles von dem, was im klinischen Alltag selbstverständliche Routine ist, haben sie in jahrelanger mühevoller Arbeit erprobt und aufgebaut, man denke etwa an das Differentialblutbild oder die zuverlässige Hb-Bestimmung. Ihr politisches Erbe ist nicht unumstritten und gibt den

Nachgeborenen bis heute manche Nuss zu knacken. Doch ihre Strahlkraft in der Wissenschaft hält unvermindert an; erst jüngst (2006) erhielt das neue Comprehensive Cancer Center in Freiburg den Namen „Ludwig-Heilmeyer Tumorzentrum“. Und während die Bezeichnungen „Schillingallee“ (in Rostock) oder „Schilling-Medaille“ heute eher an vergangene Glorie der DDR-Zeit erinnern, so zielt die „Ludwig-Heilmeyer-Medaille“ bis heute die Besten auf dem Felde der Inneren Medizin.

Seit Mai dieses Jahres schmücken die Ehrenurkunden der beiden Pioniere das Entree unseres Berliner Hauptstadtbüros, aufgespürt von unserem unermüdlichen Archivar Dr. Voswinckel. Den Leihgebern sei gedankt (Frau Bast, Graal-Müritz; Frau Schäfer-Heilmeyer, Freiburg).

Ankündigung:

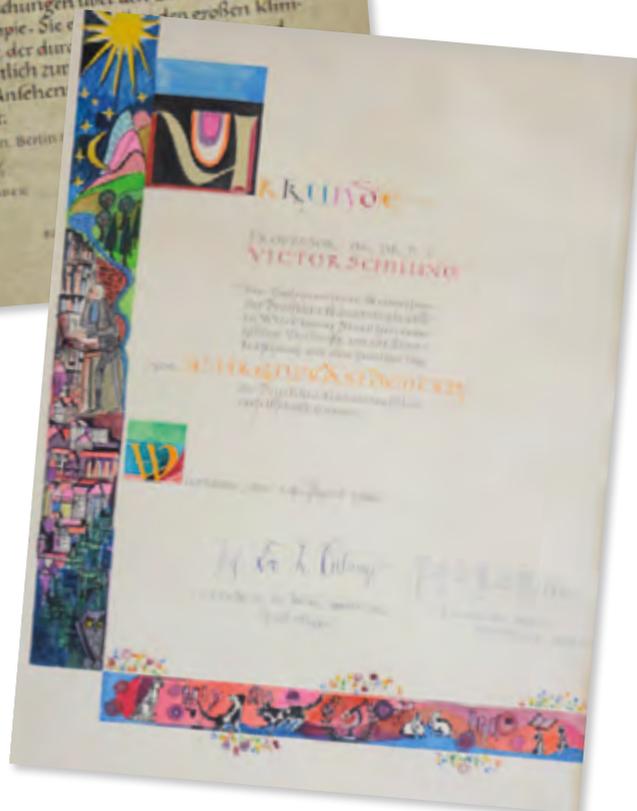
Auf der Jahrestagung in Stuttgart wird Dr. Voswinckel über die Gründungsgeschichte der DGHO referieren Sonntag, den 21. Oktober, 12:00 bis 13:30 Uhr, Raum C.2.3.



Urkunde zur Ernennung zum Ehrenpräsidenten vom 15. Oktober 1965 für Ludwig Heilmeyer (1899-1969)

Der Eva Luise Köhler Forschungspreis für Seltene Erkrankungen 2013 wird zum sechsten Male ausgeschrieben

Die Eva Luise und Horst Köhler Stiftung für Menschen mit Seltenen Erkrankungen vergibt in enger Kooperation mit der Allianz Chronischer Seltener Erkrankungen (ACHSE e.V.) zum sechsten Mal einen Preis für Forschungsprojekte, die sich Seltenen Erkrankungen widmen. Er ist mit 50.000 Euro dotiert. Bewerbungsschluss für den Forschungspreis ist der 1. Oktober 2012. Interessierte Wissenschaftler erhalten detaillierte Informationen zur Bewerbung und die Bewerbungsunterlagen unter www.achse-online.de.



Urkunde zur Ernennung zum Ehrenpräsidenten vom 28. April 1960 für Viktor Schilling (1883-1960)

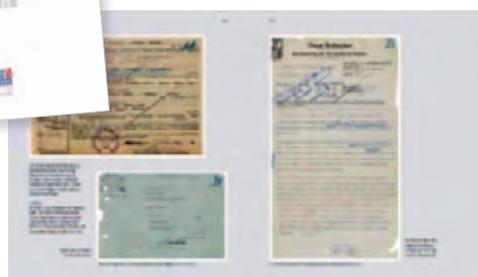
Jubiläumsfestschrift der anderen Art

Auf der diesjährigen Jahrestagung in Stuttgart wurde das 75. Jubiläum der Fachgesellschaft neben einem eigenen Symposium und einer Geschichtsausstellung

mit der Veröffentlichung einer Jubiläumsbroschüre begangen. Zusammenge stellt und verfasst vom DGHO-Archivar Peter Voswinckel stellt, nach den Worten G. Ehningers, die Broschüre einen „Gegenentwurf zu einer klassischen Festschrift“

dar. In den Biografien der zum Veröffentlichungszeitpunkt 54 DGHO-Ehrenmitgliedern aus Ost und West spiegelt sich die wechselhafte Geschichte der Fachgesellschaft wider. In einem zweiten Teil unter dem Titel „Verweigerte Ehre“ wird in Gestalt eines Ausstellungskatalogs das Schicksal des in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts tätigen, renommierten Hämatologen Hans Hirschfeld präsentiert. An Hand einer Fülle von

Dokumenten bis weit in die siebziger und achtziger Jahre können die Lesenden die tragische wie unrechtsvolle Biografie des jüdischen Hämatologen Hirschfeld nachverfolgen und den beschämenden Umgang damit in der Nachkriegszeit mit eigenen Augen zur Kenntnis nehmen.



Die reich illustrierte, 166 Seiten umfassende Jubiläumsbroschüre kann von Mitgliedern kostenlos im DGHO-Hauptstadtbüro bestellt werden (so lange der Vorrat reicht). Ein zweites Exemplar kann für 10 EUR inklusive MwSt. bezogen werden. Nichtmitglieder zahlen 16 EUR je Exemplar.



Weiterhin ist es möglich, die auf der Jahrestagung gezeigte Ausstellung zur „Verweigerten Ehre“ von Hans Hirschfeld, beispielsweise für Klinik-Foyers, zu leihen. Es handelt sich hierbei um drei Meter hohe und im Grundriss quadratische Stellwandsäulen (80x80 cm) mit jeweils vier bedruckten Seiten. Nähere Informationen werden gerne über das Hauptstadtbüro weitergegeben.

Prof. Peter Voswinckel steht außerdem als Referent für Vorträge zur Verfügung.
info@dgho.de
Tel.: +49 30 27876089-0

75 Jahre DGHO – Echo auf die Jubiläumsfestschrift

Die im Oktober 2012 erschienene, als zweigeteiltes Wendebuch angelegte Jubiläumsfestschrift mit ihren Abschnitten „Geschichte der DGHO im Spiegel ihrer Ehrenmitglieder“ und „Verweigerter Ehre. Dokumentation zu Hans Hirschfeld“ fand ein überraschend positives Echo. Nicht wenige Leser äußerten Betroffenheit und Erstaunen; Vertreter anderer Fachgesellschaften fühlen sich aufgefordert, nun ebenfalls das Kapitel des Nationalsozialismus aufzuarbeiten, wieder andere zeigten sich beschämt über die Unterlassungen der Nachkriegszeit. So besuchte der Geschäftsführer der DGIM, Maximilian Guido Broglie das DGHO-Hauptstadtbüro und vereinbarte eine Zusammenarbeit in der historischen Aufarbeitung der Dokumente. Auch Nicht-Mediziner (Theologen, Pädagogen, Juristen) fühlten sich von den Dokumenten angesprochen und lobten das Konzept der Quellen-Darbietung. Restexemplare sind im DGHO-Hauptstadtbüro erhältlich (Bestellformular auf www.dgho.de).

Hier Ausschnitte aus den Zuschriften:

»Your publication of the circumstances of life and death of Prof. Dr. Hans Hirschfeld, through the use of a multitude of original documents is both a testament to Hirschfeld and his contribution to the medical sciences, as well as to your own contribution to the preservation and promulgation of the memory of those murdered by the German Nazi regime. The book is an outstanding memorial to Hans Hirschfeld, and to say that we were overwhelmed by the level of sources you gathered and published is not an exaggeration. [...]«

(Yad Vashem, Art Museum, Jerusalem)

»Die Festschrift hat mir besonders gut gefallen und unterscheidet sich wohlthuend von anderen Jubiläumsschriften. Die Geschichte Ihrer Gesellschaft wird durch die Darstellung der entscheidenden



Halle der Namen, Yad Vashem, Jerusalem

den Persönlichkeiten sehr gut dargestellt. Ganz eindrucksvoll und sehr beispielhaft ist der 2. Teil des Buches, der mich besonders angezogen hat.«

(Prof. Dr. med. Otto Busse, Berlin)

»Der eine Teil mit den Biographien hat sicher viel Mühe gemacht, macht aber natürlich nicht so viel von sich her, weil es eben einfach Biographien sind. Aber das Besondere ist natürlich die zweite Hälfte: diese zugleich so interessanten und so erschütternden Dokumente, die zeigen, wie rigoros und grausam das NS-Regime mit den großen Geistern und ihren Familien umgegangen ist – ein Schandfleck für unser Volk fürwahr. Und es ist so wichtig, dass diese Erinnerung wach gehalten wird für die Nachkommenden...«

(Prof. Dr. med. Axel Fenner, Lübeck)

»Ganz besonders beeindruckt hat mich aber auch die Kombination mit der Dokumentation zu Hans Hirschfeld, die ich sehr mutig und erschütternd finde. Nie habe ich den Namen von meinem Vater gehört, der ihn ja sicher auch, mindestens vom Namen her, gekannt haben wird. Nach und nach tauchen viele ähnliche Beispiele dieser Art auf, immer dieses Wegsehen, Nichtwissenwollen mit schrecklichen Folgen. [...] Ich danke

Ihnen vielmals für Ihr so überzeugend gelungenes Jubiläumswerk.«

(Dr. med. Wiebke Eglinger, Herrsching, Tochter von Hans-Erhard Bock)

»[...] umso größer die Freude, jetzt ein so inhaltlich und historisch interessantes Werk in Händen halten zu dürfen. Herzliche Gratulation!«

(Christine Fröhlich, Wien, Tochter von Erwin Deutsch)

»Merci pour l' envoi du livre que vous avez réalisé pour le soixante-quinzième anniversaire de la Société Allemande d'Hématologie. Merci aussi pour la biographie très bien documentée et très gentille de mon grand-père, Paul Chevallier.«

(Dr. Christine Theodore, Paris, Enkelin von Paul Chevallier)

»Mit der geradlinigen Darstellung auch der unerfreulichen Vergangenheit der DGHO und insbesondere auch der Leidensgeschichte von Hans Hirschfeld (wer von den jüngeren und auch von manchen älteren Kollegen hatte schon von ihm gehört?) haben Sie einen wichtigen Beitrag zur Erhellung der DGHO-Geschichte geleistet.«

(Prof. Dr. Helmut Löffler, Freiburg)

»Dank für die Ausstellung beim vergangenen Hämatologenkongress in Stuttgart und insbesondere für den hervorragenden, höchst informativen, aber auch beklemmenden Band zur Geschichte der DGHO [...] Hier haben Sie, wie man heute sagen würde, als investigativer Historiker eine großartige Arbeit geleistet. Sie geht über das spezielle Schicksal von Hans Hirschfeld hinaus und zeigt den Jüngeren, die diese Zeit nicht mehr (wie ich als Kind) erlebt haben, die Einbindung des Vernichtungswillens der Nationalsozialisten und seiner Helfer in eine funktionierende Bürokratie.«

(Prof. Dr. Hermann Heimpel, Ulm)

» ... aber ebenso herzlich danke ich Ihnen für die von Ihnen verfasste DGHO-Festschrift, die mit ihrer bipolaren Anlage und den offenen Worten über die politischen Verstrickungen einiger Heroen des Faches unter den medizinischen Fachgesellschaften wohl einzigartig dasteht. Es verdient höchste Anerkennung, dass es Ihnen gelungen ist, für eine solche Publikation den Weg zu bereiten – einfach war es sicherlich nicht. Besonders verdienstvoll sind die mit Ihrer virtuosens Findigkeit ans Licht gezogenen Originaldokumente zum beklemmenden Schicksal von Hans Hirschfeld mit seinen vergeblichen Emigrationsversuchen, nicht zuletzt aber auch die Schriftstücke über das spätere Wiedergutmachungsverfahren. Die wenigsten Leser der Festschrift werden je im „optischen“, nicht nachgedruckten Originalwortlaut (das ist nicht unwichtig!) die Schriftstücke gelesen haben, mit denen die schrittweise Entrechtung der „Nichtarier“ und die Verwertung ihrer Hinterlassenschaften vor sich ging.«

(Prof. Dr. Werner F. Kümmel, Mainz)

» Ich begrüße es sehr, dass nun auch die Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie die schwarzen Flecken aufdecken möchte. [...] In jedem Fall ist es ein großes Verdienst, dass das Wissen über die Personen nunmehr in klarer und nicht zu verdrängender Form vorliegt.«

(Prof. Dr. Heinz-Peter Schmiedebach, Hamburg)

» Besonders beeindruckt aber war ich von dem Beitrag „Verweigerte Ehre“ über eines Ihrer Gründungsmitglieder, Prof. Dr. Hans Hirschfeld, Berlin. Eine so lückenlose Darstellung jener unwürdigen Behandlung eines so hochver-



Staatssekretär a.D. Dr. jur. Rainer Faupel mit Dr. P. Voswinckel bei einem Informationsbesuch im DGHO-Hauptstadtbüro.

dienten Mannes hatte ich bisher noch nicht gelesen. Ihrem Medizinhistoriker sei Dank gesagt für diese subtile und einzigartige Recherche.«

(Prof. Dr. Gunther Arnold, Düsseldorf)

» Wie immer schaudert einen angesichts deutscher Effizienz und der Verquickung von ordentlichster „gewissenhafter“ Bürokratie und Verbrechen bzw. Bürokraten und Verbrechern. Als Festschrift eine provozierend quer liegende Zumutung, auch wegen der Mit-Täterbiographien einiger Ehrenmitglieder. Ich hoffe, sie wurde dennoch verteilt, anders als die Festschrift zum 50. Jubiläum (1987), als man sich noch vor möglichen Diskussionen ängstigte, steht irgendwo im Text.«

(Dr. Frauke Dettmer, Rendsburg, ehem. Leiterin des Jüdischen Museums Rendsburg)

» Und diese allzu bekannten Muster der uralten Sünden, die nie vom Menschen ablassen. Neid – Missgunst – Stolz – superbia. Bis ins Heute! [...] Und dann

eben diese DOKUMENTE!! Die eine Sprache sprechen, die jenseits aller Diskussion sind.«

(Sr. Monica Lawry, Benediktinerin in Kloster Marienrode)

» Die ‚Bürokratie des Todes‘ und der gnadenlosen, vollständigen Liquidierung einer Existenz hat so viele Spuren und Materialien hinterlassen, dass Ihnen eine Aufarbeitung gelingt, die einem den Atem stocken läßt. Wie reagiert die Fachwelt? Es ist ihr anzurechnen, dass sie bereit ist, sich in einer Weise der Vergangenheit zu stellen, die nicht nur eine ‚erbauliche Lektüre‘ (s. Vorwort) gewährt.«

(Karl-Ludwig Kohlwege, Altbischof der Evang.-Luth. Kirche Nordelbien, Lübeck)

» Ich darf Ihnen sagen, dass ich von der Veröffentlichung ganz außerordentlich beeindruckt war. Naturgemäß (obwohl ich abzuschätzen weiß, welcher Rechercheaufwand darin steckt) weniger von den Biografien der Ehrenmitglieder, deren Namen mir als Juristen wenig sagen; wohl aber von Ihrer Einleitung und dem Dokumentarteil zum Schicksal von Hans Hirschfeld. Die Dokumente sprechen eine so deutliche Sprache hinsichtlich der Leistungen von Hans Hirschfeld, seines mit vielen anderen geteilten Verfolgungsschicksals, der gescheiterten Emigrationsbemühungen und schließlich der ‚damnatio memoriae‘, dass weitere Kommentare wirklich nicht notwendig waren.«

(Dr. Rainer Faupel, Berlin)

» Thank you so much for sharing this gorgeous book with me honoring Dr. Henry Rappaport“ [...]«

(Clara Berta Rappaport, Los Angeles, Witwe von Henry Rappaport)

**Es genügt, bei der Sprache zu bleiben, die in den Dokumenten aufbewahrt ist.
Zusammenfall von Dokument und Entsetzen, Statistik und Grauen.**

(aus Heimrad Bäcker †, Nachschrift, Graz 1993)

Kontinuität und Diskontinuität in Hämatologie und Krebsforschung

Betrachtungen zum 65. Jahrestag der Gründung des Staates Israel 1948.

PETER VOSWINCKEL, BERLIN

»Allen meinen Lehrern, insbesondere Herrn Professor Hans Hirschfeld, der mir die freundliche Anregung zu meiner Arbeit gegeben hat, an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, ist mir eine angenehme Pflicht.«

Solche Beziehungen – wie etwa hier, 1926, zwischen dem späteren Mitbegründer und Dekan der Hebrew University-Hadassah Medical School in Jerusalem, **Moses Rachmilewitz** (1899-1985), und seinem Doktorvater an der Berliner Charité, Hans Hirschfeld – gab es viele und sie bildeten reichlich Gesprächsstoff bei dem festlichen Empfang des Botschafters von Israel, Yakov Hadas-Handelsman, aus Anlass des 65. Jahrestages des Staates Israel. (Vorangegangen war eine Anerkennung der DGHO-Dokumentation „Verweigerter Ehre“ durch den Gesandten der israelischen Botschaft, vgl. Rundschreiben 1/2013, S. 8-9). Voswinckel erinnerte bei dieser Gelegenheit an zahlreiche Pioniere der Hämatologie und Krebsforschung im frühen Israel, die vor dem Krieg ihre Schulung und Weiterbildung in Deutschland erfahren hatten.

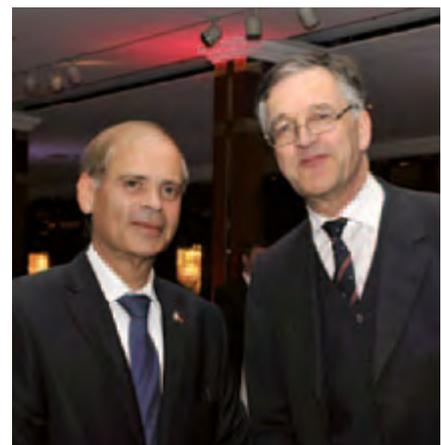
Die von Hans Hirschfeld betreute Dissertation Rachmilewitz' trug den Titel „Geschichte der Morphologie des Blutes von der Entdeckung der Blutkörperchen bis Rudolf Virchow“ (1926, 74 S.). Fast fünf Jahrzehnte später (1974) sollte Rachmilewitz als Präsident des XV. Congress of the International Society of Hematology in Jerusalem fungieren und sich weltweit als Internist und Hämatologe einen Namen machen (Korresp. Mitglied der DGHO). Er starb 1985 im Alter von 86 Jahren; sein Sohn, Prof. em. Eliezer Rachmilewitz (*1935) setzte die Tradition fort und war von 1982 bis 2000 Leiter der Abteilung für Hämatologie an der Hadassah University. Noch unmittelbar mit den Ereignissen

der Staatsgründung 1948 verbunden ist das Schicksal von **Leonid Doljanski** (1900-1948), der sich sowohl am Institut Pasteur in Paris wie auch am Pathologischen Institut der Charité (1930-1933) mit Gewebezüchtung beschäftigt hatte und nach seiner Vertreibung 1933 und einem Zwischenspiel in Kopenhagen ab 1935 in Jerusalem die Direktion einer Abteilung für experimentelle Pathologie und Krebsforschung innehatte. Er publizierte zahlreiche histogenetische Studien, u.a. über die Beziehungen zwischen dem Rous-Sarkom und Leukämien bei Hühnern (in Cancer Research). Am 13. April 1948 wurde Doljanski zusammen mit 77 Ärzten, Krankenschwestern und Patienten getötet, als ein großer Versorgungskonvoi auf dem Wege zum Berg Skopus – wo sich damals das Hadassah-Krankenhaus, die Vorstufe der geplanten Universitätsklinik, befand – von arabischen Bomben getroffen wurde. Auf Grund dieser Ereignisse kam der Universitätsbetrieb in der israelischen Enklave zum Erliegen. Erst 1949 erfolgte dann die offizielle Inauguration der Medizinischen Fakultät der Hebrew University im Westen der Stadt.

Zu Doljanskis Assistenten zählte auch die aus Deutschland vertriebene Ärztin **Anne Rosin** (1893-1967), die zeitlebens unverheiratet war und 1957 eine a.o. Professur in Jerusalem erhielt. Bis zu ihrer Emeritierung 1963 leitete sie eine Forschergruppe, die sich mit der Analyse von Leukämiezellen, deren DNA-Metabolismus im Knochenmark und Thioharnstoff-induzierten Karzinomen beschäftigte. Sie selbst verstand sich als Schülerin von Ludwig Aschoff, Freiburg, an dessen Pathologischem Institut sie 1921/22 gearbeitet hatte und der ihre Karriere mit Interesse und Wohlwollen über die Jahre verfolgte. Als der 71-jährige Geheimrat Aschoff im Mai 1937 beim DGHO-Gründungskongress in Münster als Festredner auftrat („Über die Monocytenfrage“) und mit seiner Repu-

tation den NS-linientreuen Vorstand aufwertete, hatte Frau Rosin bereits Deutschland verlassen müssen (Sept. 1933) und leitete das Labor einer Privatklinik in Bologna; von dort floh sie im April 1939 nach Palästina. Ihr Vater war der Freiburger Staatsrechtler und – lt. Wikipedia – „erste jüdische Rektor einer deutschen Universität“, Heinrich Rosin (1855-1927); ihr ältester Bruder Franz war 1917 in Frankreich gefallen; der andere, Paul Rosin, konnte nach London emigrieren.

Unter den Dozenten der Hadassah Universität war auch Professor **Ludwig Halberstädter** (1876-1949), der als Kollege von Hans Hirschfeld bis zur Entlassung 1933 die Bestrahlungsabteilung im Berliner Institut für Krebsforschung geleitet hatte und noch im gleichen Jahr mit seiner Familie nach Palästina ausgewandert war. Eine andere Abteilung des Berliner Krebsforschungsinstituts, die Abteilung für Gewebezüchtung, leitete **Eugenie Klee-Rawidowitz** (1900-1980), die ihre Tätigkeit 1934 am Cancer Research Institut in London fortsetzen konnte, bevor sie mit ihrem Mann in die USA auswanderte. Ihre Arbeiten befassten sich mit dem Wachstum und den Eigenschaften der Krebszelle unter den Bedingungen der in-vitro-Kultur, mit der Wirkung der



Israel-Botschafter Hadas-Handelsman (li.) und Dr. Voswinckel beim Festempfang am 24. April in Berlin

Foto: Margrit Schmidt, Berlin



Foto: Wellcome Institut London

Prof. Moshe Rachmilewitz (1898-1985), Doktorand von Hans Hirschfeld



Foto: Privat, Courtesy of Anders Doljanski

Dr. Leonid Doljanski (1900-1948), Berlin/Jerusalem, getötet bei Araber-Angriff vom 13. April 1948



Foto: Sammlung Susanne Breisinger, Freiburg

Prof. Anna B. Rosin (1893-1967), Freiburg/Jerusalem



Foto: Greenbaum, Thought and action, 1983

Dr. Eugenie Klee-Rawidowitz (1900-1980) Berlin/London/USA

Radiumbestrahlung auf Gewebekulturen und der Einwirkung von Hormonen auf das Wachstum von Gewebekulturen. Frau Klee-Rawidowitz war 1930 – als dritte Frau überhaupt – in das Deutsche Zentralkomitee zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit gewählt worden. Mit dem Ende des Krieges war das einstmals blühende und international renommierte Institut für Krebsforschung unter

seinem langjährigen Leiter Ferdinand Blumenthal (1870-1941) zerschlagen, seine führenden Mitarbeiter aus Deutschland vertrieben oder in Lagern umgekommen.¹

¹ Wir verweisen auf das soeben erschienene Bändchen „Ferdinand Blumenthal. Kämpfer für eine fortschrittliche Krebsmedizin und Krebsfürsorge“ von Harro Jenss und Peter Reinicke (Jüdische Miniaturen, Band 128) 8,90 Euro.

Aus heutiger Sicht überraschen die Breite und die Fruchtbarkeit der damaligen interdisziplinären Forschung und die enge Verzahnung zwischen Hämatologie und Onkologie. Es gehört daher nicht zu den geringsten Aufgaben des DGHO-Historikers, Kontakte und Begegnungen mit den Familien der Vertriebenen zu pflegen und gemeinsam die Erinnerung hochzuhalten.

Berlin 1926

Aus dem Universitätsinstitut für Krebsforschung (Direktor Prof. Dr. F. Blumenthal).
Geschichte der Morphologie des Blutes von der Entdeckung der Malariaerregung bis zur Infektion.
Vorgetragen von
KOSSE SAMOYLOVICH
aus Moskwa (Russland).
Referent: Professor Hans Strohmfeld

Berlin 1932

DAS WACHSTUM DER GEWEBEKULTUREN IN VITRO UND DIE
GURWITSCH-STRABUNG.
Von
LEONID DOLJANSKI

Berlin 1929

(Aus der hämatologisch-histologischen Abteilung des Universitätsinstituts für Krebsforschung an der Charité, Berlin.)
Cytologische Untersuchungen am Sarkomgewebe in der
in-vitro-Kultur.
Von
Hans Hirschfeld und Eugenie Klee-Rawidowitz.

Jerusalem 1950

OBSERVATIONS ON THE MITOTIC REACTION INDUCED IN THE
LIVERS OF RATS BY THIOUREA*
M. RACHMILEWITZ, M.D., A. ROSIN, M.D., and L. DOLJANSKY, M.D.
(From the Reichleind Hospital, Hebrew University Hospital, and the Department of Experimental Pathology, The Hebrew University, Jerusalem, Israel)

Jerusalem 1947

STUDIES ON BONE MARROW IN VITRO
IN THE EFFECT OF ROENTGEN RAYS ON
EXPLANTED BONE MARROWS
BY M. RACHMILEWITZ, A. ROSIN, G. GOLDMANN, and L. DOLJANSKI
Department of Experimental Pathology and Department of Pathology, The Hebrew University Hospital, Jerusalem, Israel

Jerusalem 1944

Comparative Studies on the Radiosensitivity of Normal and Malignant Cells in Culture
II. The Delayed Lethal Effect*
Eugenie G. Goldmann and L. Hohensohn

Eine Büste kehrt zurück nach Berlin

Gedenksymposium für Paul Lazarus (1873-1957) mit Beteiligung der DGHO und der DEGRO

PETER VOSWINCKEL

Foto: Universitätsarchiv Berlin HUB, Char. Dir. 570, Bl. 36

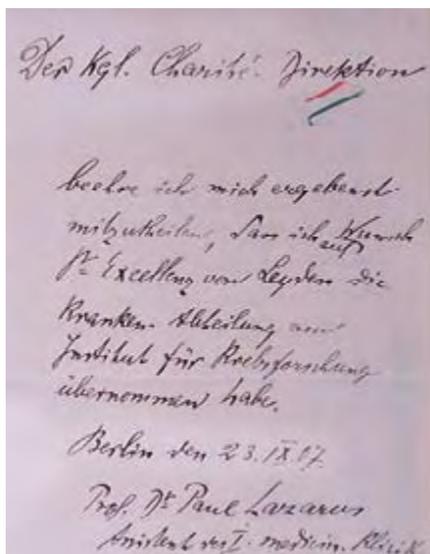


Abb. 1: September 1907: Lazarus beginnt seine Tätigkeit am Institut für Krebsforschung

Paul Lazarus – gebürtig aus dem damals österreichischen Czernowitz, ausgebildet in Wien, habilitiert in Deutschland, im Dritten Reich vertrieben aus Berlin und verstorben im Schweizer Exil – war ein universaler Geist und europäischer Wissenschaftsorganisator, ein begnadeter Internist und zugleich Pionier der Strahlentherapie. Betrachtet man sein Hauptwerk von 1928/1931, das „Handbuch der Strah-

lenheilkunde“ (Abb. 5), so findet man führende Fachleute aus ganz Europa darin versammelt, ergänzt durch Beiträge von Albert Einstein, Arnold Sommerfeld und Friedrich Dessauer. Mit den meisten von ihnen war er freundschaftlich verbunden, so etwa mit Gösta Forsell oder Claudius Regaud; auf seinen Reisen hatte Lazarus wiederholt auch Madame Curie kennen- und schätzen gelernt.

Firmiert Paul Lazarus also mit Fug und Recht im „Ehrenbuch der Röntgenologen und Radiologen“ (1959), so dürfen wir ihn hier mit gleichem Recht als frühen Wegbereiter der Medizinischen Onkologie betrachten. Deren Anfänge gehen bekanntlich auf Ernst von Leyden zurück, den Vater der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin (1882), ebenso wie der Deutschen Krebsgesellschaft 1900 [damals noch unter der Bezeichnung Comité für Krebsforschung].

Seit 1901 arbeitete Lazarus als Assistent bzw. Oberarzt bei dem berühmten Kliniker in Berlin und setzte nach dessen Tod 1910 die Führung der Leydenschen Privatklinik in Tiergarten fort. Zuvor hatte der siebzigjährige Ernst von Leyden im Sommer 1903 das „Institut für Krebsforschung“ gegründet, die erste Einrichtung ihrer Art im Deutschen Reich,

die die experimentelle Forschung mit der klinischen Behandlung krebserkrankter Menschen verband. Hier wurden die vielfältigsten (und meist vergeblichen) Ansätze der frühen Chemo- und Immuntherapie erprobt, hier züchtete Leonor Michaelis seine Krebsmäuse [ja, es ist der später berühmte Physiologe und Entdecker der Michaeliskonstante!] und hier begannen gleich im Jahr 1903 die ersten Therapieveruche mit Radium. Es wird oft vergessen, dass es überwiegend internistisch tätige Ärzte waren, die das strahlende Element begeistert aufgriffen und in mühevoller Kleinarbeit ihre Ergebnisse publizierten – lange, bevor sich die Strahlentherapie als selbständige Disziplin formierte. Daran erinnerte auch der deutsch-amerikanische Onkologe und Radiologe Franz Buschke (gebürtig aus Berlin!) in seinem dreibändigen Werk „Progress in Radiation Therapy“ (1958):

“By some, radiation therapy is viewed not as a branch of clinical medicine but as a physical science applied to the human phantom. We tend to forget that the early essential clinical contributions which were based on empirical methods of trial and error and on careful clinical observation were completed before the roentgen unit was defined (in 1928).”

Mit gutem Grund dürfen also DGHO und DEGRO ihre gemeinsamen Wurzeln herausstellen und die Berliner Krebsbaracken als „Erinnerungsort“ für sich reklamieren, wie der Verfasser dieser Zeilen jüngst vor-

Foto: Postkarte aus der Sammlung Ostrowski, Charité Berlin

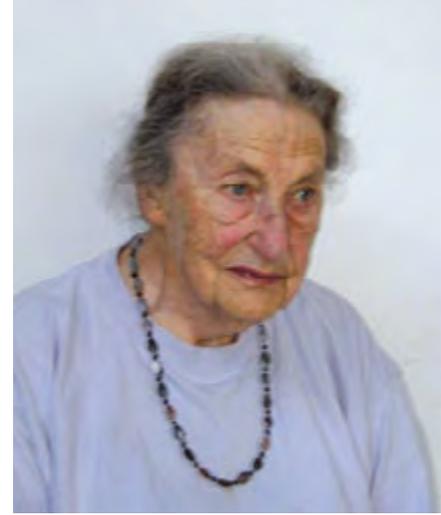


Abb. 2: Erinnerungsort der Onkologie: Die drei Baracken des „Instituts für Krebsforschung“ im Garten der Charité, aufgenommen aus einem Südfenster der Pathologie um 1915. In den vier Zimmern der Laborbaracke (Chem. Labor; Mikroskopierzimmer; Sektionsraum; Tierversuche, insgesamt 76 m²!) wirkten u. a. Leonor Michaelis, Ferdinand Blumenthal, Arthur Pappenheim und Hans Hirschfeld)



Abb. 3: Büste von Prof. Paul Lazarus angefertigt 1931/32 von der Bildhauerin Lilli Wislicenus als Dank für Prof. Lazarus. Er hatte ihren einzigen Sohn, der an Zungenkrebs erkrankt war und durch einen chirurgischen Eingriff seine Sprachfähigkeit verloren hätte, erfolgreich mit Radium behandelt – und geheilt

Abb. 4: Tochter von Paul Lazarus: Elisabeth Lambery geb. Lazarus, Genf, geboren in Berlin 1923



geschlagen und ein entsprechendes Forschungsprojekt eingeleitet hat.

Von 1907 bis 1910 oblag Paul Lazarus die Krankenversorgung in den beiden Krebsbaracken (siehe Abb. 1), unterstützt von Artur Pappenheim, der in diesen Jahren die hämatologischen und histologischen Befunde erstellte (gefolgt 1910 von Hans Hirschfeld). Lazarus selbst schied nach Leydens Tod 1910 aus der Charité aus und wandte sich ganz der Radiumtherapie zu, sowohl in seiner Privatklinik wie auch – über drei Jahrzehnte – als internistischer Chefarzt im Krankenhaus der katholischen Marienschwestern. In seinem Handbuch 1931 dankte er ausdrücklich „Herrn Prof. Hirschfeld für die Durchsicht der Präparate“. Die Leitung des Instituts für Krebsforschung hatten mittlerweile Georg Klemperer und (ab 1915) Ferdinand Blumenthal übernommen, wobei sich die Räumlichkeiten des Instituts mit seinen Abteilungen

und Labors auf fünf Standorte innerhalb der Charite ausgeweitet hatten. In der Zeitschrift „Science“ vom 12.06.1925 bezeichnet der damalige Präsident der American Association for Cancer Research nach einem Besuch in Berlin die von Blumenthal redigierte Zeitschrift für Krebsforschung als „the leading cancer journal of the world.“ Prädestiniert als Erinnerungsort ist das Institut noch in zweiter Hinsicht: Sein ärztliches Personal bestand zu 90% aus Wissenschaftlern mit jüdischem Hintergrund. Dementsprechend kam die massenhafte Entlassung nach 1933 einer Zerschlagung dieses im In- und Ausland renommierten Instituts gleich – womit freilich in den Augen zahlreicher operativ tätiger Charité-Kollegen ein lästiger Konkurrent ausgeschaltet war. Das Schicksal der so Vertriebenen aufzuklären und ihr Wirken nachträglich zu würdigen, ist eine bleibende Aufgabe. Fest steht, daß Deutschland sich mit diesem Aderlass für Jahrzehnte aus der internationalen Krebsforschung herauskatapultiert hatte.

Auch Paul Lazarus wurde 1933 die Lehrbefugnis an der Universität Berlin entzogen. Durch Vermittlung des katholischen Bischofs Konrad von Preysing gelang ihm und seiner Familie 1937 die Auswanderung nach Fribourg, wo ihm freilich für Jahre die ärztliche Arbeitserlaubnis vor-enthalten blieb und er auf die Unterstützung von Freunden (ehemaligen Patienten!) angewiesen war. Lazarus starb 1957

mit 84 Jahren an den Folgen einer aplastische Anämie.

In der Nähe von Genf traf Voswinckel im Sommer 2012 die neunzigjährige Tochter von Lazarus, Elisabeth Lambery, die in eindrucksvollster Weise vom Leben ihres Vaters berichten konnte. Sie erklärte sich bereit, die Büste von Paul Lazarus zurück nach Berlin zu transferieren – und zwar an die Stätte seines letzten Wirkens in Berlin, das St. Antonius-Krankenhaus in Karlshorst, wo seit 1994 die Katholische Hochschule für Sozialwesen junge Menschen ausbildet (vgl. den Hinweis auf das Gedenksymposium S. 15).



Abb. 5: Das Opus magnum von Paul Lazarus. Umfang: 2.117 Seiten, Gewicht 4,6 kg



Abb. 6: Reisepass mit Judenstempel und Beiname „Israel“

Von einer anonymen Ikone zu einer Person mit Schicksal und Vermächtnis

PETER VOSWINCKEL



Abb. 1: Assistenten als Staffage: Ernst von Leyden am Krankenbett. An seiner Seite: Paul Lazarus (im weißen Kittel).

Seitdem das „Ehrenmal der Radiologie“ in Hamburg ihn aufführte (1959), ist den Radio-Onkologen zumindest der Name von Paul Lazarus bekannt, nicht jedoch sein Konterfei (vgl. auch die biografische Skizze auf der DEGRO-Homepage). Umgekehrt verhält es sich bei den übrigen in der Onkologie Tätigen: Vielen steht die berühmte Abbildung mit Ernst von Leyden und seinen Assistenten vor Augen (Abb. 1): das Foto von 1906 ziert die Homepage der Deutschen Krebsgesellschaft und hat auch Eingang in die gebundene „Geschichte der Deutschen Krebsgesellschaft“ gefunden (2012), doch fehlte bisher jeglicher Hinweis, dass es sich bei dem Herrn an Leydens Seite um dessen Intimus und Oberarzt Paul Lazarus handelte (im weißen

Kittel; links außen der spätere Leiter des Instituts für Krebsforschung, Ferdinand Blumenthal).

Zahlreiche Gäste aus Hochschule und Klinik, Architektur (VDA) und Kirche (Erzbischof Woelki), aus Kreisen von DGHO und DEGRO sowie der Umgebung in Berlin-Karlshorst nutzten am Nachmittag des 5. November 2013 die Gelegenheit, um sich in der Aula der Katholischen Hochschule über Paul Lazarus zu informieren und an der Rückkehr von dessen Bronze-Büste aus dem Schweizer Exil teilzuhaben (vgl. letztes Mitgliederrundschreiben, Nr. 3/2013, S. 24-25).

Eingerahmt von musikalischen Darbietungen durch den Lazarus-Enkel und Cellisten **David Lauri**, Basel, und seiner Frau **Karin**

Scharler, Klavier, entstand in dem zwei-stündigen Symposium das Bild einer herausragenden Persönlichkeit, die über das fachliche Verdienst hinaus ein hochaktuelles Vermächtnis über den Umgang mit dem kranken Menschen und dessen ganzheitliches Wahr-Nehmen hinterlassen hat.

Frau **Dr. [Kelbert] Schwabedissen**, Bielefeld, lieferte zunächst einen biographischen Abriss und konnte dazu auf ihre vielbeachtete medizinhistorische Dissertation „Paul Lazarus (1873-1957), Pionier der Strahlentherapie. Leben und Werk“ zurückgreifen (RWTH Aachen 2007) Insbesondere illustrierte sie die Demütigung und Vertreibung dieses erfolgreichen Klinikers während der Nazi-Herrschaft und den dramatischen Verlust von allem Hab und Gut, gefolgt von einem zwanzigjährigen schmerzvollen Kampf um Pensionsansprüche und Entschädigungen. **Prof. Voswinckel** (DGHO Berlin) veranschaulichte am Beispiel von Lazarus' Wohnhaus im heutigen Berliner Regierungsviertel die weltanschaulichen Stürme, die im 20. Jahrhundert über die Stadt hinweggezogen sind: Ganze Straßenzüge des ehemals noblen Wohnviertels um den Reichstag wurden 1938 abgetragen, um dem Wahnsinnsprojekt von Hitlers „Ruhmeshalle“ Platz zu machen. Nach dem Krieg durchtrennten Zonengrenze bzw. Mauer den Fußweg zwischen Lazarus Wohnung und Charité. Nahe seines früheren Arbeitsplatzes an den Krebsbaracken wurde 1961 das erste Maueropfer niedergeschossen, ein junger Mann von 24 Jahren, – während zur glei-

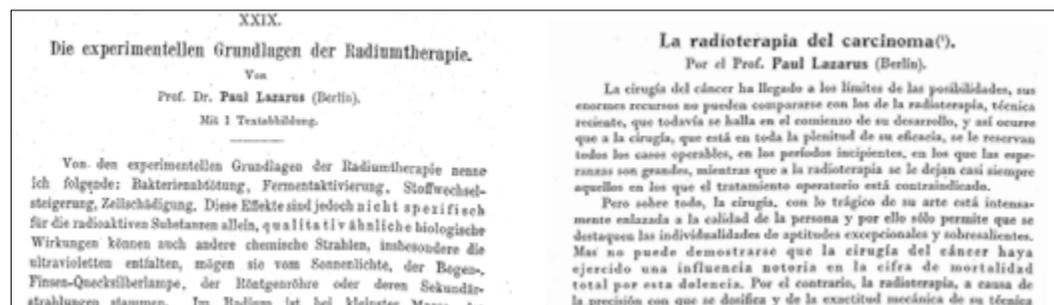


Abb. 2: Wiesbadener Internistenkongress 1912 (li.); Berliner Medizinische Gesellschaft 1929 (spanische Übersetzung in „Revista médica“).

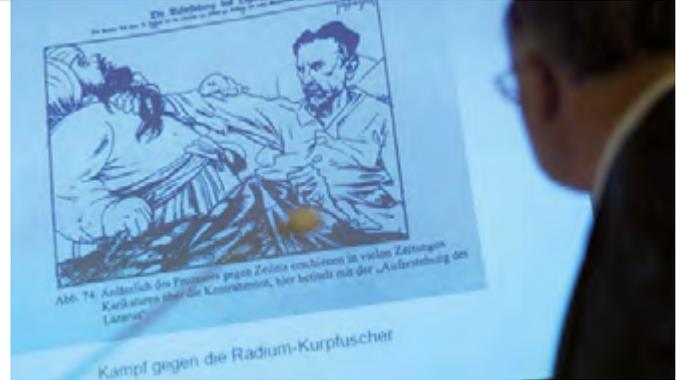


Abb. 3: Referent Prof. Kimmig vor den projizierten Porträts von Mme. Curie und Albert Einstein (links, im Hintergrund erkennt man die Büste von Paul Lazarus) und vor einer Karikatur von Paul Lazarus in seinem Kampf gegen den Kurpfuscher Valentin Zeileis 1930 (rechts).

chen Zeit die ehemalige Krebs-[Männer-]Baracke als FDJ-Heim umfunktioniert war und die Werke von Marx, Engels und Lenin feilbot.

Prof. Kimmig, Kiel, würdigte den Internisten Lazarus als bahnbrechenden Pionier der Strahlentherapie, insbesondere in der Behandlung intrakavitärer Karzinome, z.B. des Zungenkrebses. Die Unbekümmertheit, mit der in der frühen Zeit besonders die Internisten und Hautärzte mit Radium arbeiteten, bezahlten viele, so auch Lazarus, mit Krankheit und Tod. Kimmig unterstrich den Forscherdrang, das Charisma und den Wagemut, mit dem der selbstbewusste Lazarus an Kapazitäten wie Otto Hahn oder Albert Einstein herantrat, um sie zur Mitarbeit an seinem Handbuch zu gewinnen. Zukunftsweisend waren auch Lazarus' Überlegungen zur flächendeckenden Versorgung und Sozialbetreuung Krebskranker und zur Notwendigkeit des Berufsbildes eines speziellen „Blastologen“ (= Onkologen).

Nach der Pause verlas Frau **Krützmann**, Winterthur, eine Enkelin von Lazarus, das Grußwort ihrer neunzigjährigen Mutter Elisabeth **Lambercy**, Genf, das diese mit „Besinnung auf das Wesentliche“ überschrieben hatte. Darin schilderte sie mit persönlichen Erinnerungen, wie tief das christliche Verständnis eines ganzheitlichen Gesundungsprozesses das ärztliche Handeln ihres Vaters bestimmt hatte. In den von Lazarus entwickelten Anamnesebögen nahmen die Sozial- und Berufsanamnese sowie die leib-seelische Gestimmtheit des Patienten einen großen Raum ein. Für jeden einzelnen Patienten

entwarf Lazarus einen Heilplan, der neben dem Einsatz modernster Heilmittel stets auch Vorschläge zu Lebensführung, Diät, Bewegung und seelischer Stärkung beinhaltete. Angesichts der vielfach desolaten Wohnverhältnisse propagierte Lazarus darüber hinaus einen Siedlungsgedanken, der den Zugang zu Licht, Luft und eigenem Garten schaffen sollte.

Prof. Ortmann, KHSB Berlin, zog den Bogen von der Vorstellungen einer „klinischen Sozialhygiene“, wie Lazarus sie in seinem neu errichteten St. Antonius-Krankenhaus zu verwirklichen suchte – einem Ansatz, der mit der Vertreibung führender Exponenten für lange Zeit nach dem Kriege aus der klinischen Medizin verschwunden war – zu den heute an der KHSB gelehrt Ausbildungsgängen einer gesundheitsbezogenen Sozialarbeit. Aktuelle Forschungsprojekte, wie etwa zur Vereinbarkeit von Pflege durch Angehörige mit dem beruflichen und familiären Umfeld, lassen so durchaus eine geistige „Fortschreibung“ von Lazarus' sozialmedizinischem Engagement erkennen.

Anekdoten und Erinnerungen an seinen Großvater, vorgetragen von **Prof. Gigon**, Zürich, rundeten die Feierstunde ab. Sie gaben einen Eindruck von dem Humor und der Schlagfertigkeit des vielseitig gebildeten Paul Lazarus. Darüber hinaus schilderte er aber auch die Schwierigkeiten, die die damalige Schweiz den Einwanderern aufbürdete: Selbst das Abitur hätte der international renommierte Charité-Professor aus Deutschland nachmachen müssen, um als Arzt seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. So war er auf die Großzügigkeit

von Freunden und ehemaligen Patienten angewiesen.

Insgesamt bildeten die Vorträge eine reiche Quelle von Inspiration und Anregung. Damit bestätigt sich der historische Forschungsansatz der DGHO, die Geschichte nicht nur als Zierrat oder historisches Dekor einzusetzen, sondern in die Tiefe zu gehen, genau hinzuschauen und Verschüttetes ans Tageslicht zu heben. Lebensentwürfe wie der von Paul Lazarus können so dazu beitragen, unser heutiges ärztliches Handeln besser zu bewältigen und das Geschichtsverständnis zu erweitern.

Bedauerlich nur, daß die Studierenden in der Minderzahl waren. Eine Herausforderung für die Gedenkkultur?



Abb. 4: Prof. Freund (DGHO), Prof. Feyer (DEGRO) und Prof. Zimmermann (KHSB), v. l. n. r., die Veranstalter des Symposiums. Die mit modernsten Medien ausgestattete Aula lässt noch alle Zeichen der früheren Nutzung als Kapelle erkennen aus einer Zeit, als das Gebäude 1930 nach Vorgaben von Paul Lazarus als St. Antonius-Krankenhaus in klassischem Bauhausstil errichtet wurde. (Während der Sowjet- und DDR-Herrschaft war die Kapelle als Kino und Festsaal zweckentfremdet gewesen; für die behutsame Wiederherstellung erhielt die Hochschule soeben einen Bauherrenpreis.)

Krebsforscher als Paradefigur eines Exil-Theaterstücks

„Goliath erschlägt David. Eine zeitlose Tragödie in 3 Akten“ von Hugo Döblin 1935

PETER VOSWINCKEL

Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach schlummert das Typoskript eines Theaterstücks, in dem ein Krebsforscher, Prof. Larsen, die Hauptrolle spielt. (Abschrift im Archiv der DGHO). Das unkorrigierte Exposé entstand auf der Flucht aus Deutschland 1933/35, vermutlich in verschiedenen Logis und Cafehäusern in Paris und Prag. Nach einem Treffen in Wien (Juni 1936, Hotel Imperial) nannte Thomas Mann die Tragödie des aus seiner Heimat vertriebenen Krebsforschers „das stärkste Schicksalsdrama der deutschen Emigration.“ Ob es jemals zur Aufführung gelangt, darf allerdings bezweifelt werden. Angesiedelt zwischen Boulevard-Theater und expressionistischem Totentanz setzen die Fachleute dessen literarische Qualität eher gering an.

Wir, die DGHO, betrachten das Werk vorrangig als historisches Dokument. Darin geht es freilich nicht um Krebspatienten

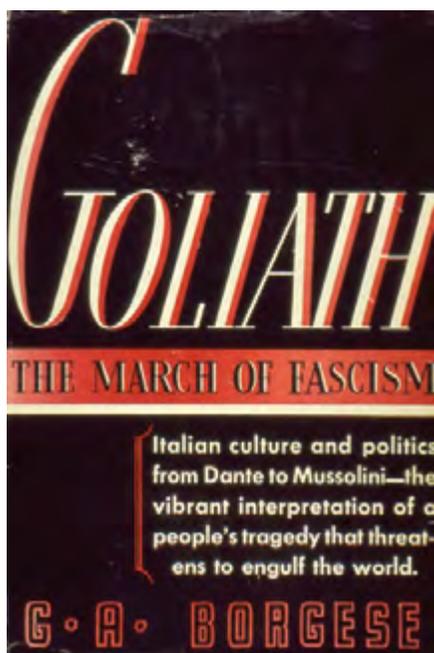


Abb. 1: Zeitgenössische Goliath-Metapher in einem Buchtitel 1938 des vertriebenen Giuseppe A. Borgeese (Schwiegersohn von Thomas Mann).



Abb. 2: Ebenfalls vertrieben: Dr. Benno Brahn (1877-1954), ehemals Mitarbeiter am Krebsforschungsinstitut der Charité, mit Sohn Konrad B. (1922-2001) in Amsterdam, Juli 1938. Der ältere Bruder, Dr. Max B. (1873-1944) [→ Wikipedia] wurde in Auschwitz ermordet; der jüngste Bruder Otto Konrad war im Ersten Weltkrieg gefallen. Foto: Linda Brahn, Roden/Niederlande.

oder zeitgenössische Krebstherapien; allenfalls widerspiegelt es das gesellschaftliche Renommé des „Krebsforschers“ in den Medien der zwanziger Jahre. Vor dem Hintergrund, dass die Krebsforschung damals nahezu vollständig in den Händen jüdischer Mediziner lag – vor allem in Berlin –, und dass diese Ärzte einen überdurchschnittlichen Anteil des assimilierten Judentums ausmachten, beleuchtet das Stück ein Zentralfeld des hundertjährigen Assimilationsprozesses.

„Das im September 1935 erlassene Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre zog mit dem Eheverbot zwischen Juden und „Deutschblütigen“ einen Schlußstrich unter eine fast 100 Jahre anhaltende Entwicklung. Die Zahl der Mischehen war Indikator für den Assimilationsprozeß [...] Andere äußerliche Kennzeichen dieses Prozesses waren die Änderungen jüdischer Familiennamen....“ (Beate Meyer, Rassenpolitik, 1999, 24).“

Wie hochaktuell die in dem Zitat genannten Tatbestände „Mischehe“ und „Namensänderung“ sind – obwohl im öffentlichen Bewusstsein zumeist überlagert vom späteren Holocaustgeschehen – kann man am Beispiel von Ernst von Leyden (1832-1910) studieren, des vielgerühmten Nestors und Flaggschiffs der deutschen Krebsforschung. Er selbst (in II. Ehe) wie auch seine beiden Kinder gingen jeweils eine „Mischehe“ ein – mit verheerenden Folgen für die zweite und dritte Generation! (Hier dürfte der Grund dafür liegen, dass es bis heute keine Biographie, nicht einmal eine Doktorarbeit über diesen „bedeutendsten Internisten seiner Epoche“ [H. Schadewaldt] gibt; über diese Art der Nachkriegs-Tabuisierung wird demnächst zu berichten sein!).

Hugo Döblin behandelt das tragische Ende des Assimilationsprozesses in dem allegorischen Bild des Scheiterns einer ungeliebten Ehe zwischen dem jüdischen Krebsforscher und seiner arischen Ehe-

frau. Die Fokussierung auf die familiäre Atmosphäre gibt Döblin, dem erfahrenen Schauspieler, die Gelegenheit, das Thema lebensnah und überzeugend für die Bühne zu gestalten: Es fehlt nicht an kurzweiliger Unterhaltung: Klatsch und Tratsch, Mode, Kinder und Krankheiten, Anspielungen auf Bildungsbürgertum und akademische Gepflogenheiten und Eitelkeiten. Vor dem Fenster allerdings ziehen SA-Horden vorbei, werfen Steine in sein Laboratorium; Studenten boykottieren seine Vorlesung und der Mob belagert sein Haus...

Tiefe und Zeitlosigkeit gewinnt das Stück durch die Einfügung eines visionären Zwischenspiels, das in stark expressivistischer Manier eine religiös-metaphysische Dimension öffnet und den Bezug zu dem alttestamentarischen Text herstellt: Der kühne Spott, mit dem Goliath einst den Allvater verhöhnte (1 Sam. 17), und die hochmütige Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch Nebukadnezar – sie setzen sich fort bis in die Gegenwart. Mit Erschütterung liest man heute

die vorausschauenden Zeilen (vor dem Novemberpogrom 1938 verfasst!):

*„Mein Lied weint in die Nacht hinaus
Sie begraben morgen ein Gotteshaus.
[...]
Noch ruhen die Äxte, die es zerschlagen
Noch schlafen die Hände, die Allvater
verjagen
Ich höre die Erde Kaddisch sagen, [...] ...
Den Goliath höhnen mit kühnem Spott,
Warum springt nicht David hervor aus
dem Raum
Warum hält Jehova ihn fest im Traum?[...]“*

In der Figur des Hausfreundes und Mystikers Dr. Reginald Loew wird diese visionäre Schau in den Handlungsablauf des dritten Aktes integriert und verstärkt so die Dramatik der sich überstürzenden Ereignisse. Unter Verzicht auf Schwarz-Weiß-Zeichnung (etwa ein Auftreten uniformierter Nazi-Schergen) oder heroische Stilisierung (wie etwa in dem Exiltheater und späteren Spielfilm „Prof. Mamlock“ des kommunistischen Arztdichters Friedrich Wolf), steht zwar die schuldhaft Verstrickung der fanatisierten Massen

1933 außer Frage, doch bleibt die zentrale metaphysische Frage ungelöst (sie ist es bis heute) –

*Sind wir zum Lieben geboren?
Sind wir zum Hassen geboren?*



Abb. 3: Zeitgenössische Goliath-Darstellung von Rudolf Schlichter 1934, Goliath verhöhnt das Volk Israel.

Quelle: Junge Front. Wochenzeitung junger Deutscher vom 29. Juli 1934.

1. Akt

(in einer großbürgerlichen Wohnung in Berlin, etwa 1930):

Ein Geburtstag ist zu feiern: der erfolgreiche Krebsforscher Georg Larsen erhält Glückwünsche und Anerkennung von Fakultäten, Stadtgemeinden, Bekannten und Verwandten. Zum abendlichen Diner treffen Gäste ein. Von Beginn an deuten sich Spannungen an: etwa zwischen dem völkisch-national gesinnten Sohn Günther und seiner Schwester Helga gt. Ruth (!), Pionierin einer zionistischen Jugendorganisation. In einer Nebenszene wird die Auseinandersetzung der Schulmedizin mit damals populären Wunderheilern und Vertretern der Natur- und Volksmedizin thematisiert. Professor Larsen, aus jüdischer Familie stammend, aber längst assimiliert und seit 25 Jahren mit der (arischen) Frau Annemarie verheiratet, wird als hochkarätiger, unpolitischer Wissenschaftler gezeichnet, der im Ersten Weltkrieg Frontkämpfer war und zwei Brüder in Flandern verloren hat. Im Laufe des Abends wird deutlich, dass seine Ehe nur noch Fassade ist. Es kommt zum Eklat, als die (antisemitische) Schwester der Ehefrau herausfindet, dass Prof. Larsen in Begleitung einer Geliebten an einem Krebskongress in Dresden teilgenommen hat. Er verlässt das Haus.

2. Akt

(ebenda, Ende Februar 1933):

Tochter Ruth erkrankt dramatisch an Diphtherie. Der Vater, inzwischen bei seiner „Konkubine“ lebend, wird zur Not-Tracheotomie herbeigerufen. Als er eintrifft, ist es zu spät: Ruth stirbt. Zu Besuch erscheint die älteste Tochter, Studentin der Kunstgeschichte, ihrerseits frisch verlobt mit dem (arischen) Baumeister Konrad. Der Vater berichtet von antisemitischen Tumulten seiner Studenten und erfährt aus der Zeitung, dass sein Rücktritt gefordert wird. In die spannungsgeladene Traueratmosphäre platzt die Nachricht, dass während der Abwesenheit des Professors (um zur Tochter Ruth zu eilen), ein Stein in sein Laboratorium geschleudert wurde zusammen mit einer Schmähschrift. Larsen muss es so empfinden, dass die tote Tochter ihm womöglich das Leben gerettet hat. Während er zusammen mit seinem (orthodoxen) Bruder, dem Tuchhändler Bruno Laserson [sic!], zum traditionellen Totengebet anhebt, ertönt auf der Straße ein Gejohle mit antisemitischen Hetzparolen. Die Haustürglocke ertönt. Prof. Larsen wird abgeholt und in „Schutzhaft“ genommen.

3. Akt

(Haus und Garten der zweiten Ehefrau Cora Larsen-Lewinsky, etwa 1935):

Aus der Schutzhaft entlassen, ist Prof. Larsen mittlerweile geschieden und mit seiner Freundin verheiratet, einer jungen polnischen (offenbar dem Ostjudentum zugehörigen) Privat-Dozentin für Biologie (die nicht in persona in Erscheinung tritt). Beide werden von einer Reise nach Ägypten zurück erwartet: Die Universität Kairo hat Larsen das Angebot unterbreitet, ihn zum Leiter des Krebsforschungsinstituts zu berufen. In einer Zwischenszene präsentiert Konrad seiner Verlobten den „Fragebogen“; er sieht durch die nicht-arische Abkunft Irenes seine Karriere gefährdet (Auftrag für einen Kirchen-Neubau!); die Verlobung wird gelöst. Unterdessen mehren sich unheimliche Zeichen und Vorahnungen. Die Familie des Bruders rüstet sich zur Auswanderung nach Palästina. Bei seiner Rückkunft ist Prof. Larsen hochgradig verwirrt. Seiner Frau Cora ist das Klima in Ägypten nicht bekommen; sie stirbt während der Reise auf dem Schiff. Aufgebrachte Passagiere hatten verlangt, den jüdischen Sarg auf hoher See zu versenken, was Larsen offenbar in einen Schock versetzt hat. Behandlungsversuche schlagen fehl. Wahnhaft kehrt er den David-Steinwurf der Bibelgeschichte um: Goliath erschlägt David – womit die Morddrohungen der Studenten und Schiffspassagiere ihre Erfüllung finden. In Verzweiflung stürzt sich Larsen in den Gartenteich und ertrinkt.

Von speziell ärztlichem Interesse ist die beiläufige Thematisierung des damals aktuellen „Kurpfuscherproblems“. Tatsächlich traten um 1930 sowohl Professor Lazarus als auch andere Berliner Krebsforscher gegen die Massensuggestion auf, die damals von Wunderheilern und Vertretern der alternativen Heilmethoden ausging. Nicht von ungefähr gingen große Teile der Naturheilkunde in der Ideologie des Nationalsozialismus auf und fanden ein gönnerhaftes Entgegenkommen der braunen Machthaber. Auf der anderen Seite sieht Döblin die Grenzen der naturwissenschaftlichen Medizin, wenn es um die metaphysische Orientierungslosigkeit des modernen Menschen geht.



Abb. 5: Hugo Döblin-Prospekt.

Quelle: FF-Film-Führer, 3. Ausgabe, Berlin 1930, S. 112.



Abb. 4: Hugo-Döblin-Bildnis 1929. Holzschnitt, angefertigt von dem Sohn Herbert Döblin.

Die Schlussvision entlässt den Zuschauer mit einem Gebetsvers aus dem Talmud und dem Vaterunser. Im Unterschied etwa zu Nietzsches Diktum „Gott ist tot!“ macht Döblin aus seiner Bindung an den alttestamentarischen jüdischen Glauben keinen Hehl und gibt seiner Hoffnung auf das kommende Israel deutlich Ausdruck. Mehrfach hört man das „Höre Israel!“.

Hugo Döblin (1876-1960) war der zweitälteste Bruder von Alfred Döblin (1878-1957), dem Verfasser des Romans „Berlin Alexanderplatz“ (Der älteste Bruder beging 1929 Suizid wg. Insolvenz als Kaufmann; der jüngste Bruder Kurt wurde 1942 im Vernichtungslager Sobibor ermordet.). Seit 1900 lebte Hugo D. als Theaterschauspieler in Berlin, u.a. als Mitglied der Reinhardt-Bühnen. Er wirkte in ca. 500 Filmen mit, bevor er 1933 aus Deutschland vertrieben wurde und über Prag und Wien 1938 nach Zürich gelangte. Dort lebte er – zuletzt halberblindet – von der Armenfürsorge und (ab 1958) von einer Rente nach dem Bundesentschädigungsgesetz. Einige ältere Einwohner von Zürich erinnern sich an die skurrilen Leseabende des 80-jährigen, mit Smoking und Lackschuhen. 1930 hatte er an der Hörspiel-Fassung des Romans „Alexanderplatz“ mitgewirkt. Unter dem Titel „Die Geschichte vom Franz Biberkopf“ (Reclam-Heft Nr. 9810) bildete es einen Meilenstein der deutschen Rundfunkgeschichte. Hugo D. sprach darin die Stimme des Automobils, das Franz Biberkopf den Arm abfuhr... Am Alexanderplatz residiert heute das Hauptstadtbüro der DGHO.



Abb. 6: Alexanderplatz Berlin 1932. In dem markierten Bürohaus von Peter Behrens (1930) hat die DGHO heute ihren Sitz (Pfeil). Rechts das im Krieg zerstörte Kaufhaus Tietz; am linken Bildrand das berühmte Polizeipräsidium. Quelle: Landesarchiv Berlin.

Krebsbaracken als Gegenstand der „Weltstadtbetrachtungen“, Berlin 1928

Gedenktafel für Carl Sonnenschein; Enthüllung am 3. Juli 2014, 11 Uhr nahe Bhf. Friedrichstraße

PETER VOSWINCKEL

„Weltstadtbetrachtungen“ – unter diesem Titel erschienen die gesammelten Kolumnen, welche der katholische Priester Carl Sonnenschein als „Notizen“ für das Katholische Kirchenblatt von Berlin 1924-1928 verfasst hatte, zunächst in Gestalt von zehn zusammenfassenden Heftchen, später dann auch als gebundene Ausgabe.¹

In dem nebenstehenden Text² geht es um einen Weihnachtsbesuch in drei sozialen Brennpunkten Berlins 1927: bei inoperablen Krebskranken in der Krebsbaracke, bei blinden Kindern und in einem Fürsorgehaus in Dahlem. „Zigeuner der Wohltätigkeit“, so nannte Kurt Tucholsky den vielbeschäftigten Großstadtseelsorger Sonnenschein³, dem die Deutsche Bundespost zwei Briefmarken widmete (1952/1976; siehe Wikipedia). Ein Dutzend Schulen und Einrichtungen in Deutschland tragen heute seinen Namen, vierzig Straßenbenennungen halten sein Andenken aufrecht.

Gebürtig in Düsseldorf, war Carl Sonnenschein (1876-1929) zunächst als Jugendseelsorger in Aachen, Köln und Wuppertal tätig. Als Mitarbeiter des Volksvereins für das katholische Deutschland gründete er in Mönchengladbach 1908 das „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit SSS“, das er 1918 nach Berlin verlegte. Sein Büro in der Georgenstraße 44 (in direkter Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße) wurde zu einem Zentrum einer überaus vielfältigen Sozialarbeit (Kath. Volkshochschule; Akademiker-Arbeitsamt; Ferienbetreuung; Lesehalle u. a.). Neben seiner rast-



Abb. 1: Kein Schmiss, sondern Zustand nach Wangen-OP. wegen Geschwulst am Zungengrund: Der katholische Priester Carl Sonnenschein (1876-1929).

losen Hilfe für die sozial Schwächsten und einer unermüdlichen Tätigkeit als Großstadtseelsorger profilierte er sich auch als leidenschaftlicher Redner und Schriftsteller. Sein Telegrammstil in den „Notizen“ und seine originellen Wortschöpfungen fanden allwöchentlich zigtausende Leser. Freilich: Nicht wenigen „Wohlbetuchten“ (darunter auch Ärzte, wie wir aus einem Brief von Prof. P. Lazarus wissen), ging der penetrante Geld-

sammler gehörig auf die Nerven und war mit seinem überschäumenden Temperament nicht unumstritten.

Für uns ist der kurze Text ein willkommenes Gegenstück zu dem expressionistischen Gedicht von Gottfried Benn „Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke“ (1912), mit dem die „Krebsbaracke“ weltberühmt, ja geradezu unsterblich wurde und als literaturhistorische Kategorie das World Wide Web dominiert – weit hinaus jedenfalls über deren medizinische Sonderstellung. Es bestätigt zum einen („Jeder weiß, was das bedeutet“) unsere Vermutung, dass die Benn'sche Krebsbaracke tatsächlich in der Charité anzusiedeln ist und nicht im Krankenhaus Moabit, wie es vielfach in der germanistischen Sekundärliteratur dargestellt wird (In der Charité war es auch, wo Benn in den Jahren zuvor seine klinischen Semester absolviert hatte).

Zum anderen präsentiert der Sonnenschein-Text genau jene Dimension der Transparenz, die bei Benn bewusst

Ca.-Baracken! Jeder weiß, was das bedeutet! Sie liegen dicht bei der Stadtbahn. Im Konzern der Charité. Zwischen den weißen Betten stand der lichterträumende Baum. Durch die Fenster ging, über das schwarze Dunkel des Damms, alle paar Minuten, die Stadtbahn! Wie helle Kette! Dann wieder ein Augenblick Ruhe!

Zwischen dem Baum und uns das gläserne Tischchen. Vernickelte Stangen! Milchglasplatten! Zwei Etagen hoch! Sonst steht dort Karbol! Sonst liegt dort Watte! Heute ein weißes Deckchen! Darauf ein Tannenzweig! Statt des silberblanken Instrumentes! Friede auch dieser Baracke! Ein Lied steigt auf! Eine Laute klingt! Ein junger Theologe spricht! Leise! Aus einem Manuskript! Die Weihnachtspredigt!

Von dem, der uns durch Not und Tod führt! Die Kranken wissen, dass vor Jahren er selbst krebskrank war und gesundet ist. So gelten seine Worte doppelt viel. Schweigend gehen wir, aus dem Lichterglanz der Baracke, in den eisigen Hof. Am dunklen Laboratorium vorüber. Wo die Ärzte, Tag um Tag, mit der furchtbaren Krankheit ringen. Mein Freund betont: „Der Tag wird kommen. Einmal werden wir sie zwingen!“

1 1934, hrsg. von E. Thrasold; 1951/52 hrsg. von Maria Grote; in letzterer ist der Ca.-Baracken-Absatz leider nicht enthalten.

2 „Notiz/Weltstadt Betrachtung“ vom 1. Jan. 1928 unter dem Titel „Ripensando“. (Heft 9).

3 Tucholsky [Ignaz Wrobel]: Carl Sonnenschein. In: Weltbühne 27 (1931), Nr.1. vom 6.1.1931.

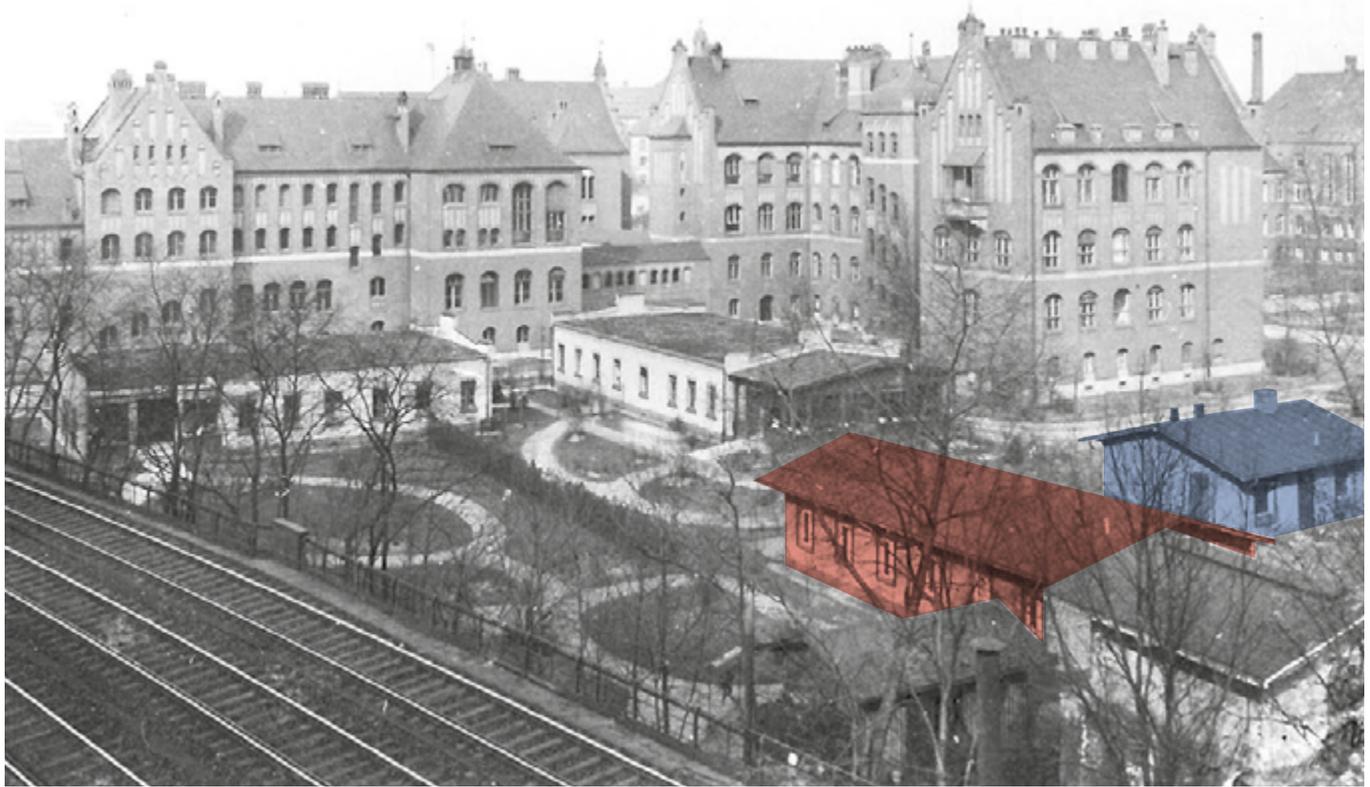


Abb. 2: „Wie eine helle Lichterkette“: Die vorbeifahrenden S-Bahnen in der nächtlichen Krebsbaracke (siehe Kasten S. 14); rot markiert: Frauenbaracke, blau markiert: Laboratorium. In dem dahinterliegenden Pathologischen Institut hörte Gottfried Benn im WS 1909/10 die „Sektionstechnik“ bei Prof. Orth; am rechten oberen Bildrand angeschnitten die Psychiatrische Klinik, wo Benn 1910/11 als Unterarzt arbeitete.

Foto: Charité – Bauarchiv

ausgeklammert oder allenfalls mit ironischer Anspielung angedeutet ist („Rosenkranz“ aus knotigen Metastasen). Mit drastischem Realismus beschrieb Benn die ekelerregenden Gerüche und den körperlichen Zerfall der Krebspatienten und rief bei seinen Zeitgenossen einen Aufschrei der Empörung hervor. Freilich, in der billig-frömmelnden Gartenlauben-Kultur der Kaiserzeit hätten weder Sektionssäle noch Krebsbaracken literarische Gestalt annehmen können. Sonnenscheins christlicher Habitus dagegen, sein Sprachstil und seine Ausrufungszeichen in den Weltstadtbetrachtungen, sind authentisch verbürgt durch seine ausgeprägte Empathie und seine persönliche Aufopferung, mit der er seine Kräfte schonungslos verausgabte. Die Krebsbaracke war ihm Bewährungsfeld der Caritas, jenseits vom aktuellen Stand der ärztlichen Therapie. An Sonnenscheins Sterbelager stand übrigens der Paul Martini⁴, der 1948 als Präsident

⁴ Damals Chefarzt am St. Hedwigs-Krhh. In Berlin, später Ordinarius in Bonn.

des ersten Nachkriegs-Internistenkongresses in Wiesbaden die denkwürdigen Worte fand: „Die Hauptursache des Irrweges der Medizin unserer Zeit liegt vor uns: Es war die mangelnde Ehrfurcht vor der Schöpfung wie vor ihrem Schöpfer und dazu die Verwischung der Rangordnung der Geschöpfe.“⁵

Betrachtet man jüngste Lehrbücher der Psycho-Onkologie, so fällt auf, dass die Frage der spirituellen Orientierung immer größeren Raum gewinnt. Auch in der Palliativmedizin geht es vorrangig um Lindern, Begleiten und Beistehen. „Heute ein weißes Deckchen!“ – für Sonnenschein ein Zeichen dafür, dass auch in der Sterbestunde ein Mitmensch da ist, der wacht und Ordnung hält und so „ein wenig Gottesgüte und Gottessegnen in das Krankenzimmer trägt“, wie es an anderer Stelle bei ihm heißt. Sage niemand, dass dieser Gedanke überholt

⁵ Lasch/Schlegel (Hrsg.): Kongreß-Eröffnungsreden 1882-1982. München 1982, S. 599. In diesem 982-Seiten-Buch übrigens das einzige Mal, dass das Wort „Schöpfer/Gott“ in den Mund genommen wird!

sei! Trifft er nicht genau das Vakuum, das eine ökonomisierte Medizin geschaffen hat und das trotz aller klinischer Verheißungen heute so schmerzhaft empfunden wird?

Enthüllung und Weihe einer Sonnenschein-Gedenktafel an seiner Wirkungsstätte

Georgenstraße 44
Do., 3. Juli 2014, 11 Uhr

mit einer Laudatio von Florian Mausbach, ehem. Präsident des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, und Weihe durch den Generalvikar des Erzbistums Berlin, Prälat Przytarski. Veranstalter ist die BUWOG-Meerermann GmbH. Anschließend Umtrunk mit Kunstaussstellung und Büchertisch.

Über die Ehrenmitgliedschaft des „Reichsarztes SS“ Ernst Robert Grawitz

Was tun?

PETER VOSWINCKEL

Im Vorfeld der Jahrestagung in Hamburg ist die Debatte um die Liste der Ehrenmitglieder der DGHO mit neuer Heftigkeit aufgebrandet. Dabei wird in der aktuellen Diskussion besonders die Ehrenmitgliedschaft von Ernst Robert Grawitz in der Fachgesellschaft kritisiert. Dass diese Debatte nun erneut an die Oberfläche tritt, ist aus Sicht der DGHO ebenso verständlich wie notwendig. So zeigten sich einige Mitglieder der Fachgesellschaft mit Blick auf die 75-Jahr-Festschrift „Geschichte der DGHO im Spiegel ihrer Ehrenmitglieder“, die bereits im Oktober 2012 erschienen ist, irritiert über die Tatsache, dass darin Grawitz – ein als „Kriegsverbrecher“ titulierter Generalleutnant der Waffen-SS – immer noch als Ehrenmitglied der DGHO geführt werde. Ganz dezidiert fragt ein designiertes Ehrenmitglied, „warum der Vorstand der DGHO bisher keine Initiative entwickelt hat, um dieses *peinliche Kapitel* in der Geschichte der DGHO durch ein Aberkennungs- oder Ausschlussverfahren zu beenden.“ Ein anderes Mitglied artikulierte in einem Schreiben an den Vorsitzenden seinen Zorn über diese „Duldung eines Verbrechers und Massenmörders“ und „erwarte[t] die Mitteilung, daß der Mann [Grawitz], der ein *grosser Schandfleck* in den Annalen der Gesellschaft ist, aus der Liste der Mitglieder entfernt wurde.“ Dabei ist diese Debatte in keinster Weise neu. So drohte bereits im Jahr 1987 ein DGHO-Ehrenmitglied, das freilich als Vertriebener während des Dritten Reiches ein direktes Opfer der nationalsozialistischen Rassenpolitik war, er werde seine Ehrenmitgliedschaft niederlegen, wenn er weiterhin das Ehrenmitglied von 1939, den Reichsarzt SS Ernst-Robert Grawitz „in voller Uniform und mit allen Nazi-Insignien“ auf der Liste der DGHO-Ehrenmitglieder sehe. Damals geschah auf Seiten des Vor-

stands nichts. Zumindest wurde die öffentliche Diskussion über den Umgang mit belasteten Ehrenmitgliedern (etwa auf der Ebene der Mitgliederversammlung) unterbunden, indem auf Veranlassung des Vorstands die inkriminierte Darstellung („50 Jahre DGHO“) nicht – wie ursprünglich vorgesehen – auf dem Jubiläumskongress in Würzburg 1987 zur Verteilung kam. Ohne Zweifel bestünde im Falle Grawitz die Möglichkeit, mit einem Federstrich die Ehrenmitgliedschaft für null und nichtig zu erklären, da er als Verantwortlicher für alle medizinischen KZ-Menschenversuche mit Sicherheit in Nürnberg zum Tode verurteilt worden wäre, wenn er sich nicht zuvor, am 24. April 1945, suizidiert hätte. Formaljuristisch träfe also für diesen Kriegsverbrecher zu, dass er „das Ansehen der Gesellschaft geschädigt hat“ und er schon deswegen aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden könnte (§ 4 der DGHO-Satzung). Dies ist in den letzten 68 Jahren nicht geschehen. Aus gutem Grund hat sich der Vorstand der DGHO daher gegen ein solches Schnellverfahren – nach jahrzehntelanger Untätigkeit – ausgesprochen. Stattdessen fasste er 2012 den Beschluss, zunächst die Geschichte der DGHO aufzuarbeiten und insbesondere die Frage der Ehrenmitgliedschaft zum Gegenstand eines breiteren Diskussionsprozesses zu machen. An dessen Anfang stand die Herausgabe der o.a. Jubiläumsbroschüre, in deren Einleitung die „Historizität der Ehrenmitgliedschaft“ präzise fokussiert und auf den Begriff gebracht wurde. Nun gilt es, das Thema auf der kommenden Mitgliederversammlung mit seinem PRO und KONTRA zu erörtern und eine für die DGHO passende Lösung zu finden. Damit steht die DGHO keinesfalls allein: Zahlreiche Fachgesellschaften haben sich in den letzten Jahren dieser Herausforderung stellen müssen und dabei ganz verschiedene Wege gefunden.

Beispiele:

2003	Medizinische Gesellschaft zu Aachen	Ausschluss eines belasteten Ehrenmitglieds.
2011	Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN)	Belassung in der EM-Liste, aber mit Hinweis und Information über Aberkennung; Einsetzung einer historischen Kommission; Satzungsänderung!
2013	Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie (DGKJP)	Alle Hinweise auf eine Ehrenmitgliedschaft werden gelöscht und annulliert aufgrund von historischen Gutachten und einem Vorstandsbeschluss.
2014	Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin (DGKJ)	Alle Ehrenmitglieder bleiben; Bekenntnis zur eigenen Geschichte; kritische Aufarbeitung; Einsetzung einer Historischen Kommission

In jeder der genannten Gesellschaften sieht das zur Last gelegte Fehlverhalten von ehemaligen Ehrenmitgliedern anders aus und bedarf in jedem Einzelfall einer sorgfältigen, sachkundigen Analyse. Man liest nicht ohne Gewinn die verschiedenen Verlautbarungen, Presseerklärungen und Statements im Internet, obgleich der moralische Gestus mancher Schulterklärungen, vereint mit dem Ringen um „correctness“, bisweilen an die Grenze des Erträglichen geht (Assoziationen an Walsers „Moralkeule“ werden lebendig!).

Im Falle der DGHO – gegründet 1937! – ist die Problematik insofern eine besondere, weil ihr von Anfang an ein Geburtsfehler anhaftet: die Nichtbeteiligung und Nichtaufnahme von sogenannten „nichtarischen“ Kollegen. Schon die äußere Aufma-

chung des Jubiläumsbuches von 2012 als Wendebuch mit dem Zweit-Titel „Verweigerter Ehre. Dokumentation zu Hans Hirschfeld“ verdeutlicht, dass dieser Makel, gewissermaßen die „Rückseite der Medaille“, substanziiell zur Geschichte der DGHO dazugehört und durch keinerlei Beschluss rückgängig gemacht werden könnte.

Die damals agierenden Hämatologen stehen allesamt in der historischen Verantwortung, eben auch in der Verantwortung für die opportunistische Ernennung des Reichsarztes SS und Generalleutnants der Waffen SS Grawitz. Vorgeschoben wurden zwar dessen „Förderung der Blutspenderorganisation“. Fakt ist, dass es keine einzige hämatologische Publikation aus der Feder dieses 39-jährigen Karrieristen und Günstlings von Himmlers Gnaden gibt, im Unterschied zu den verdienstvollen Arbeiten seines frühverstorbenen Vaters, des Berliner Hämatologen Ernst Grawitz (1860-1911). Können wir Heutigen mit der Aberkennung der Ehrenmitgliedschaft für den *einen* „Bösen“ das Fehlverhalten der anderen aus der Welt schaffen? Zum Auftakt der Tagung richtete der Tagungsvorsitzende Prof. Werner Schultz (Berlin) das folgende Telegramm an den Führer: „In Bad Pyrmont zur Blutforschertagung versammelte deutsche Ärzte huldigen unter dem Banner ihrer Wissenschaft dem Schirmherrn deutschen Blutes.“¹ Dem Vorstand gehörten 1939 an: Schilling (1. Vors.), Schulten (2. Vors.) Dietlen, Heilmeyer, Holler, Klima, Reichel, Schittenhelm, Schultz, Seyderhelm und Frimberger. Die ganze Aktion im Mai 1939 war ein einziger Kotau vor der Macht, vor der bewunderten SS; und alle – darunter auch drei spätere Ehrenmitglieder! – waren dabei. Wenn die DGKJP in ihrer Entscheidung [im Fall Elisabeth Hecker] immer wieder betont „aus *heutiger* Sicht und mit *heutigem* Wissen ... käme eine Ehrenmitgliedschaft für [xy] nicht in Betracht“, so erschiene dieses Argument für die DGHO doch sehr billig und schmeckte nach unangenehmer Besserwisserei.



Reichsarzt SS Ernst Robert Grawitz als geschäftsführender Präsident des DRK (in schwarzer Uniform mit erhobenem Arm) neben Oberbürgermeister Julius Lippert bei einer DRK-Kundgebung im Lustgarten, Berlin am 13.11.1938. Foto: Ullstein-Bild, Berlin

Es geht eben nicht darum, eine singuläre „Peinlichkeit“ aus der Welt zu schaffen oder einen „Schandfleck“ zu beseitigen. Vielmehr muss man sich die Frage stellen, warum besonders in der älteren Generation diese Idee bzw. der Wunsch nach Verdrängung und Elimination in einer solchen Form verhaftet ist. Die DGHO e.V. ist davon überzeugt, dass ein Bewältigungsmuster in Form eines solchen „Wunsches nach Tilgung“ einer angemessenen Vergangenheitsbewältigung der Fachgesellschaft – auch und besonders vor dem Hintergrund der Gräueltaten von Grawitz – nicht gerecht wird. Haben die Forschungen der letzten Jahrzehnte ein schärferes Hinschauen und Differenzieren der mittleren Generation gelehrt? Demgegenüber mag es in der jüngsten Generation inzwischen nicht wenige geben, denen die „Schuldbekennnisse“ und „Erinnerungs-Imperative“ auf die Nerven gehen. Tatsächlich gibt es ja keinerlei Gewähr, daß wir durch die permanente Abgrenzung von den Irrtümern und Missetaten der Eltern und Großeltern automatisch bessere Menschen würden und auf der „richtigen“ Seite stünden, ganz im Gegenteil: Konkurrenz, Neid, Strebertum, verletztes Nationalgefühl, Ausgrenzung etc. sind gegenwärtig wie eh und je. Gerade der Artikel über die Historizität der Ehrenmitgliedschaft hat die dauerhafte anthropologische Gefährdung des Menschen durch sein Streben nach *excellencia* deutlich zu

machen versucht. Angesichts dieser Verstrickungen mag es erlaubt sein, an die theologische Kategorie der „Erbsünde“, des „Tieres im Menschen“ zu erinnern, die es auch heute noch zu bändigen gilt; dies bleibt eine ständige Herausforderung für jeden Menschen.

Sehr plausibel erscheint daher dem Verfasser die Formulierung, die die DGKJ gefunden hat: „Nach heutigen Kriterien einzelne Namen aus der Liste der Ehrenmitglieder zu streichen, ist aus Sicht der Historischen Kommission methodisch fragwürdig und würde auch die weitere aktive Auseinandersetzung mit der Geschichte unserer Fachgesellschaft unterbinden. Mit der Erforschung und kritischen Beurteilung der Ehrenmitgliedschaft der DGKJ und deren Vorläuferorganisationen bekennt sich die Gesellschaft zu ihrer eigenen Geschichte.“ Gut zu vereinbaren mit einem solchen „Bekanntnis zur eigenen Geschichte“ wäre m.E. das Vorgehen der DGPPN, die zwar die Ehrenmitgliedschaft von zwei Mitgliedern [Mauz und Panse] aberkannt hat, die Namen der Betroffenen aber in der Liste belässt und sie mit Hinweisen und Informationen versieht.

Für das DGHO-Ehrenmitglied Ernst Robert Grawitz ist die historische Aufarbeitung abgeschlossen; nun ist die Mitgliederversammlung gefragt! Zu beherzigen sind die wunderbaren Worte, welche die jüngst verstorbene polnische Lyrikerin Wisława Szymborska in der letzten Strophe ihres Gedichts gefunden hat.

„Nicht leicht mit der Erinnerung“²:
[...]

*Manchmal habe ich ihre Gesellschaft satt.
Ich schlage die Trennung vor. Von jetzt an
für immer.*

*Dann lächelt sie mitleidig, denn sie weiß,
das wäre auch für mich das Urteil.*

¹ Vgl. Sitzungsbericht der 2. Tagung der Deutschen Hämatologischen Gesellschaft in Bad Pyrmont vom 12. bis 15. Mai 1939. *Folia Haematologica* 63 (1940) 481-96

² Wisława Szymborska: „Glückliche Liebe und andere Gedichte“. Suhrkamp 2012, S. 55 f.

Wer versorgt die Krebskranken?

Rivalität der Ärzte anno 1914 – 1934 – 2014

PETER VOSWINCKEL

Bei den Archivstudien zur Geschichte der Krebsforschung (siehe S. 16) stießen wir im Universitätsarchiv der Humboldt-Universität auf ein denkwürdiges Dokument (siehe unten Abbildung 1): In einem handgeschriebenen, vielfach korrigierten Memorandum vom 21. Mai 1914 (!) „zur zukünftigen Gestaltung des Krebsinstituts der königlichen Charité“ erwog der damalige Verwaltungsdirektor Ernst Pütter die Chancen und Möglichkeiten, durch Bündelung der vorhandenen Kräfte die Effizienz der Krebsbehandlung zu erhöhen. Aktueller Anlass war der hohe Kostenbedarf für Röntgengeräte und strahlenmedizinisches Material (Radium, Mesothorium), mit dem sich die verschiedenen Kliniken nach und nach aus- und aufrüsteten. Auch die damalige „Chemotherapie“, insbesondere die Herstellung und Erprobung von schwermetallhaltigen Therapeutika und von Immunseren, war kostspielig und

verlangte eine strukturelle Neuordnung: Wie könnte durch eine Zentralisierung das wissenschaftliche Output vermehrt und die interdisziplinäre Zusammenarbeit verbessert werden? Konkret gesprochen: Welche Rolle kann neben Chirurgen, Gynäkologen, HNO-Ärzten, Dermatologen und Urologen eine spezielle Krebsbehandlungsstätte spielen? In diesen Überlegungen ist ganz offensichtlich das heutige Modell des interdisziplinären Tumorzentrums vorgezeichnet, wie es etwa 1924 in Gestalt des *Centre anticancéreux* in Lausanne (Dr. Rosset) realisiert wurde. Im Deutschen Reich lagen die Dinge anders, einmal durch die überaus starke Machtposition der chirurgischen und gynäkologischen Ordinarien, zum anderen durch die schlichte Tatsache, dass die experimentelle und internistische Krebsforschung in Deutschland sich im Wesentlichen aus jüdischen Ärzten rekrutierte und von Anfang an einen schweren Stand hatte.

Die früheste Einrichtung dieser Art war das 1903 eröffnete Krebsinstitut an der Charité, das erstmals Experimentalforschung, Krebsbehandlung und Palliativmedizin unter einem Dach vereinte (Laboratoriumsbaracke; Männer- und Frauenbaracke mit je 10 Betten). Nach einer Gründungs- und Konsolidierungsphase führte dessen Direktor, Prof. Ferdinand Blumenthal das räumlich schnell anwachsende Institut, das ab 1916 auch über eine strahlentherapeutische Abteilung verfügte, in den zwanziger Jahren zu weltweitem Bekanntheitsgrad. Auf den internationalen Krebskongressen zwischen 1926 und 1938 figurierte Blumenthal als Repräsentant der deutschen Krebsforschung. Blumenthal war diplomatisch genug, um von Anfang an die Absprache mit seinen operativ tätigen Kollegen zu suchen und nur solche Patienten aufzunehmen, die als inoperabel galten. Da er aber immer öfter die Erfahrung machen musste, dass die Strahlentherapie von unzureichend ausgebildeten Ärzten betrieben wurde,

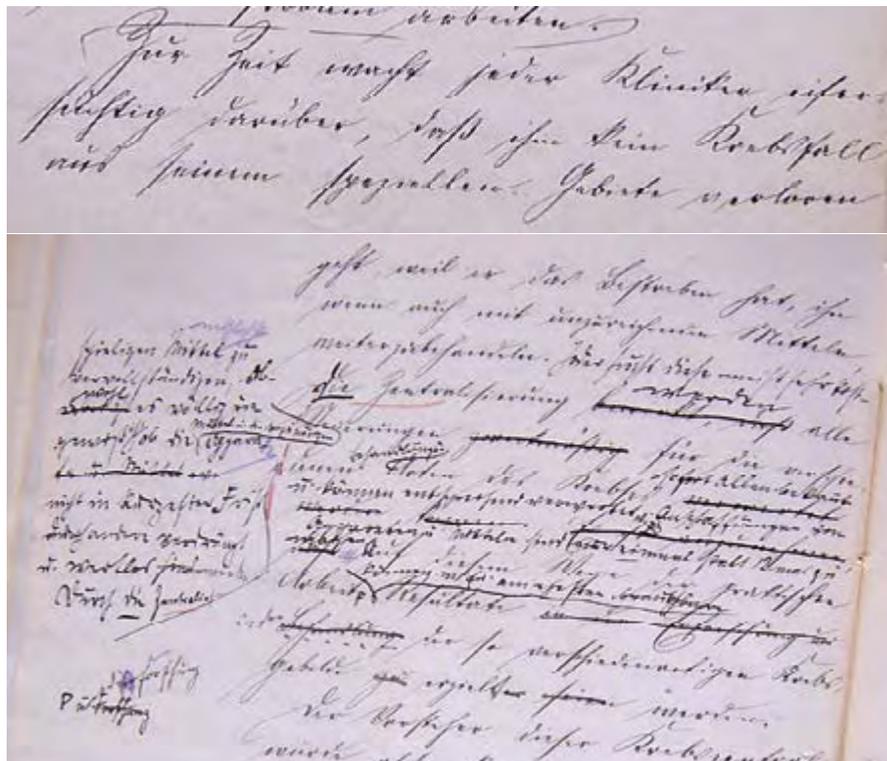


Abb. 1: Zentraler Absatz aus dem Memorandum des Charité-Verwaltungsdirektors Ernst Pütter 1914.

Umschrift:

Zur Zeit wacht jeder Kliniker eifersüchtig darüber, daß ihm kein Krebsfall aus seinem speziellen Gebiete verloren geht, weil er das Bestreben hat, ihn wenn auch mit unzureichenden Mitteln weiterzubehandeln. Jeder sucht diese meist sehr kostspieligen Mittel möglichst zu vervollständigen, obwohl es völlig ungewiss ist, ob die Mittel und die dazu nötigen Apparate nicht in kürzester Frist durch andere verdrängt und wertlos werden.

Durch die Zentralisierung werden alle Neuerungen für die verschiedenen Behandlungsarten des Krebses sofort allen bekannt und können entsprechend verwertet werden. Anschaffungen von Apparaten und Mitteln sind nur einmal statt 12mal zu machen.



Abb. 2: Ferdinand Blumenthal (1870-1941) Direktor des Krebsinstituts an der Charité bis 1933.

Foto: Landesarchiv Berlin

spitzten sich um 1930 die Debatten um eine Zentralisierung der Krebsbehandlung zu. In dessen Verlauf kämpften insbesondere die Chirurgen mit harten Bandagen. Sauerbruch selbst sprach von einem Krieg und prognostizierte 1931: „Es wird noch langer Arbeitszeit bedürfen, bis zwischen den operativen Fächern und der Strahlentherapie sich aus dem Grenzkrieg ein friedliches Grenzgebiet herausbildet.“

Bevor eine gesamtdeutsche Regelung getroffen war, kam der zerstörerische Einbruch des Nationalsozialismus, der die Mehrzahl der deutschen Krebstherapeuten, besonders in den Zentren Berlin, Heidelberg und Frankfurt außer Landes jagte. Das Berliner Krebsinstitut wurde der chirurgischen Klinik unter Sauerbruch einverleibt und verschwand auf dessen Betreiben 1945 von der Bildfläche. Diese Ereignisse prägten das Erscheinungsbild der Krebsversorgung in Deutschland bis heute: Im Unter-

schied etwa zu Schweden und Frankreich präsentiert sie sich breit diversifiziert, und allzu oft blieb die Krebsbehandlung bis in jüngste Zeit dem Zufall der Einweisung und der Kompetenz des Erstbehandelnden überlassen. Durch das Aufblühen der Medizinischen Onkologie (Chemotherapie) in den siebziger Jahren wiederholte und verstärkte sich der „Struggle for the Cancer Patient“: wer behält die diagnostische und therapeutische Deutungshoheit etwa über das Prostata- oder Mammakarzinom? Wer initiiert und betreibt die translationale Grundlagenforschung? Wer überblickt die neuesten Entwicklungen? Wer ist mit den Nebenwirkungen am besten vertraut? Wer ist für die supportive und palliative Therapie prädestiniert?

Die Zukunft liegt ohne jeden Zweifel in der interdisziplinären Zusammenarbeit, wie Blumenthal in seinem letzten, 1934 im Ausland gedruckten Buch quasi als Vermächtnis festhielt: „Chirurg und Strahlentherapeut, der Spezialarzt, der praktische Arzt und der Krebsforscher müssen auf dem Krebsgebiet zusammenwirken. Niemand soll hier Vorherrschaft haben.“ Ihm schwebte schon damals ein weitgestreutes Netz von Tumorzentren vor: „Wenn ich also einer Zentralisierung der Krebsbehandlung das Wort rede, so wünsche ich dahin nicht missverstanden zu werden, dass die Zentralisierung etwa eine Monopolisierung bedeutet. Ich stehe durchaus auf dem Standpunkt von Rosselet, dass sich der sogenannte *Centre anticancéreux* um die Universitäten



Abb. 3. Kontrahent: Ferdinand Sauerbruch (1875-1951).

gruppieren soll. Wenn sich die einzelnen Kliniken und Institute und die entsprechenden Abteilungen in den Krankenhäusern zusammenschließen, ihre Einrichtungen zur Krebsdiagnostik und Therapie ergänzen und die Zusammenarbeit in freundschaftlicher Weise organisieren, so wird der Krebskranke leicht alles finden, was für ihn nötig ist. Am besten ist es natürlich, Krebsinstitute für Krebskranke zu errichten. Rosselet hat auch betont, wie sehr bei solcher Zusammenarbeit es auf den Geist ankommen muss, der dort herrscht. Wir können nicht, ich glaube, er hat den Ausdruck geprägt, den Imperialismus einer Disziplin gebrauchen.“

Die naheliegendste Antwort auf die Frage, wer denn nun einen Krebs therapieren soll, sei es in einem Krebsinstitut, einem Tumorzentrum, CCC oder in einer onkologischen Praxis, ist damals wie heute: Derjenige, der es am besten kann. Bedauerlicherweise ist um den Nachweis dieses „Könnens“ in den letzten Jahren ein bisweilen bedenklicher Wettstreit entstanden in Gestalt von verschiedenen „Zertifizierungen“, die nicht selten miteinander konkurrieren. Auch hier bewahrheitet sich das Resümee von Blumenthal, mit dem er gleichsam das Memorandum von 1914 noch einmal bestätigte: „Die Rivalitäten der Ärzte untereinander sind oft das größte Hemmnis für die zweckmäßigste Organisation. [...] Es ist eben alles nur eine Frage des guten Willens zur Zusammenarbeit.“

Alle Blumenthal-Zitate aus dem Buch „Ergebnisse der experimentellen Krebsforschung und Krebstherapie“, Leiden 1934, Kapitel 20, S. 159-172. Weitergehende Angaben in dem Buch „Erinnerungsort Krebsbaracke.“

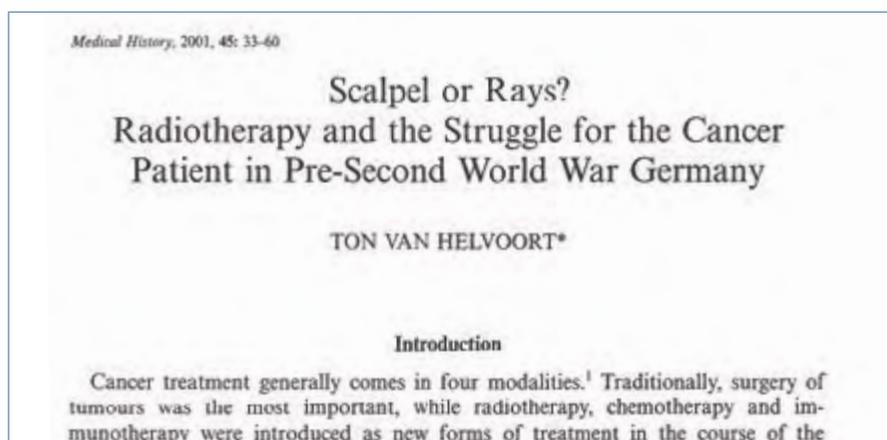


Abb. 4. „Struggle for the Cancer Patient“. Titel einer Studie des niederländischen Medizinhistorikers Ton van Helvoort in der Zeitschrift *Medical History* 45 (2001).

DGHO-Broschüre „Erinnerungsort Krebsbaracke“

PETER VOSWINCKEL

Pünktlich zur Jahrestagung in Hamburg im Oktober 2014 erschien der reich bebilderte Band „Erinnerungsort Krebsbaracke“, ein „erstaunliches Buch“, so der Berliner Medizinhistoriker Udo Schagen in einem ersten Kommentar. Auf der Folie des weithin bekannten Benn-Gedichts „Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke“ (1912) dokumentiert Voswinckel die Geschichte der *realen* Krebsbaracke an der Charité in Berlin, erbaut 1903, aus dem das erste interdisziplinäre Krebsinstitut in Deutschland erwuchs. Bis 1933 erlangte es weltweiten Bekanntheitsgrad, wie die Analyse der internationalen Kongressszene eindrücklich beweist. Wegen seiner überwiegend jüdischen Mitarbeiter wurde dieses Institut im Nationalsozialismus zerschlagen; nach dem Krieg fristeten die Baracken in der DDR ein kümmerliches Dasein als FDJ-Büro und Patientenbibliothek. Ihr Abriss erfolgte 1996 – unbemerkt von der Öffentlichkeit. Während in Westdeutschland die Bennsche Krebsbaracke unzählige Künstler,



Musiker, Literaten und Maler (u.a. Georg Baselitz!) inspirierte, versandete die Erinnerung an das historische Krebsinstitut und dessen einst renommierten Pioniere im Dunkeln des Verschweigens und Vergessens. Für dieses schwarze Loch definiert das Buch einen elffachen „Erinnerungsort“ und präsentiert ebenso überraschende wie erschütternde Fotos und Dokumente. Die Schicksale der vertriebenen Mitarbeiter sind akribisch ermittelt, wobei die lebendigen Kon-

takte zu Enkeln und Urenkeln geradezu als Modell einer verantworteten Erinnerungsarbeit betrachtet werden können. Als christlichen Gegenpol zu dem Bennschen Nihilismus offeriert Voswinckel im Anhang seines Buches Textzeugnisse des bekannten Priester-Schriftstellers Carl Sonnenschein, der in den zwanziger Jahren als Seelsorger die Krebsbaracken besuchte. Ferner findet der Leser im Anhang die Erstveröffentlichung eines Exil-Theaterstücks von Hugo Döblin, in dem das Scheitern der jüdischen Assimilation am Beispiel eines jüdischen Krebsforschers dramatisch in Szene gesetzt wurde (vgl. MR 1/2014, S. 6-8).

Das Buch ist kostenlos zu beziehen im Hauptstadtbüro der DGHO. Bestellformular auf www.dgho.de. Gerne können Sie die Arbeit der Historischen Forschungsstelle unterstützen (Kontoverbindung ist auf dem Lesezeichen, dem Buch inliegend, angegeben.) Bitte bei Überweisung als Verwendungszweck „Historische Forschungsstelle“ angeben.

Aus ersten Zuschriften:

„Es ist einfach phantastisch, was Sie an Recherchearbeit geleistet und zusammengetragen haben. Ein spannendes Zeitdokument.“
RA Maximilian Broglie, Geschäftsführer der DGIM

„Es ist ein ausgesprochen interessantes und schön präsentiertes Buch, und ich werde es mit viel Vergnügen lesen.“
Dr. Brigid Purcell, Norwich, U.K.

„Auch diese Publikation zeichnet sich wieder durch die vorzügliche Bebilderung aus. Die Wiedergabe aus alten Akten und Publikationen, die vielen zeitgenössischen Fotos und die sorgfältige Gestaltung ziehen förmlich in den Text hinein. [...] Ich will auch nicht vergessen, die DGHO und ihr Engagement für die Aufarbeitung der einschlägigen Historie hervorzuheben. Ich weiß nicht, ob es viele private Vereine gibt, die sich mit solchem Einwand (und erst recht nicht mit solchen Ergebnissen) der Vergangenheit, ihrer Dokumentation und der kritischen Bewertung stellen.“
Staatssekretär a.D. Dr. Rainer Faupel, Berlin

Damit haben Sie eine lange bestehende Lücke gefüllt. [...] Insgesamt geht die Arbeit weit über den medizinhistorischen Aspekt hinaus und ist geisteswissenschaftliche Auseinandersetzung im besten Sinne.“
Dr. med. Harro Jenss, Worpsswede

„Es ist gut, dieses Kapitel der Medizingeschichte so aufgearbeitet zu sehen. Von mir persönlich vielen Dank.“
Prof. Dr. Andreas Gigon, Zürich [Enkel eines vertriebenen Krebsforschers]

„Was für ein großartiges und liebevoll gemachtes Werk! Ganz großartig finde ich das Kapitel über Ernst von Leyden“
Prof. Dr. Christoph Gradmann, University of Oslo

“We are impressed by the huge historical work that you’ve conducted, and we wish to congratulate you for the remarkable result!”
Serena Speroni, ESMO

Ernst von Leyden-Bildnisse an die DGHO übergeben

Versöhnungsgesten der Enkel und Urenkel in den USA, England und Deutschland

PETER VOSWINCKEL

Das festliche Abendessen im Rahmen der DGHO-Frühjahrstagung stand ganz im Zeichen des großen Internisten und Begründers des Zentralkomitees für Krebsforschung und der *International Association for Cancer Research*¹, Ernst von Leyden. Er war es, der im Jahre 1903 als Direktor der I. Medizinischen Klinik der Charité das erste interdisziplinäre Krebsforschungsinstitut in Deutschland einrichtete. Diese historisch so bedeutsamen Ereignisse hatten 2014 in der DGHO-Broschüre „Erinnerungsort Krebsbaracke“ anschaulich Darstellung gefunden, aber ebenso auch die demütigenden Repressionen und Verleumdungen, denen die Kinder und Enkel Ernst von Leydens während des Nationalsozialismus ausgesetzt waren. Nach der Lektüre der Broschüre waren vier Urenkel übereingekommen, der DGHO in Anerkennung ihres Einsatzes für die historische Aufarbeitung ihrer Geschichte ein **Marmorrelief** und ein **Ölporträt** ihres berühmten Ahnherrn zu



Frühestes Foto mit dem Marmor-Relief (links) in Garmisch-Partenkirchen 1935. v.l.n.r.: Marie-Louise vL, Victoria Veit geb. vL, Helene vL, Luise vL, Wolfgang vL, Victor vL, Otto Veit.

Foto: Veit-Wild, Berlin

übergewähren. Als Übergabe-Termin war die Abendveranstaltung der Frühjahrstagung vereinbart worden, zu der der Geschäftsführende Vorsitzende Prof. Mathias Freund zahlreiche Teilnehmer und Ehrengäste

¹ Vorläuferorganisation der UICC; sie bestand bis zum Ersten Weltkrieg mit Sitz in Berlin.



Prof. Michael Hallek, designierter Vorsitzender der DGHO, begrüßt Prof. Flora Veit-Wild, Berlin [Urenkelin von Ernst von Leyden], zwischen ihnen Prof. Peter Voswinckel. Im Vordergrund James von Leyden im Gespräch mit Prof. Ulrich Fölsch.

begrüßen konnte. In mehreren Wortbeiträgen wurde das erzwungene, zehnjährige Indien-Exil des einzigen Leyden-Sohnes Viktor von Leyden (1880-1963) (wegen seiner nach damaligem [Un-]Rechtsverständnis „jüdischen“ Ehefrau Luise geb. Reichenheim) und die Auswanderung des Leyden-Enkels Wolfgang von Leyden (1911-2004) gewürdigt. Letzterer hatte bis zu seiner Emeritierung 1977 als Philosoph an der Durham University gewirkt und danach an der London School of Economics unterrichtet. Dessen Kinder James von Leyden und Lucie Velterop von Leyden waren aus England angereist und übergaben der DGHO das stattliche von Leyden-Porträt, angefertigt von dem holländischen Maler Jozef Israëls (1824-1911). Wie Prof. Peter Voswinckel erläuterte, handelt es sich dabei um dasselbe Porträt, das in den „Lebenserinnerungen“ von Ernst von Leyden abgebildet war und das der mit Leyden befreundete Künstler anlässlich der großen von Leyden-Feier in der Philharmonie 1902 (zum 70. Geburtstag) persönlich überreicht hatte. Das Bild galt lange Zeit als verschollen. Andere Israëls-Gemälde hängen heute in den großen Kunstmuseen der Welt, u. a.

im Rijksmuseum Amsterdam, Metropolitan Museum New York und der National Gallery London. Die Rückkehr des von Leyden-Porträts nach Berlin, in die Stadt seines Wirkens, ist daher nicht nur ein Gewinn für die Medizingeschichte, sondern nach dem Urteil von kompetenter Seite auch ein



Judenstempel im Pass von Luise von Leyden (evang.!). Im November 1938 wurde die Familie vom Bürgermeister aufgefordert, binnen 48 h Garmisch-Partenkirchen zu verlassen.

Foto: Veit-Wild, Berlin



Lucie Velterop von Leyden und James von Leyden [Urenkel] bei der Übergabe des Leyden-Porträts von Jozef Israëls an die DGHO, 12. März 2015.

bedeutender Zugewinn für die deutsche Kunstlandschaft.

Es ist beabsichtigt, das Gemälde zunächst im DGHO-Hauptstadtbüro zur Aufhängung kommen zu lassen – neben dem Porträt seines Freundes, des Heidelberger Chirurgen und Krebsforschers Vinzenz Czerny. Das zweite Geschenk des Abends hingegen, ein wuchtiges Marmor-Profildenkmal Ernst von Leydens, wird seinen Platz möglicherweise auf dem Terrain der Charité finden. Prof. Peter Voswinckel, der Verfasser des Buches „Erinnerungsort Krebsbaracke“, hegt die Hoffnung, in wenigen Jahren auch einen *physischen* Erinnerungsort am Standort der ehemaligen Krebsbaracken einrichten zu können. Das Relief (40 x 60 cm) ist offenbar eine Nachbildung jener von Leyden-Gedenktafel, die in Pontresina an den berühmten Urlaubsgast erinnert – gestiftet 1912 von alpinen Freunden Ernst von Leydens (vgl. Abbildungen im Internet). Nach familiärer Überlieferung ist die Marmornachbildung 1935 entstanden, nach der schmachvollen Entlassung Viktors aus dem Staatsdienst – er war als Jurist Ministerialdirektor im Innenministerium gewesen – und der Verlegung des von Leyden-Stammsitzes nach

Garmisch. Dort in die Wand eingelassen, verfolgte das steinerne Antlitz das Gedeihen der Familie, unterbrochen von dem zehnjährigen Exil in Bombay 1938-1948. Zahlreiche Fotos dokumentieren die Familienzusammenkünfte unter dem Relief bis 1993, als das Haus verkauft wurde. Die



Luise von Leyden im Exil in Bombay 1938–1948. Im Unterschied zu ihrem Mann Viktor versuchte sie, die kulturelle Begegnung als Bereicherung zu empfinden.

Foto: Veit-Wild, Berlin

fünf Kinder Ernst († 1945 Berlin), Albrecht († 1993 Wien, kinderlos), Rudolf († 1983 Luzern, kinderlos), Wolfgang († 2004), Viktoria († 1993 Wiesbaden) hinterließen insgesamt fünf Enkel, von denen nur die Älteste, Marie-Louise von Leyden, Bonn, (85 Jahre) der Einladung der DGHO nicht Folge leisten konnte.

Prof. Voswinckel schlug in einer kurzen Ansprache den Bogen zur Gauck-Rede im Deutschen Bundestag vom 27. Januar d.J. (Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus), worin dieser einen Vorteil für die Enkel und Urenkel-Generation darin gesehen hatte, dass man jetzt offener und unbefangener mit der schambehafteten Vergangenheit umgehen und aufeinander zugehen könnte. Genau dieses habe sich jetzt in dem Kontakt mit den Gästen bestätigt. Am Folgetag schloss sich eine Gesprächsrunde mit den vier Urenkeln an, moderiert von Prof. Peter Voswinckel (Videoaufzeichnung, 90 Min.). Danach besuchte die Gruppe noch die von Leyden-Büste in der kardiologischen Klinik der Charité (Prof. Baumann) und das Medizinhistorische Museum der Charité, bevor man sich bei einem Lunch auf dem Dach des Reichstages verabschiedete. ▶

Zu Gast in Berlin



Ben Ravid, Professor Emeritus of Near Eastern and Judaic Studies (*1936 in London) und Ehefrau Jane, Newton Centre, Massachusetts, zu Besuch in Berlin am 27. März 2015. Foto: DGHO/Voswinckel

Ebenfalls eine Frucht der DGHO-Erinnerungsarbeit war am 27. März 2015 die denkwürdige Begegnung Prof. Peter Voswinckels mit dem 79-jährigen Ben Ravid, Sohn von Esther Klee-Rawidowicz. Sie war nach ihrer zoologisch-naturwissenschaftlichen Promotion in Münster 1924 als Assistentin am Institut für Krebsforschung in Berlin tätig gewesen. Wie in der Broschüre

„Erinnerungsort Krebsbaracke“ dargestellt (Abb. 100/101), publizierte sie mehrere Arbeiten zusammen mit ihrem Mentor, Prof. Hans Hirschfeld, bevor sie sich ganz auf die Züchtung von Krebszellen spezialisierte (Abteilung für experimentelle Krebsforschung, Prof. Rhoda Erdmann). Unter den zahlreichen Fotos und Dokumenten, die Ben Ravid in seinem Archiv besitzt, befindet sich auch die ehrenvolle Ernennung seiner Mutter zum Mitglied des *Zentralkomitees zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit*, unterzeichnet am 10. März 1930 vom Direktor der II. Med. Klinik der Charité, Friedrich Kraus. Nach ihrer Entlassung 1933 konnte sie ihre Forschungen zunächst am Kings-College, London, unter Julian S. Huxley fortsetzen. Ihre Eltern und ihre einzige Schwester flohen zunächst nach Holland, kamen jedoch in den KZs Westerbork und Bergen-Belsen ums Leben. 1948 übersiedelte Esther Klee

in die USA, wo ihr Mann, der Philosoph Simon Rawidowicz († 1957), einen Lehrauftrag an der Brandeis-University in Massachusetts erhalten hatte. Sie selbst starb am 17. November 1980.



Dr. phil. Esther Klee-Rawidowicz (1900–1980), von 1927 bis 1933 Assistentin am Institut für Krebsforschung; ab 1930 Mitglied des *Zentralkomitees zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit*.

Foto: From the Simon and Esther Rawidowicz Archives. Courtesy of Benjamin Ravid.

Gedenktafel für Hermann Strauß (1868–1944)

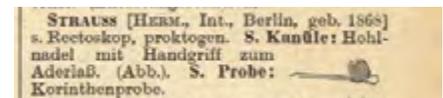


Irene Hallmann-Strauss (*1933 in Berlin), Enkelin von Hermann Strauß (1868–1944), bei der Enthüllung der Gedenktafel in Berlin, Kurfürstendamm 184. Foto: DGVS, Berlin

Am 28. April 2015 fand in Berlin im Beisein zahlreicher Gäste, darunter Prof. Peter Voswinckel (DGHO), die feierliche Enthüllung einer Gedenktafel für Hermann Strauß und seine Frau Elsa statt. Vor dem Hause Kurfürstendamm 184, dem letzten

Wohnsitz des Ehepaares vor der Deportation nach Theresienstadt, schilderte Dr. Harro Jenss (DGVS) zunächst Leben und Werk dieses vielseitigen Internisten und langjährigen Leiters des Jüdischen Krankenhauses in Berlin, bevor die Enkelin, die als Malerin und Bildhauerin in München lebt, die Enthüllung vornahm.

Alle klinisch tätigen Ärzte kennen die Straußkanüle zur Blutentnahme. Sie wurde 1898 erstmals von Hermann Strauß eingeführt und beschrieben. Später wandte sich Strauß der Gastroenterologie zu und trat u. a. mit einem verbesserten Endoskop hervor. Als Vorsitzender der Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten war er designerter Kongresspräsident, als er 1933 alle Ämter niederlegen musste. 1942 erfolgte die Deportation des 74-jährigen, der sich stets geweigert hatte, seine Patienten zu verlassen. Die DGHO ist dem Andenken Strauß' insofern verpflichtet, weil er mit



Straußkanüle in der 31. Auflage von „Guttmanns Medizinischer Terminologie“ 1942 (!). Zu diesem Zeitpunkt war Strauß bereits deportiert.

seinem Nachruf auf Hans Hirschfeld im September 1944 – vier Wochen vor seinem eigenen Tod – ein einzigartiges Dokument aus Theresienstadt hinterlassen hat [Ein Typoskript ist erhalten]. Seine Frau Elsa geb. Isaac erlebte zwar die Befreiung, starb aber noch in Theresienstadt im Juni 1945.



Straußkanüle 2015

Foto: Mit freundlicher Genehmigung von Dispomed Witt oHG, Gelnhausen

Zeittafel zu dem nebenstehenden Bericht
Auf Flohmärkten „verramscht“

- Oktober 2015** Besuch Voswinckel bei dem Erben, Herrn N.
- Juli 2013** Tod von Sybille G.
- Februar 2012** Besuch Voswinckel bei der Tochter, Sybille G. geb. Decker (Jg. 1945)
- 2011** Fund der Versteigerungsakte; Identifizierung der Hausrat-Käufer



Abb. 1: Frau G. 2012 vor Hirschfelds Bilderserie; re. der Verfasser P.V.

- August 1973** Tod von Dr. med. Horst Decker (Jg. 1905). Verkauf von Hirschfelds Schreibtisch und Bücherschrank



Abb. 2: Hirschfelds Bilderserie im Wohnzimmer von Dr.med. Decker (in den sechziger Jahren)

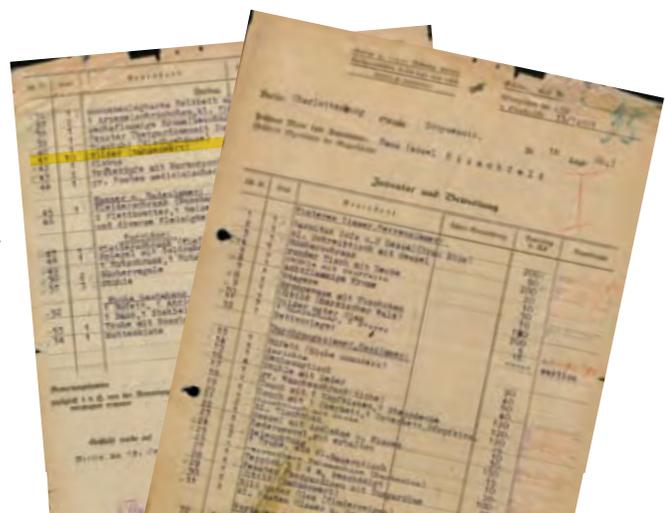
- August 1944** Tod von Hans Hirschfeld in Theresienstadt



Abb. 3: Dr. Decker am Schreibtisch vom Hans Hirschfeld ... und vor Hirschfelds Bücherschrank

- 26. Jan.** Räumung der Wohnung
- 19.–25. Jan.** Versteigerung von Hirschfelds Hausrat
- 1943** Teilankauf durch Dr. Decker
- 31. Okt.** Anfrage von Rothacker bezüglich der Bücher
- 30. Okt.** **Deportation nach Theresienstadt (70. Alterstransport)**
- 27. Okt.** Überstellung von Hans u. Rosa Hirschfeld in das Sammellager Große Hamburger Str.
- 1942**

Abb. 4.: Inventarliste Hirschfeld vom 19.01.1943, markiert: 10 Bilder



Auf Flohmärkten „verramscht“: Bilder aus dem Besitz von Hans Hirschfeld.

(Nachtrag zu der DGHO-Dokumentation „Verweigerter Ehre“, 2012)

PETER VOSWINCKEL

Die Anregung kam von einem DGHO-Mitglied anlässlich des Kongresses in Basel: Man möge doch versuchen, jene zehn Bilder aus dem Nachlass von Hans Hirschfeld zu erwerben, über deren Versteigerung und heutige Aufhängung wir berichtet hatten (a.a.O. S. 93-96).

Das Ganze nicht aus Gründen einer „Trophäenjagd“ oder einer irregeleiteten Pietät, sondern – zusammen mit den lückenlosen Akten des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg – als Anschauungsmaterial und Exempel: Wie viele Möbel, Kunstgegenstände und Instrumente aus jüdischem Besitz mögen bis heute in deutschen Wohnstuben überdauert haben!

Das unrühmliche Kapitel der Versteigerung des Hausrats von deportierten Juden hat zusätzliche Aktualität dadurch erfahren, dass soeben – nach 75 Jahren! – Fotoaufnahmen öffentlich gemacht sind, die dieses Geschehen ganz unverblümt festhalten. Das dazugehörige Bändchen „Vor aller Augen“ sei dem interessierten Leser wärmstens empfohlen (siehe Kasten).

Bei der oben erwähnten Bilderserie von Hans Hirschfeld handelt es sich um zehn Kupferstiche (Nachdrucke) mit Ansichten der Alt-Berliner Residenzstadt (17./18. Jhdt). Auf der Rückseite des Rahmens hatte der Folgebesitzer nach dem Kriege den Stempel „Dr. Decker, Heilbronner Straße 22, Berlin W 30“ angebracht.

Dessen Tochter Sybille G. (der einzigen aus insgesamt drei Ehen des Vaters), war bereits bei unserem ersten Besuch 2012 alkoholkrank und lebte verwitwet und ohne Angehörige im 9. Stock eines Hochhauses. Jetzt suchten wir ihren Namen vergeblich auf dem überbordenden Klingelschild; von Nachbarn und Hauswart

mussten wir erfahren, daß Frau G. inzwischen verstorben sei. Die Hoffnung, in den Besitz der Bilder zu kommen, fand dennoch für kurze Zeit Nahrung in dem Zusatzbericht: Auf ihren letzten, beschwerlichen Wegen in den vis-a-vis gelegenen Biergarten habe sie kurz vor dem Tod die Bekanntschaft eines Mannes gemacht. Dem habe sie die ganze Wohnung samt Inventar vermacht. (Das Bierlokal heißt übrigens „Golgatha“!)

Ein Gespräch am Folgetag brachte dann die Gewissheit, dass die Bilder nicht mehr vorhanden sind. Herr N., der Trinkkumpen und „Erbe“, gab an, die Bilder auf Flohmärkten verhökert zu haben, ohne dass man ihre Spuren je werde nachvollziehen können.

Dort also, auf Flohmärkten, machen die Bilder jetzt weiter ihre Runden, von der Geschichte ihrer Vorbesitzer endgültig befreit – wie tausend andere Dinge auch! *O veritas et vanitas rerum humanarum!*

Was bleibt, sind die Dokumentationen der Historiker, sind Wissen und Gewissen: Die feixenden Gesichter, die – anders als beim Judenboykott 1933 – bei den Versteigerungen keinerlei Zeichen von Befremden, Abscheu oder Bestürzung erkennen lassen, vermögen nichts anderes als Scham und Erschrecken hervorgerufen. Sie alle müssen davon ausgegangen sein, daß ihre deportierten jüdischen Nachbarn nie mehr zurückkehrten.

Andreas Nachama und Klaus Hesse (Hrsg.):

Vor aller Augen. Die Deportation der Juden und die Versteigerung ihres Eigentums. Fotografien aus Lörrach 1940.

Verlag Hentrich und Hentrich: Berlin 2015, 103 S.

ISBN 978-3-942271-45-5

9,80 €

Abb. 5: In die Kamera strahlende Menschen auf Schnäppchenjagd. Publikumsandrang zur öffentlichen Versteigerung von jüdischem Hausrat. Äußerst seltene Fotodokumentation (17 Fotos), fotografiert von dem Kriminalpolizeibeamten Gustav Kühner, Lörrach 1940.



Quelle: Stadtarchiv Lörrach.
Publiziert 2015 in dem o.a. Band
„Vor aller Augen“

Schicksal der George-Meyer-Orden

Nachtrag zum DGHO-Buch von 2015 „Das verschüttete Antlitz...“

PETER VOSWINCKEL



Abb. 1: An entlegener Stelle aufgetaucht: Foto von George Meyer (s. u.: Text 1929)

In unserem o. a. DGHO-Buch von Oktober 2015 kamen mehrfach die Orden und Auszeichnungen zur Sprache, die George Meyer für seine Verdienste um Krebsforschung und Rettungswesen erhalten hatte (S. 49-54). Mittlerweile sind neue aufschlussreiche Texte, Dokumente sowie ein Foto aufgetaucht, die wir den Lesern des Buches nicht vorenthalten wollen.

1929

„1899 gründete er mit Ernst von Leyden [...] das Zentralkomitee zur Erforschung der Krebskrankheiten. [...] Er selbst hat sich nie wissenschaftlich der Erforschung der Krebskrankheiten gewidmet; sein Bestreben ging dahin, die Gesellschaft zu organisieren und das Studium anzuregen; auch fand er immer neue Wege und Mittel, um den Forschern Geldmittel für ihre Arbeiten zu verschaffen... [...] Seine Verdienste wurden durch Verleihung von Auszeichnungen gewürdigt. ... Ehre seinem Andenken!“

Aus: Georg Meyer. In: Männer des Rettungswerkes und der Wiederbelebung. In: Sauerstoffrettungswesen und Gasschutz, hrsg. vom Draegerwerk Lübeck, 1924-1929, Bd. III, S. 679-681.



Abb. 2: Abbildung aus dem Buch „Das verschüttete Antlitz des Generalsekretärs“ (S. III): Orden, mit denen George Meyer ausgezeichnet wurde. George Meyer starb 1923; seine Frau 1935; seine Tochter 1984 in Norfolk

1933

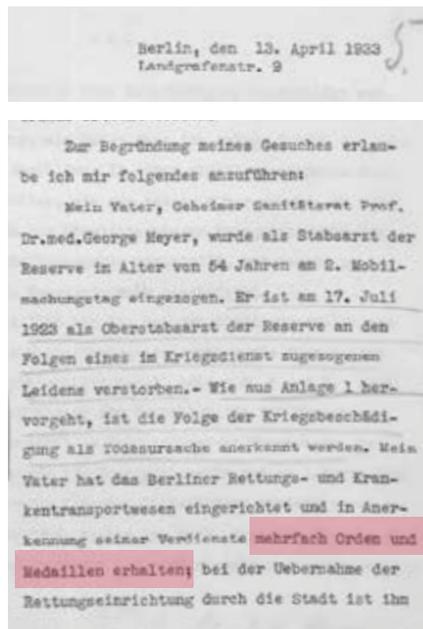


Abb. 3: Aus dem Einspruch der Tochter gegen ihre Zwangs-Beurlaubung. Schreiben an den Oberbürgermeister von Berlin. Quelle: Landesarchiv Berlin



Abb. 4: Ausbürgerung von Charlotte Meyer und Einzug ihres Vermögens. Aus den Akten des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg.

Quelle Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam

1941

Gegenstand	Meißbietender dem der Zuschlag erteilt ist	Meißgebot		Gezeht	
		RM	PF	RM	PF
2 maur. Leuchter	Wiese	20	-	20	-
1 Tischuhr m. Messingfig.	Schramm	50	-	50	-
1 Japan Bronze „Koro“	Wiese	40	-	40	-
2 Bronzevasen	Schramm	100	-	100	-
1 Japanvase bunt	Wesenau	70	-	70	-
1 kl. Brücke	Weisler	150	-	150	-
1 " "	Schmidt	31	-	31	-
1 Post.Orden +Plaketten	Hinsche	22	-	22	-
1 Dokumententasche	Atzenroth	5	-	5	-

Abb. 7: Für 22 Reichsmark verramscht: „1 Posten Orden und Plaketten“

Quelle: BLHA Potsdam

1941/42

Abb. 8: Einnahmen des Spediteurs: 578,24 RM

Quelle: BLHA Potsdam

1951

Abb. 9: Alles Futsch! Bescheid des Spediteurs an die Tochter

Quelle: Entschädigungsamt Berlin

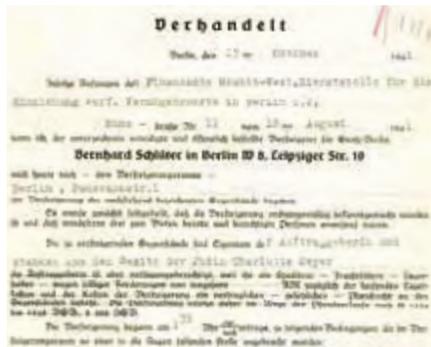
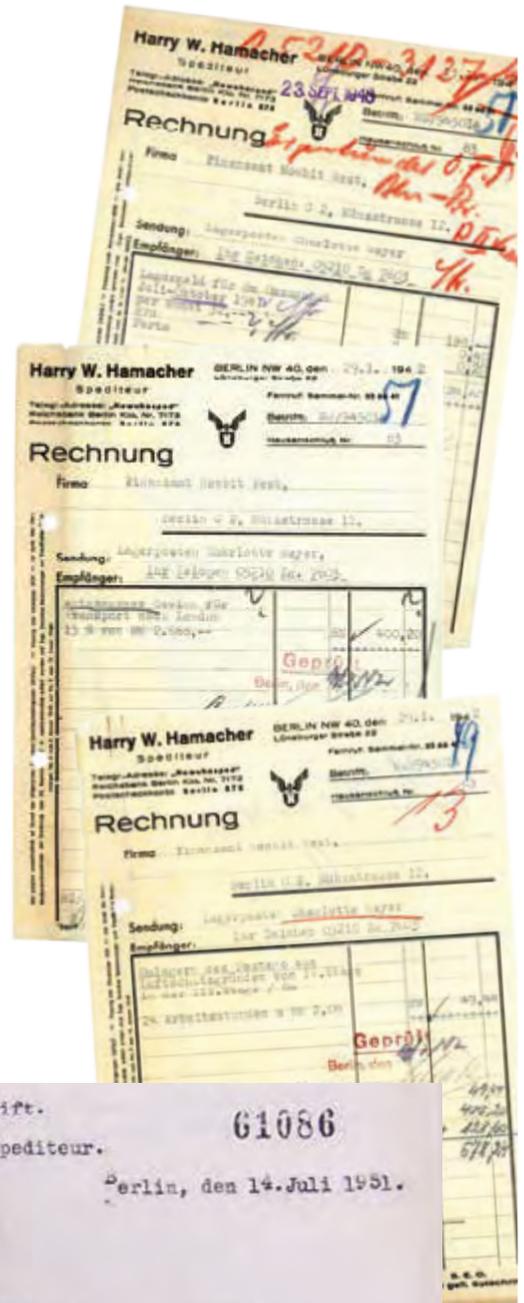


Abb. 5: Öffentliche Versteigerung am Mittwoch, 15. Oktober 1941, 13:35-16:30 Uhr, in der Panoramastraße 1 (zu Füßen des Fernsehturms am Alexanderplatz)

Quelle: BLHA Potsdam

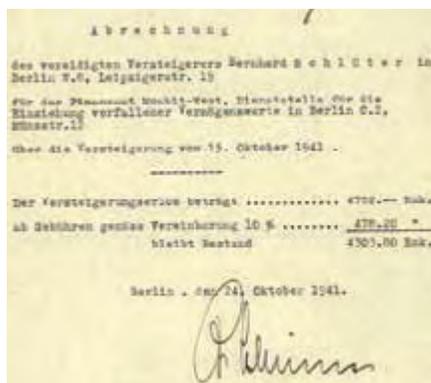


Abb. 6.: Verdienst des Versteigerers Bernhard Schlüter: 478,20 RM

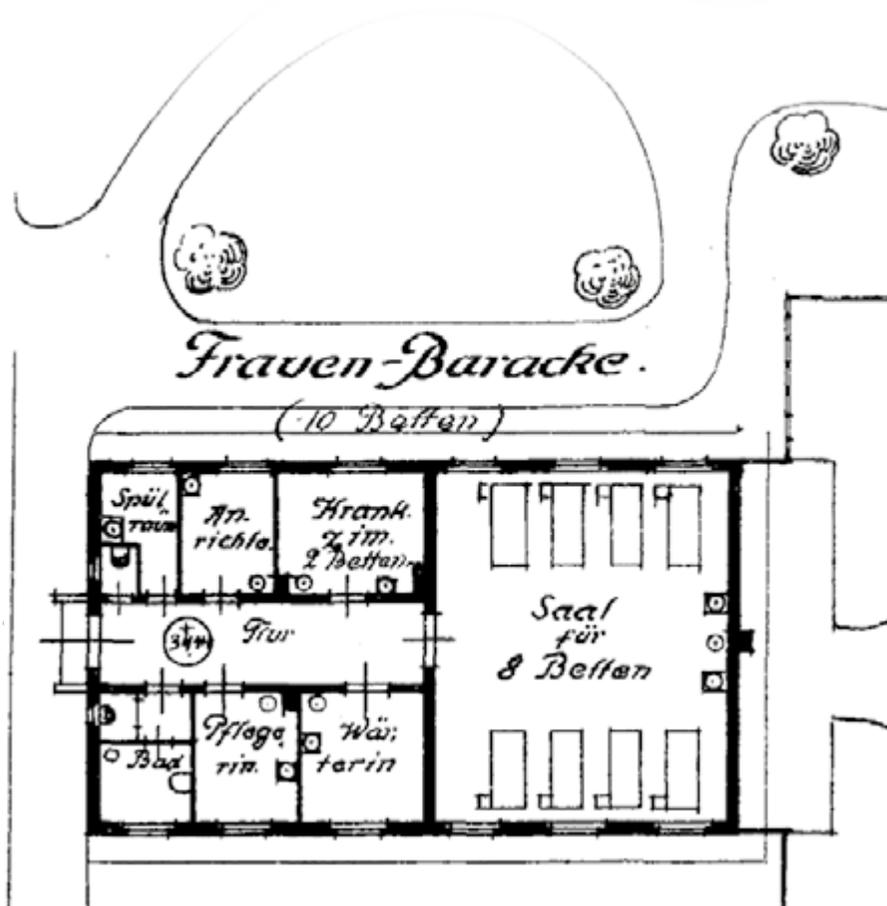
Quelle: BLHA Potsdam

Abschrift.
 61086
 Harry W. Hamacher, Spediteur.
 Unser Zeichen 198/1180, Berlin, den 14. Juli 1951.
 Frau Charlotte M. Meyer.
 2. Kinsley Road,
 Norwich.
 Betr. Ihre in unserem Hause eingelagerten Kollis.
 Teils durch Fliegerschäden, teils durch die Kriegshandlungen in Berlin sind die Speditionsakten aus den Jahren ab 1938 nicht mehr verfügbar. Lediglich nach dem Erinnerungsvorhaben können wir nach generellen Gesichtspunkten Ihnen folgende Information geben:
 Umzugstransporte wurden bei vorgesehener Leitung via Hamburg an unsere Filiale Harry W. Hamacher Spediteur, Hamburg I (jetzt Hepsoldstr. 2-6) gesandt zur Verschiffung gemäß den uns erteilten Instruktionen. Verursacht durch die Verschärfung der zensurrechtlichen Bestimmungen ergaben sich Verzögerungen in der Weiterleitung, sodass nach Kriegsausbruch der Weiterversand unmöglich wurde.
 Leider sind durch die Fliegerwirkung auch die Speditionsakten unserer Filiale Hamburg vernichtet worden. Sofern die von Ihnen erwähnte Sendung nicht ebenfalls durch die Fliegerwirkung in Hamburg vernichtet wurde, dürfte sie nach listennässiger Erfassung durch die Gestapo beschlagnahmt und unserer Verfügungsgewalt entzogen worden sein.
 Jedenfalls befinden sich die erwähnten Sachen weder in unserem Besitz noch unter unserer Verfügungsgewalt.
 Wir bedauern sehr, Ihnen keine günstigere Bescheid zukommen lassen zu können, und zeichnen
 Hochachtungsvoll,
 Harry W. Hamacher, Spediteur.

Zur Person von Bernhard Schlüter und seiner Nachkriegstätigkeit als Gutachter vgl. den Absatz „Der Fehler und Gutachter“ (spiegelonline vom 16.02.2008)

Erinnerungsort Krebsbaracke

Prof. Peter Voswinckel zu Gast bei der Deutschen Benn-Gesellschaft e.V.



Die Frauenbaracke von 1903. Ausschnitt aus dem Lageplan der Krebsbaracken an der Charité, angefertigt von dem Charité-Architekten Georg Diestel.

Quelle: Bau-Archiv der Charité; abgedruckt bei Voswinckel 2014, S. 18

PETER VOSWINCKEL

Wenn das Denkmalamt der Stadt Berlin nicht durch falsche Jahreszahlen getäuscht worden wäre (Baujahr „1967“ statt 1903, ob willentlich oder unbeabsichtigt, sei dahingestellt), dann

- wäre der Abriss der legendären Krebsbaracke im Februar 1996 vermutlich gestoppt worden;
- hätte das Max-Planck-Institut für Infektionsbiologie heute einen anderen Standort;
- würden sich die Teilnehmer der Jahresversammlung der Deutschen Benn-Gesellschaft in diesem Jahr mit Sicherheit auf dem Gelände der Charité versammeln;
- dann wäre die deutsche Literatur- und Medizingeschichte um einen „Kultort“ bereichert, der dank seiner Lage im Schatten der Mauer im Originalzustand von 1903 erhalten war und der heute hätte „angefasst“ und „begangen“ werden können!

So aber tritt die Benn-Gesellschaft heute (6.-8. Mai) in Potsdam in der Stadt- und Landesbibliothek SLB zusammen und lässt sich im Eröffnungsvortrag von Prof. Voswinckel über die Wiederentdeckung und das wechselvolle Schicksal der Krebsbaracke unterrichten (Die SLB verfügt über eine umfangreiche Benn-Sammlung.) Seitdem die DGHO ihr Forschungsprojekt über das erste deutsche Krebsforschungsinstitut mit dem Buch „Erinnerungsort Krebsbaracke“ (2014) abgeschlossen hat, erfasst die Faszination an diesem Thema immer weitere Kreise. Brillierte Voswinckel mit seinen eindrucksvollen Bildern und Dokumenten zu Jahresbeginn auf der Festveranstaltung einer Palliativ-Station (Kliniken Maria Hilf, Mönchengladbach), so bereicherte er zuletzt einen Wissenschaftlichen Abend der Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie zu Berlin und findet jedes Mal regen Zuspruch.

Faszination resultiert aus beidem: Dem Phänomen der vollständigen „Auslöschung“ dieses einst weltbekannten Forschungsinstituts auf der einen Seite, der literarischen Spiegelung durch Gottfried Benn („Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke“) und dem sukzessiven Wechselspiel von Metaphorik und Realität auf der anderen Seite; nicht zuletzt wird ein Nachdenken über das Krankheitserleben heute angestoßen. „Wütend klappert der Tod [...] und schleicht in die Krebsbaracken“ – zumindest dieser Vers von Benn (aus dem Gedicht „Blinddarm“) hat angesichts der heute möglichen Behandlungserfolge seine Gültigkeit verloren.

Wenn Sie eine Vortrags- oder Fortbildungsveranstaltung mit Prof. Peter Voswinckel durchführen wollen, wenden Sie sich bitte an voswinckel@dgho.de oder 030 – 2787 6089-26

Ein Foto als historische Quelle, als Gegenstand der Forschung und als Erinnerungs-Appell

PETER VOSWINCKEL

1

Das DGHO-Geschichtsbuch über George Meyer hat ganz unterschiedliche Leserkreise aufgemischt und aktiviert. Inzwischen ist ein weiteres (drittes!) Bildnis des verdienten Generalsekretärs aufgetaucht (vgl. auch Rundschreiben 1/2016, 14). Mit dem vorliegenden Beitrag kommt die von der DGHO angestoßene Forschung zu einem vorläufigen Abschluss, obgleich sie manche neue Fragen und Forschungsderivate aufgeworfen hat, für deren Beantwortung jetzt andere zuständig sind.

1 Das Foto von 1905 – erstmals publiziert [ohne die Namensleiste] in der illustrierten Zeitschrift „Die Woche“ vom 7.1. – zeigt am linken Bildrand George Meyer mit Zylinder und langem Mantel am Neujahrstag 1905 (einem Sonntag) anlässlich der Eröffnung des „neuen Berliner Krankentransports“. Diese Veranstaltung markiert den Beginn des öffentlichen Krankentransportwesens in Berlin (zuvor gab es in der Reichshauptstadt nur private Fuhrunternehmen). Über die Ereignisgeschichte hinaus markiert dieses Datum unter Berücksichtigung des systemtheoretischen Modells der Soziologie die Ausdifferenzierung des gesellschaftlichen



Vom Eröffnungstage des neuen Berliner Krankentransports.
1. Erstlings Professor Dr. von Bergmann. 2. Direktor Max Schlesinger. II. Königl. Pers. Geh. Kommerzienrat E. Jakob. 3. Sanitätsrat Dr. S. Alexander. 4. Professor Dr. George Meyer. 5. Direktor W. Knoblauch. 6. Professor Dr. Proskauer. 7. Direktor Seb. Hoffmann.

Langjährige Kontrahenten vereint: Vertreter der Berufsgenossenschaften (Schlesinger, Knoblauch), der Ärzteschaft (Bergmann, Meyer), der Spediteure (Jacob) und der Seuchenbekämpfung (Proskauer).

Quelle: Schlesinger/Jacob: Der neue Berliner Krankentransport, 1905.

Teil-Systems „Rettungswesen“ – ähnlich wie wir es bei der Institutionalisierung der Krebsforschung analysiert haben – mit z.T. identischen Personen!

2 Ort des Geschehens: Berlin, Schiffbauerdamm Nr. 20. Im zweiten Innenhof des Gebäudekomplexes befanden

sich 1905 Zentrale und Wagendepot mit vier Krankenwagen und einem Salonwagen (Landauer) – ausschließlich Pferdegewespanne! Die Originalbebauung wurde im Weltkrieg zerstört; heute ist dort eine Naturbrache mit provisorischen Parkplätzen. Der Bund als Eigentümer plant dort eine Erweiterung des Parlamentsviertels.

2



Schiffbauerdamm in Berlin, Blick von Bahnhof Friedrichstraße auf den Reichstag. Li: um 1920. Pfeil: Haus Nr. 20 mit Tordurchfahrt. Re: Heutige Ansicht; gegenüber das ARD-Hauptstadtstudio!

Fotos: Landesarchiv Berlin, F.Rep. 290 Nr. II 10039 / Fotograf: Otto Hagemann (l.); Voswinckel (r.)

3

Aus der Reichshauptstadt.

Hauptdepot am Schiffbauerdamm 20. Hier fand heute mittig eine öffentliche Befähigung der neu geschaffenen Einrichtungen und des Transportmaterials statt. Erschienen waren die Minister Stucht und v. Hammerstein, Grafin v. Pojadowsky, der Generalstabarzt der Armee v. Deutbold, Generalarzt Dr. Sajetning vom Kriegsministerium, Kammerherr v. d. Arnebeck, Präsident Ködiker, die Polizeipräsidenten v. Borries, Steffenhain und v. Glöckner, Geheimrat v. Bergmann, Geh. Kommerzienrat Jacob, Geh. Rat Schermer vom Polizeipräsidium, die Professoren Galla, Clöbhausen, G. Werner, Prossauer u. a. Nach einer kurzen Begrüßung durch Herrn v. Petzmann wies Direktor Schlieffner

Berichterstattung des Berliner Lokalanzeigers vom 30.12.1904 (Abendausgabe; Ausschnitt)

3 Illustre Gäste, große Aufmerksamkeit

Was veranlasste die erlauchte Gesellschaft, darunter zwei Minister (!) und eine weitere Ministergattin, der Präsident des Reichsversicherungsamtes, Generalärzte, Polizeipräsidenten, Professoren, Klinikdirektoren und Ärzte, bei der Besichtigung zwei Tage zuvor (Freitagmittag, 30.12.1904) bei stürmischem Regen und 8°C auf dem Hof zu stehen und den Worten von Exzellenz Ernst von Bergmann zu lauschen? „Das war bei solchem Hunde-

wetter eine Qual sowohl für ihn als für die zahlreichen Zuhörer“, berichtete der Vorwärts am Folgetag (31.12.1904).

4 Historische Bedeutung

Die neue Einrichtung war sichtbarer Ausdruck der Befriedung zweier im Rettungsdienst tätiger Rivalen (Berufsgenossenschaften versus Ärzteschaft), die sich über zehn Jahre in öffentlicher Fehde bekämpft und verunglimpft hatten. Dieser Streit drohte das Ansehen der Reichshauptstadt zu schädigen, und das preußische Kultusministerium drängte auf eine Lösung. Mit dem Zusammenschluss im „Verband für erste Hilfe“ 1903 war – bis zur endgültigen Verstaatlichung der verschiedenen Rettungseinrichtungen durch den Magistrat 1913 – eine Grundsatzentscheidung über die Struktur des Rettungswesens zugunsten der freien Ärzte und der Krankenhäuser gefallen. Andernfalls wäre das Rettungswesen womöglich in der Hand der Berufsgenossenschaften mit festangestellten Ärzten und eigenen Polikliniken geblieben (übrig davon ist der „Durch-

gangsarzt“). Die damals geschaffenen Grundsätze und Leitlinien des modernen Rettungswesens wurden im Wesentlichen von Ernst von Bergmann († 1907) und George Meyer formuliert.

5 Erinnerungsort im Hier und Jetzt

Seit je her ist es dem Verfasser ein Anliegen, historisch wichtige Begebenheiten mit ihrem Original-Schauplatz zu visualisieren und so in die Gegenwart „hinüberzuziehen“ (z. B. Stolperstein für Prof. Hirschfeld; Symposium Prof. Lazarus in Karlshorst; Kennzeichnung der Charité-Krebsbaracken u.a.) Der Krieg hat freilich die Szenerie am Schiffbauerdamm (im Hintergrund des Gruppenfotos) weitgehend zerstört. Einzig ein Gebäude des Nachbargrundstücks, seit 1994 in Besitz der Bundestagsverwaltung, ist heute noch – für kurze Zeit! – zu identifizieren. Bevor das geschichtsträchtige Viertel (Luisenblock) gänzlich umgestaltet wird, haben wir in gemeinsamer Aktion den Entstehungsort des alten Fotos nachgestellt und als Bilddokument festgehalten.

5



Vor derselben Kulisse: Nachstellung des Gruppenfotos von 1905. Heutige Führungskräfte des Berliner Rettungsdienstes – Poloczek (1), Krause-Dietering (2), Baumann (4) – zusammen mit dem George Meyer-Biographen Voswinkel (5), einem Sachverständigen des Katasteramtes, Wittstock (3) und mit Notfallsanitätern und Rettungsassistenten der Berliner Feuerwehr im Juni 2016.

F Fenster; R Risalite; Z Zieranker; KW Pferde-Krankwagen; RTW Rettungswagen

6 Desinfektion auf hohem Niveau

Eine wichtige Rolle bei der „Kommunalisierung“ des Krankentransports spielte die neue Bakteriologie bzw. die daraus erwachsene Seuchen- und Hygienelehre. Zum Schutz vor übertragbaren Krankheiten formulierte das zuständige Polizeipräsidium in Zusammenarbeit mit dem Robert-Koch-Institut detaillierte Richtlinien für die Desinfektion von Krankewagen. Diese Maßnahmen hätten den privaten, gewinnorientierten Fuhrunternehmen nur Verluste eingebracht und riefen die Kommunen sowie das Innen- und Kriegsministerium auf den Plan. Als Generalsekretär des Zentralkomitees für das Rettungswesen in Preußen stand George Meyer im Zentrum dieser Bemühungen und publizierte u. a. „über Zweck, Art und Ort der Desinfektion von Krankentransportmitteln“ (1908).

6



Ansicht des Krankenwagen-Hauptdepots im Hof von Schiffbauerdamm 20; rückwärtige Ansicht mit Zugang zum Desinfektionsraum

Quelle: wie Abb. 1

7



Erstes [Elektro-] Automobil des „Verbandes für Erste Hilfe“ in Berlin 1905. Beachte die Treppenstufen am re. Bildrand in Vergleich zu Abb. 6! Quelle: Commercial Motor vom 28.12.1905

7 Motorisierung 1905

Kaum ein Jahr nach der Eröffnung erfolgte auf Betreiben von George Meyer die Anschaffung eines ersten Krankenwagen-Automobils in Berlin. Zu diesem Zweck stattete derselbe Wagenbauer, der auch die konventionellen Kutschen gebaut hatte (Richard Klevesahl, Moabit), ein Fahrzeug mit einer Batterie des Kölner Herstellers Georg Hagen aus (12 PS). Bei der Vorführung am 17.12.1905 war annähernd die gleiche Gästeschar wie im Vorjahr vertreten (vgl. Berliner Lokalanzeiger vom 18.12.1905). Die englische Zeitschrift „Commercial Motor“ kommentierte zehn Tage später: „The vehicle has proved itself to be wonderfully silent and comfortable when running“. Bis heute fand das dazugehörige Foto dieses ersten Berliner Krankenwagen-Automobils keine Darstellung in einem Geschichtswerk, wie es bis heute auch keine Gesamt-Darstellung zur

Geschichte des Berliner Rettungswesens gibt (Über die Gründe siehe auch Abschn. 8.). Erst 1908 erfolgte die Anschaffung von zwei „Benzinmotorwagen“.

8 DGHO-Expertise für Erinnerungspraxis

Ähnlich wie bei dem Gründungsdokument des „Zentralkomitees für Krebsforschung“ (Meyer-Broschüre S. 31), bei dem wir – im Unterschied zu anderen Historikern – erstmals auf den hohen jüdischen Anteil (66 %) bei den zwölf Teilnehmern aufmerksam machten, offenbart eine nachgehende Analyse des Gruppenfotos eine ähnliche Verteilung: Fünf der sieben Personen in der ersten Reihe weisen einen jüdischen Hintergrund auf. Auch die ärztlichen Leiter der drei Krankenwagen Depots (George Meyer; Paul Frank; Ernst Joseph) waren Juden und fielen später mit ihren Familien unter das Verdikt der nationalsozialistischen Rassenpolitik (Die Witwe von Dr. Frank starb 1986 mit 111 (!) Jahren in der Emigration in USA.). Es steht zu vermuten, dass viele junge jüdische Ärzte hier eine willkommene, innovative „Nische“ fanden und so zu ärztlichen Pionieren des Rettungswesens wurden. Dieser Tatbestand würde wenigstens zum Teil erklären, warum es bis heute weder eine Gesamtdarstellung noch biographische Einzelwürdigungen auf dem Gebiet des Berliner Rettungswesens gibt (in deutlichem Kontrast zur Berliner Feuerwehr-Geschichte!). Als weiterer Grund käme die disparate Entwicklung des Rettungswesens in Ost und West hinzu sowie dessen spätere Integ-

8



Ein großer Teil der am Rettungsdienst um 1900 beteiligten Pioniere war jüdischer Herkunft. In unserem Bild: Fünf der sieben Herren in der ersten Reihe!

ration in die Feuerwehr. 25 Jahre nach der Wiedervereinigung muss freilich das Fehlen einer geschichtlichen Aufarbeitung in dieser Stadt, die vor dem Kriege mit ihrem „Rettungsamt“ eine weltweit beachtete Vorreiterrolle spielte, als Skandal gewertet werden, der einer Bundeshauptstadt unwürdig ist.

9 Gesten der Versöhnung

„Nur jenes Erinnern ist fruchtbar, das zugleich erinnert, was noch zu tun ist.“ Getreu dieser Maxime von Ernst Bloch hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, mit Angehörigen von vertriebenen Berufskolleginnen und -kollegen in Kontakt zu treten (vgl. Rundschreiben 2/2015, S. 10). Der Gewinn ist ein doppelter: Vertrauen und Genugtuung auf der einen Seite, Rückkehr alter Dokumente und Fotos auf der anderen. Bei George Meyer kamen wir zu spät: Der Nachlass seiner in England verstorbenen Tochter muss als verschollen gelten. Anders bei seinem Weggefährten und Nachfolger als Leiter des Berliner Rettungsamtes von 1913 bis 1930, Dr. Paul Frank (1867-1936). Vier seiner Enkelinnen, sämtlich in den USA lebend, versammelten sich kürzlich an seinem Grabe. Der Verfasser nahm wertvolle Hinweise entgegen und vermittelte den Kontakt zur heutigen Führungsspitze des Berliner Rettungsdienstes. Eine gewiss ungewöhnliche Kooperation aus dem Geiste George Meyers!

9



Nach vierzigjähriger Leitungstätigkeit im Berliner Rettungswesen bis heute ohne Würdigung und ohne Bildnis: Dr. Paul Frank. Besuch an der Grabstätte auf dem Luisenfriedhof II Ende Mai 2016: Judy Frank, North Carolina, Dr. Plock, Rettungsdienst Berliner Feuerwehr, Prof. Voswinckel.

Vier Generationen Goldman[n] in Leipzig und London

PETER VOSWINCKEL

Auf Anregung von Kongresspräsident Andreas Hochhaus, der selbst bei John Goldman am Hammersmith Hospital in London arbeitete (1993/94), erstellte die DGHO anlässlich der Jahrestagung eine kleine Ausstellung über die Leipziger Wurzeln der Familie Goldman. Der CML-Forscher, Pionier der Knochenmarktransplantation und Hobby-Flieger John Goldmann war 1938 in London, im Exil seiner aus Deutschland vertriebener Eltern, geboren und dort im Alter von 75 Jahren im Dezember 2013 gestorben. 2004 hatte er die Ehren doktorwürde der Medizinischen Fakultät der Charité-Universitätsmedizin Berlin empfangen, unter Beteiligung des damaligen DGHO-Vorsitzenden Gerhard Ehninger und Renate Arnold (Laudatio). Mitte der 90er Jahre war John Goldman das elterliche Haus im besten Leipziger „Waldstraßenviertel“ zurückerstattet worden; mit der Sanierung dieses „Goldmann-Hauses“ in Leipzig ist gegenwärtig Enkel Jasper Goldman betraut.



Carl-Heinz Goldmann, Arzt am Städtischen Krankenhaus Berlin-Neukölln, um 1930



Publikation aus der MEDIZINISCHEN KLINIK von Oktober 1929



NOBELPREIS FÜR MEDIZIN 1934

GEORGE HOYT WHIPPLE
GEORGE RICHARDS MINOT
WILLIAM PARRY MURPHY

»FÜR
DIE ENTDECKUNG DER LEBERTHERAPIE
IN FÄLLEN VON ANÄMIE«

Nobelpreis 1934 zur Entdeckung der Lebertherapie (aus der von der Nobelstiftung autorisierten Ausgabe „Nobelpreis für Medizin“).

Vieles spricht dafür, dass der aufstrebende junge Assistenzarzt Dr. Carl-Heinz Goldmann, der 1929 in der Medizinischen Klinik über „Verwirrungszustände bei der Lebertherapie der perniziösen Anämie“ berichtete, im Mai 1937 am Gründungskongress der DGHO in Münster teilgenommen hätte: Die Lebertherapie der perniziösen Anämie war damals hochaktuell; in Münster referierte darüber der Kopenhagener Einar Meulengracht. Auch der Tübinger Professor Max Gänszlen, der mit seinem injizierbaren Leberextrakt 1930 weltbekannt geworden war, war in Münster dabei, begrüßt von dem Kongresspräsidenten Viktor Schilling. Noch zehn Jahre zuvor hatte der Internist Paul Morawitz – Goldmanns akademischer Lehrer in Leipzig (ausweislich der Danksagung in seiner Dissertation) – in seinem Handbuchbeitrag „Blut und Blutkrankheiten“ angeführt, dass die Prognose der Perniziösen Anämie [Biermerschen Anämie] immer infaust sei. Aber durch die sensationelle Publikation von George Minot über die Lebertherapie 1926 war die einst tödliche Krankheit über Nacht beherrschbar geworden – auch wenn es noch zwei Jahrzehnte dauern sollte, bis Vitamin B12 und Folsäure endgültig identifiziert und in ihrer Wirksamkeit entschlüsselt waren.

Gerade zwei Jahre waren ins Land gegangen, als die Lebertherapie in dem fortschrittlichen Krankenhaus in Berlin-Neukölln offenbar zum Standard avanciert war. Hier begann der frisch promovierte Carl-Heinz Goldmann seine ärztliche Kar-

riere in der internistischen Abteilung unter Leitung von Prof. Rudolf Ehrmann (†1963, Kalifornien). In rascher Folge publizierte Goldmann kasuistische Beobachtungen aus der Klinik, meist zusammen mit seinem Oberarzt und Mentor Heinz Taterka (†1985, New York).

Carl-Heinz Goldmann war 1904 in Leipzig geboren. Schon sein Vater, Dr. med. Arthur Goldmann (1873-1950), Mitglied der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, hatte sich in Leipzig als Spezialist für Magen-Darm- und Herzkrankheiten einen Namen gemacht und betrieb in der Pfaffendorfer Straße 6 eine ausgedehnte Praxis. Unterstützt wurde er dabei von seiner Frau Alice Mendershausen, Tochter eines Köthener Bankdirektors, die ganz in der Praxis-Arbeit aufging und zu diesem Zweck ihre zwei Kinder der Obhut eines Kindermädchens anvertraute.

Carl-Heinz besuchte zunächst das König-Albert-Gymnasium in Leipzig und studierte Medizin an den Universitäten Leipzig, Berlin und Bonn (Staatsexamen Leipzig 1926); 1929 promovierte er in Leipzig mit der Arbeit „Röntgenologische Untersuchungen über Verkalkungen der Schädelgefäße“, nachdem er zuvor sein praktisches Jahr am Westend-Krankenhaus in Berlin, an der Charité und am Krankenhaus Neukölln absolviert hatte. An letzterem avancierte er in rascher Folge vom Volontär- und Hilfsarzt zum Assistenzarzt. Im Dezember 1932 erfolgte seine Eheschließung mit Bertha Brandt (1908-2008), gefolgt von Flitterwochen in St. Moritz. Das

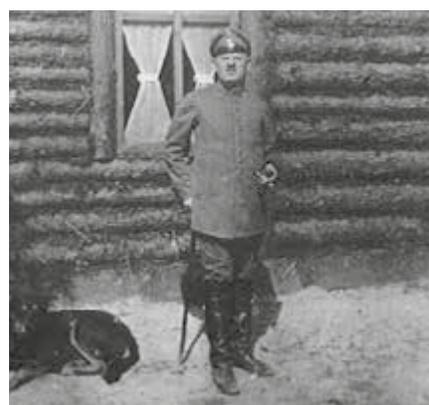
junge Paar bezog mit tätiger Unterstützung der Eltern eine Wohnung in Neukölln, doch sollte das Glück nicht lange dauern: Im Juni 1933 erhielt Carl-Heinz „wegen Fremdrassigkeit“ die Entlassung aus städtischen Diensten. Das gleiche Schicksal ereilte nahezu die gesamte Belegschaft der Inneren Abteilung des Krankenhauses Neukölln (einschließlich Chef- und Oberarzt); die frei werdenden Stellen wurden über Nacht mit subalternen und staatsloyalen Kollegen besetzt. Diesem Personalkarussell 1933 verdankte bekanntlich auch Viktor Schilling seine Karriere als Universitätsprofessor (als „Nachfolger“ von Georg Klemperer am Krankenhaus Moabit). In einem zeitgenössischen Bericht rühmte er sich, das „vollkommen verjudete Haus“ reorganisiert zu haben, bevor er dann 1934 den Ruf an die Universität Münster erhielt. Auch die Deutsche Hämatologische Gesellschaft von 1937 war bekanntlich „judenfrei.“

Noch im Sommer 1933 emigrierten Carl-Heinz und Bertha nach England, wo er in kürzester Zeit das britische Arztexamen nachholen und bereits 1934 eine Praxis in London eröffnen konnte. 1936 wurde die Tochter Jacqueline geboren, 1938 Sohn John. Sprachschwierigkeiten waren es in erster Linie, die die Großeltern in Leipzig davon abhielten, ihrem Sohn nachzuzufolgen. Erst der Entzug der Approbation 1938 und die Enteignung des gesamten Vermögens veranlassten die Eltern, dem Sohn

nach London zu folgen. „He had a very powerful personality and never get over the experience of having lost all his money – an emotional injury from which he never recovered,“ berichtete später Carl-Heinz in seinen *Reminiscences*.

Es entbehrt nicht der Kuriosität, dass Carl-Heinz 1940 zum Militär einberufen wurde und bis zum Ende des Kriegs als Offizier des Royal Army Medical Corps (RAMC) seinen Dienst leistete, während sein Vater im Ersten Weltkrieg seine Meriten als Stabsarzt auf deutscher Seite erworben hatte! Für einen heutigen Leser kaum nachzuvollziehen sind die abenteuerlichen Stationen von Carl-Heinz' Einsatz, unter anderem als Messe-Offizier im tropischen Indien.

Der siebzigjährige Großvater hatte in den Kriegsjahren in London eine kleine, meist deutschsprachige Klientel um sich versammelt, die er bis zu seinem Tode 1950 ärztlich betreute. Für den kleinen John begann mit der Rückkehr des Vaters und den Friedensfeiern im ganzen Land der Schulalltag, wobei seine baldige Aufnahme in die Westminster School seine steile Karriere in Großbritannien vielleicht schon vorzeichnete. 1992, als er schon längst als Präsident der European Group for Blood and Marrow Transplantation fungierte, verlor er seinen in Deutschland geborenen Vater im 88. Lebensjahr, 2008 seine hundertjährige Mutter. Als er selbst 2013 starb, verneigte sich die Hämatologie und Onkologie weltweit vor diesem Pionier



Arthur Goldmann als Stabsarzt an der Ostfront 1915



Carl-Heinz Goldman als Offizier im Royal Army Medical Corps 1942

und wahrhaften Kosmopoliten. „In der Erscheinung und in der Diktion very british, aber eigentlich im Inneren weder deutsch noch britisch, auch nicht europäisch, sondern global denkend.“ (Hochhaus über Goldman) Die abgebildete DGHO-Ausstellungssäule wurde an Jasper Goldman übergeben; sie wird im zukünftigen Goldmannhaus Haus (Pfaffendorfer Straße 21) Aufstellung finden.



Carl-Heinz Goldman mit Sohn John 1951

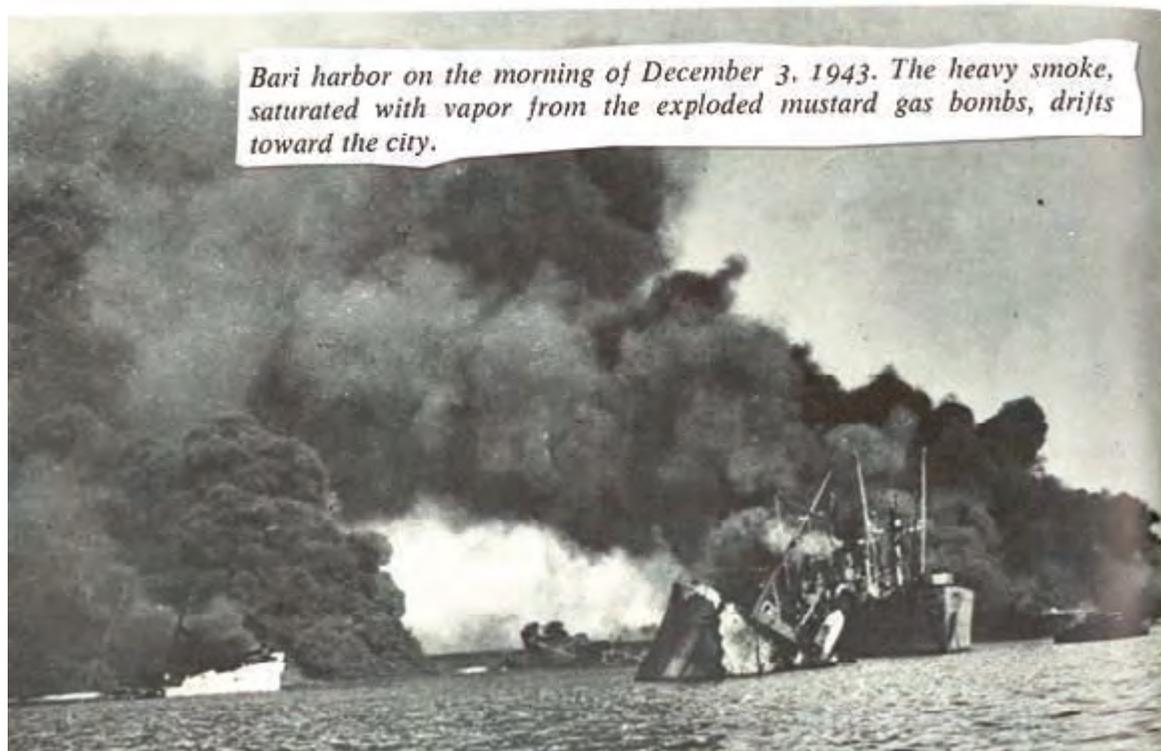


Vor der Ausstellungssäule „Von Goldmann zu Goldman“ im CCL, 14. Oktober 2016: Prof. Voswinckel, Prof. Hochhaus, Jasper Goldman, Prof. Robert P. Gale (v. l. n. r.)

Das Narrativ der brennenden Schiffe von Bari

Ungereimtheiten rund um die „Geburtsstunde der Chemotherapie“

PETER VOSWINCKEL



Aus: *Disaster at Bari* (G.B. Infield), New York 1988

Das Narrativ von dem Bombenangriff auf Bari ist eingängig und schaurig – aber eben doch nicht so persönlich berührend und abstoßend wie das Bild der erstickenen Soldaten in den Schützengräbern von Ypern 1917! Und doch muss man konstatieren, dass es als „Pionierzählung“ erst relativ spät konstruiert und mit dem Epitheton einer „Geburtsstunde der Chemotherapie“ versehen worden ist. Es muss auffallen, dass ältere, zum Teil an den Forschungen beteiligte Zeitgenossen (wie etwa Wintrobe, Heilmeyer, Zubrod) das Ereignis in ihren Schriften gar nicht oder nur am Rande erwähnen.

Die strikte Geheimhaltung, mit der sowohl die experimentelle Forschung als auch der Bari-Zwischenfall für die Dauer des Weltkrieges bis 1946 belegt waren, hatte ja durchaus den Effekt, die ethisch umstrittene Giftgas-Forschung der USA mit einer dauerhaften Unschärfe zu versehen. Sollte das gegenwärtige Herausstellen des Bari-Unfalls 1943 die vorangegangenen Forschungsbemühungen seit 1941

möglicherweise überdecken oder exkulpierten? Die entscheidenden klinischen Beobachtungen im Department of Surgery der Yale-University im Dezember 1942 hätten zweifellos auch ohne den Bari-Zwischenfall den Weg in die Welt gefunden! Die Geschichte der Chemotherapie ist wahrlich differenzierter und hatte einen Vorlauf von mindestens drei Jahrzehnten, in denen sich Krebsforscher weltweit um eine „konservative Therapie“ der Krebskrankheit – neben „Stahl“ und „Strahl“ – bemühten, leider ohne greifbaren Erfolg. Die voluminöse, 1300 Seiten starke Festschrift zum 65. Geburtstag von James Ewing 1931, auf welche die in Beispiel 3 angeführte Fußnote „278“ Bezug nimmt*, vermag einen Eindruck davon zu vermitteln, in welcher verzweifelte und z. T. abenteuerliche Konzepte die internationale Krebsforschung 1931 Zuflucht suchte. Dass ausgerechnet einem Giftgas, noch dazu einem in Deutschland entwickelten Giftgas, die Ehre zufiel, das erste erfolgreiche Krebs-Therapeutikum zu werden,

ist vor diesem Hintergrund ein grausamer Treppenwitz der Medizingeschichte. Bedenklich ist es freilich, wenn der nachfolgende, akzidentielle Bari-Zwischenfall zum Gründungsmythos der Chemotherapie hochstilisiert wird. Dies schmälert nicht nur das Verdienst von Edward und Helen Krumbhaar, die 1919 als Pathologen im Felde erstmals die Depletion der Blutzellen bei den Gas-Opfern beschrieben, sondern schmälert ebenso das Verdienst ungezählter „Onkologen“, deren rastloses Forschen heute zwar vergessen ist, von deren struktureller Aufbauleistung wir aber bis heute profitieren (interdisziplinäre Forschungs- und Therapieansätze).

Literatur:

C.G. Zubrod: *Historic Milestones in Curative Chemotherapy*. *Seminars in Oncology* 6 (1979) 490-505

J. Hirsch: *An Anniversary for Cancer Chemotherapy*. *JAMA* 296 (2006) 1518-20

* Beitrag von Frank Adair, Memorial Hospital New York. *Annals of Surgery* 93 (1931) 190-199

Auch die Entwicklung der Chemotherapie geht auf eine interessante Entdeckung zurück: Am 2. Dezember 1943 explodierte nach einer Bombardierung im Hafen von Bari ein Schiff, das mit giftigem Senfgas beladen war. Durch die Explosion wurden über tausend Menschen getötet. Bei den Untersuchungen der Opfer stellte sich später heraus, dass die Zahl der Lymphozyten – sie gehören zu den weißen Blutkörperchen – stark zurückgegangen war, vor allem im Knochenmark und in den Lymphknoten.

Kurz nach dem Unfall im italienischen Bari wurde ein Patient, der am Non-Hodgkin-Lymphom, einer Form von Lymphdrüsenkrebs, litt, mit einem synthetisch hergestellten Wirkstoff auf der Basis von Senfgas behandelt. Seine Tumoren schrumpften. Der Beweis für die Wirksamkeit der ersten Chemotherapie war erbracht.

Das Krebsbuch (Hrsg. Hohenberger) 2011, S. 161

„Auch die Entwicklung der Chemotherapie...“
Damit wird der Bari-Zwischenfall auf eine Stufe gestellt mit der Entdeckung Röntgens!

Wer besitzt „ein Schiff, das mit giftigem Gas beladen ist“?
Wer bombardiert?
Wer untersucht? Wer behandelt?

„Kurz nach (?) dem Unfall“
Tatsächlich war die Behandlung des Patienten J.D. an der Yale University ein Jahr zuvor!

Im Jahre 1944 wurde ein deutsches Schiff, das im italienischen Hafen Bari lag, von Bomben getroffen und explodierte. Es hatte 100 Tonnen Sulfid-Lost geladen, das Gas vermischte sich mit dem Hafenschlamm. Die Seeleute, die durch das kontaminierte Wasser um ihr Leben schwammen, ebenso wie die Löschmannschaften erkrankten an den gleichen Symptomen wie die Soldaten bei dem Gasangriff bei Ypern.

Der erste Einsatz dieser zytostatisch wirkenden Substanz wurde am Menschen mit therapeutischer Absicht im Jahre 1942 vorgenommen. Es handelte sich um einen Patienten mit fortgeschrittenem malignen Lymphom (Lymphosarkom). Nach Gabe von Nitrogen-Mustard bildete sich der Tumor dramatisch zurück, freilich nur für wenige Monate. Insofern kann das Jahr 1942 als Geburtsstunde der antineoplastischen Chemotherapie angesehen werden. Von da an erfolgte die

Queisser, Biographische Notizen, 2001, S. 238

Im Jahr 1944?
Ein deutsches Schiff? Wer warf die Bomben?

Wer „erkrankt“? Nur die „Seeleute und Löschmannschaften“?
Die meisten der 1000 Toten entstammten der Zivilbevölkerung

Der erste Einsatz?
War die Geburtsstunde 1942 oder 1944?

Den „Durchbruch“ brachte die Kriegserklärung Deutschlands gegen die USA 1941; daraufhin wurde ein Forschungsprojekt etabliert beim Chemical Warfare Service der US-Army

Den Durchbruch für eine medikamentöse Krebstherapie brachte ein tragisches Ereignis. Nach einem Bombenangriff der deutschen Luftwaffe am 2. Dezember 1943 auf den Hafen von Bari (Italien), bei dem unter anderem ein mit Senfgasgranaten beladener US-Frachter zerstört wurde, hatte man bei der Untersuchung der Überlebenden und Autopsie der Toten eine starke Reduzierung der weißen Blutkörperchen (Leukozyten) feststellen können. Dieser Zusammenhang war bereits 1919 beschrieben worden und hatte 1931 sogar schon zu ersten experimentellen Versuchen in der Krebsbehandlung geführt.²⁷⁸

Geschichte der DKG, 2012, S. 84-85

1919 – 1931 – 1943
Soll hier eine kontinuierliche Forschung suggeriert werden?
Das Zitat ist falsch. Verfasser hat die zitierte Arbeit offenbar nicht eingesehen! In dem Beitrag 1931 ging es um die äußerliche Anwendung bei Hautkrebs: Keinerlei „Zusammenhang“ mit Reduzierung von Blutzellen! Korrekt ist die Erstbeschreibung 1919 durch das Ehepaar Krumbhaar 1919 (nach ihrem Einsatz im Giftgaskrieg in Frankreich 1918)

Am 2. Dezember 1943, mehr als fünfundzwanzig Jahre nach dem Abwurf der ersten Senfgasgranaten über Ypern, griff ein Geschwader deutscher Bomber die Hafenanlagen der südtaliesischen Stadt Bari und die dort liegenden amerikanischen Schiffe an. Die Schiffe standen sofort in Flammen. Eines von Der »Zwischenfall« von Bari war Anlass, sich verstärkt mit Kampfgasen und deren Auswirkungen auf die Opfer zu beschäftigen. Zu diesem Zweck wurde ein verdeckt ermittelndes Team von Spezialisten für chemische Kriegsführung zusammengestellt, das sich Chemical Warfare Unit nannte (und dem Amt für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung unterstellt war). Landesweit wurden Forschungseinrichtungen vertraglich verpflichtet, verschiedene toxische Verbindungen zu erforschen. Den Auftrag, die Stoffgruppe der Loste (darunter Senfgas, auch Schwefellost genannt) zu erforschen, erhielten die Wissenschaftler Louis S. Goodman und Alfred Gilman von der Yale University.

Mukherjee, König aller Krankheiten, 2012, S. 133-5, mit Bild

Kausalität („war Anlass“) und zeitliche Abfolge stimmen nicht!

Das Forschungsteam an der Yale-University wurde Anfang 1942 (!) eingesetzt, weil deren Dekan Milton C. Winternitz schon im Ersten Weltkrieg experimentell mit Giftgasen geforscht hatte (betr. Lungenödem; 3000 Hunde!).

Er beauftragte seine beiden Pharmakologen Gilman und Goodman mit erneuten Tierversuchen, die Anfang 1942 begannen und im Herbst 42 zum klinischen Einsatz des Nitrogen Mustard führten.

Betrachtungen über den Dialog von Kirche und Wissenschaft

PETER VOSWINCKEL

Die (bisher) früheste Fotoaufnahme von einem Krebskongress stammt aus dem Jahr 1936. Sie wurde publiziert in dem dreibändigen französischsprachigen Kongressband, zusammengestellt übrigens von der aus Deutschland vertriebenen und kurzzeitig bei der belgischen Liga gegen den Krebs beschäftigten Ärztin Marta Fränkel. Die Berichtsbände der vorange-

gangenen internationalen Krebskongresse von 1906, 1910, 1913, 1928 und 1933 waren noch bildlos bzw. präsentierten (1933) quasi als Titelpuffer ein Porträt von König und Kongresspräsident. Zum Vergleich: der Bericht der 1. Internationalen Hämatologentagung in Münster 1937 enthielt

nur ein (!) Foto, und zwar eine Miniatur-Ansicht von dem Versammlungsort, der geschmückten Medizinischen Klinik (siehe Fundstücke aus dem DGHO-Archiv, S. 11). Der prächtige belgische Berichtsband von 1936 enthielt nun eine Serie von elf Fotografien. Zu unserer Überraschung bezeugen sie die Teilnahme eines leibhaftigen Purpurträgers. Obwohl der Veranstaltungsort, die Université Libre, über ihrem Eingangsportaal die Trennung von Kirche und Staat einfordert, war in den Augen der Kongressveranstalter die Teilnahme von Thron und Altar bei einem Krebskongress dieser Größenordnung noch unverzichtbar. Das Foto veranlasst uns, ein wenig über das wechselvolle Verhältnis von Kirche und Wissenschaft nachzudenken. Es sei daran erinnert, dass bei der Gründung des deutschen „Centralkomitees für Krebsforschung“ im Jahre 1900 ein kunstvolles „Mit



Abb. 1: Festlicher Empfang beim Krebskongress 1936 in Brüssel: Kardinal Van Roey begrüßt König Leopold III, daneben Kongresspräsident Paul Lerat (3.v.l.) und der Präsident der UICC Justin Godart (2.v.l.).



Gott“ das Titelblatt des Protokollbuches schmückte (Abb. 2).

Und anlässlich der ersten Internationalen Konferenz für Krebsforschung in Heidelberg 1906 beschwor der protestantische „Geh. Kirchenrat“ Ernst Troeltsch die gemeinsamen religiösen Wurzeln der teilnehmenden Staaten: „Je tiefer die Risse und Spalten zwischen den in Waffen starrenden Völkern Europas klaffen, umso froher begrüßen wir diejenige Internationale, die wir ohne Beeinträchtigung unserer nationalen und vaterländischen Gefühle verehren und pflegen können, die Internationale der Wissenschaft und Humanität, die als ein Ergebnis des gemeinsamen Kulturerbes und Kulturbesitzes wie als Wirkung der gemeinsamen religiösen Grundideen den Kern der europäisch-amerikanischen Zivilisationsgemeinschaft bildet.“

Der Erste Weltkrieg sollte auf brutale Art diesen gemeinsamen Kulturbesitz zerstören. Die fruchtbare Folge von Krebskongressen wurde für beinahe zwanzig Jahre unterbrochen (Rekonstituierung 1933 in Madrid). Freilich, auf der 7. Internationalen Konferenz, dem sogenannten II. UICC-Kongress in Brüssel 1936, ging bereits wieder ein tiefer Schnitt durch die versammelten Teilnehmer: Hier die kopfstarke Delegation aus dem Deutschen Reich (60), angeführt von dem Pathologen Max Borst, dort die aus Deutschland verjagten jüdischen Krebsforscher, die ein letztes Mal vor Kriegsausbruch aus ihren Zufluchtsländern anreisten. Ob dem belgischen Kardinal die Warnung des in Valkenburg lehrenden deutschen Jesuiten Augustin Bea (Kardinal

1959) bekannt war, der schon 1920 gegen Nationalismus und Antisemitismus seine Stimme erhoben hatte? Nach der Tragödie des Zweiten Weltkrieges ist eine kirchliche Repräsentanz auf Medizinkongressen kaum noch zu finden, vielleicht weil die Kirche durch eigenes Fehlverhalten zu sehr kompromittiert war? Zum anderen



Abb. 2: Ganzseitige Titel-Prägung auf dem ersten Protokollbuch (1900-1907) des deutschen „Central-Komitees für Krebsforschung“. Foto: Voswinckel/Ebert.

war es der rasche Fortschritt der Wissenschaft selbst, der eine fachüberschreitende Selbstreflexion immer mehr verdrängte. Die rasanten Erfolge in Diagnostik und Tumorthherapie nährten freilich den „technologischen Traum“ (Gadamer), selbst die Herren und Macher der Schöpfung zu sein und die Welt nur unter dem mechanistischen Blickwinkel des „Machenkönnens“ und „Verwaltenkönnens“ zu sehen. Dabei apostrophierte Gadamer schon 1972, dass unsere Welt eine Welt der begrenzten Möglichkeiten sei. „Unsere Welt ist zu Ende, wenn sie so fortfährt, wie sie sich ‚vorwärtszubewegen‘ im Begriffe ist.“ Angesichts des immer schnelleren Tempos von klinischen Innovationen blieben solche Warnungen im Tagesgeschäft des Medizin- und Pharmabetriebs ungehört. Die Fokussierung auf Studienprotokolle und Sterbekurven verbaute jeden Blick über den Tellerrand hinaus; da war auch für Kirchenvertreter auf hämatologisch-onkologischen Kongressen kein Platz mehr. Allenfalls in Gestalt der „Spiritual Care“ als Teilgebiet der Palliativmedizin konnte sich religiöse Begrifflichkeit heute im medizinischen Diskurs behaupten, allerdings

verengt auf die individuelle „Sinnsuche“ und „Lebensbewältigung“ des einzelnen Krebspatienten. Dass die offizielle Amtskirche durchaus etwas zum Thema Krebs zu sagen hatte, bezeugte beispielsweise der Pathologe Herwig Hamperl, als er von einer päpstlichen Ansprache 1956 anlässlich einer Audienz von UICC-Kommissionsmitgliedern berichtete, welche „in äußerst geistreicher Weise Fragen des Krebses mit allgemeinen menschlichen und religiösen Gesichtspunkten verband“. (Hamperl war maßgeblich an der Schaffung der TNM-Nomenklatur beteiligt.) „Auch die eher anti-päpstlich eingestellten protestantischen Vertreter konnten nicht umhin zuzugeben, dass diese Audienz einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte, ja, dass die päpstliche Ansprache vielleicht das Beste an diesen Kommissionssitzungen war.“ (Der Text der Ansprache [frz.] ist zu finden auf vatican.va.)

Erst dem gegenwärtigen Papst Franziskus ist es neuerdings mit seiner Enzyklika „Laudato si“ (2015) gelungen, den lange Zeit unterkühlten Dialog zwischen Wissenschaft und Kirche wieder anzufeuern. Noch bevor sich die überraschten deutschen Bischöfe zu einer Stellungnahme fähig sahen, würdigten Editorials in *Nature* und *Science* die Bedeutung dieses Lehrschreiben, das in origineller Weise zentrale ethische Herausforderungen des 21. Jahrhunderts thematisiert: Klimawandel, Armut und Ungleichheit. Wenn der Papst davon spricht, dass die gegenwärtige Generation möglicherweise als die verantwortungsloseste aller Generationen in die Geschichte der Menschheit eingehe (Abs. 165), so kann ein solcher Satz auch uns Ärzte nicht unberührt lassen. Gerade die Onkologen sollten sich nicht länger dahinter verschanzen, dass sie doch in aufopfernder Weise die Entwicklung der Krebstherapie vorangetrieben und das Beste gewollt haben. Die High-Level-Krebstherapie, wie sie sich heute in den hochentwickelten Industrieländern darbietet, ist eben nicht ein Teil der Lösung, sondern ein Teil des Problems: Der hohe



Abb. 3: 19.08.1956: Papst Pius XII. empfängt Krebsforscher in Castel Gandolfo, hier den Pathologen Herwig Hamperl. Quelle: Autobiographie Hamperl)

Ressourcenverbrauch in Klinik und Pharmaindustrie sowie der allgemeine Lebensstandard gehen auf Kosten anderer Regionen, die die Folgen des Klimawandels als erste zu spüren bekommen und deren Bewohner ihrer Lebensbedingungen beraubt werden, wie z.B. nachweislich in Nordafrika. Dürfen wir die Augen vor diesen Problemen länger verschließen? Papst Franziskus sieht heute im Klimawandel, in der globalen Armutsfrage und der sich verschärfenden Ungleichheit eine planetarische Herausforderung. Wäre es nicht an der Zeit, dass wir diese Herausforderung, die von der Wissenschaft weltweit bestätigt wird, vermehrt in den Blick nehmen? Und wäre es nicht denkbar, dass auf einer der nächsten Jahrestagungen tatsächlich wieder ein „Purpurträger“ aufträte und uns den Vorstoß dieses Papstes erläuterte und näherbrachte? Apropos: Der eindrückliche Text der Enzyklika ist ab sieben Euro in jeder Buchhandlung erhältlich, die Lektüre sehr zu empfehlen. (Der evangelische Pfarrer Schorlemmer würdigte sie als Hoffnungsfanfare und sandte dem Papst ein öffentliches Dankschreiben.)

Anmerkungen und Literaturhinweise auf Nachfrage beim Verfasser (voswinckel@dgho.de).



Abb. 4: Editorial aus der Zeitschrift *NATURE* vom 25.06.2015 betr. Papst-Enzyklika „Laudato Si“.

„Woyzeck, muß Er nicht wieder pissen?“

Glanz und Elend eines Tumormarkers.

PETER VOSWINCKEL

Viel Wirbel erregte um 1860 die Nachricht, dass im Urin von Melanom-Patienten eine chemische Substanz nachzuweisen sei, die im Sinne eines Tumormarkers neue Wege für die Krebsdiagnostik verhieß („Melanurie“; „Melanogenurie“); diese Hoffnung erfüllte sich nicht (siehe unten). Aber zusammen mit einer Fülle anderer Harntests sollte die „Klinische Chemie“ im ausgehenden 19. Jahrhundert das Ansehen einer Schlüssel-Disziplin für die moderne „naturwissenschaftliche“ Medizin erringen. Spöttisch notierte Gottfried Benn später im Rückblick (1920): „Da

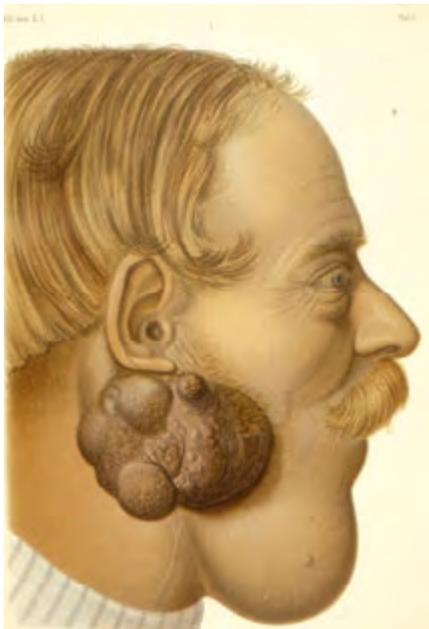


Abb. 1: 30-jähriger Patient mit Melanom. Aus: Fawcington: *A Case of Melanosis*, London 1826

war es versammelt, dies Jahrhundert des Wirklichen und des Erkennens, in dem der Geist Statistik schuf und Urinkontrolle...“. Tatsächlich begründeten die neuen chemischen, mikroskopischen und bakteriologischen Untersuchungsmethoden ein mechanistisches Denken in der Medizin, das der britische Soziologe Nicholas Jewson mit einem epochemachenden Bild

zusammenfasste (1976) und damit für die Medizin-Historiographie neue Maßstäbe setzte: „The Disappearance of the Sick Man from Medical Cosmology“.

Seismographisch hatte der hochsensible Zeitgenosse (und Arzt) Georg Büchner diesen Wandel schon sehr frühzeitig registriert, in seinem Theaterstück „Woyzeck“ 1836. Der neue Forscherarzt, der „Doktor“, richtet seine Aufmerksamkeit nicht mehr auf den individuellen Kranken, den bedauernswerten Woyzeck, sondern auf ein metabolisches Experiment im Rahmen eines physiologischen Gesamtprozesses, bei dessen wissenschaftlicher Erhellung akademische Lorbeeren in Aussicht standen – unabhängig vom Ausgang für den einzelnen Patienten: „Hat er schon seine Erbsen gegessen? Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprengte sie in die Luft. Harnstoff 0,10, salzsaures Ammonium, Hyperoxydul.“

Beispielhaft wollen wir im Folgenden diese Umbruchphase unter Heranziehung von drei Krankengeschichten von Patienten mit malignem Melanom zwischen 1826 und 1860 verdeutlichen, also aus jenem Zeitabschnitt, in dem die Medizin ihren säkularen Paradigmenwechsel von der antiken Säftelehre zur naturwissenschaftlichen Zellulärpathologie Virchows erlebte.

Fall 1, 1824. Melanosis

In dem 49-seitigen monographischen Krankenbericht von 1826 imponiert vor allem das ausdrucksstarke Porträt des männlichen Patienten (Abb. 1), des 30-jährigen Baumwollarbeiters Peckett. Das Büchlein umfasst die Gesamtdarstellung einer „Melanosis“, einschließlich der beigefügten, colorierten Lithographie. Der Urin des Patienten zeigte „a very peculiar appearance“ („when emitted, is has an uniform modena red or purple colour; but by allowing it to stand some hours, a

Abb. 2: Klassische Harnuntersuchungen um 1900. (zur Verfügung gestellt von Prof. Goerke †, München)

chocolate-colored precipitate forms...“). Nach heutigem Verständnis handelte es sich um ein fortgeschrittenes, metastasiertes Melanom.

Der exakte klinische Bericht des 31-jährigen Arztes Thomas Fawcington endet mit einem bemerkenswerten Zeichen persönlicher Anteilnahme, wenn der Autor schreibt: „3. November 1824: Poor Peckett expired.“

Fall 2, 1831. Melanose

Bei der Patientin „Anna K., 46 Jahre alt“ handelt es sich ebenfalls um eine generalisierte Melanose, ausgehend von einem schwarzen Knoten in der Kniekehle („seit der Kindheit“), der zuletzt die Größe einer geballten Faust angenommen hatte. Die Krankengeschichte ist in Gestalt einer Dissertation der Universität Würzburg verfasst (in Latein!) und vermerkt als Harnfarbe „propemodum nigra“. Aus Furcht vor einer Obduktion hatte sich die todkranke Frau und vierfache Mutter nach Hause begeben. Eine Woche später eilte der 22-jährige Arzt, Eduard Schilling, zu der



Abb. 3: Sektionspräparat der Gebärmutter mit Metastasen eines Melanoms. Aus: Eduard Schilling: *De melanosi*, Würzburg 1831.



Verstorbenen und nahm kurzentschlossen die Sektion vor Ort vor. So konnte er seiner großformatigen Dissertation vier prächtige Farbtafeln mit den gravierendsten Organbefunden beifügen (siehe Abb. 3.)

Fall 3, 1861. Pigmentkrebs

Dreißig Jahre später liest sich die gleiche Abfolge der Ereignisse, diesmal gipfelnd in einer erfolgreichen Habilitationsschrift, wie folgt:

„Benes Wenzel, 42 Jahre alt, Tagelöhner, lag im Mai 1858 auf der 2. Med. Klinik mit Leberkrebs und einer aus der Orbita hervorwuchernden Krebsmasse. [...] Der Urin dieses Kranken vom 8. Mai wurde hermetisch verschlossen und dem Licht entzogen, der Urin vom 9. Mai blieb unter Verschluss im Schatten stehen. Am 25. Mai hatte ich die Ehre, in der Plenarversammlung des Doctorencollegiums in Prag beide Portionen vorzuzeigen. Der Urin vom 8. Mai hatte Phosphate abgesetzt, und die Farbe war hellgelb; der Urin vom 9. Mai war bei auffallendem Lichte schwarz [...] Der Kranke starb am 9. Mai und die Sektion lautet...“ (.)

Der Vortrag des 27-jährigen Verfassers Theophil Eiselt vor dem Prager Doktorenkollegium rangiert hier in seiner Bedeutung noch vor dem weiteren Schicksal des Patienten: Nur beiläufig findet der Leser die Erwähnung, dass der Patient bereits 14 Tage vor der Präsentation seines Urins zugrunde gegangen war. Der Titel seiner Publikation in der Prager Vierteljahrschrift lautete: „Die Diagnose des Pigment- (melanotischen) Krebses durch den Urin.“ Zu Recht wies Jewson darauf hin, dass in der neuen Kommunikationsstruktur der Wissenschaftler kein Platz für empathische Empfindungen und für biographische Einzelheiten blieb: *“The work situation of the medical investigator thus restricted his involvement with the object of study – i.e. the suffering of the sick and dying – to its extrinsic utility in obtaining career objectives.“*

Im Fortgang seines eingangs erwähnten Zitats mokierte sich Benn über diese Zeit, *„wo man Ordinarius wurde, wenn man die Nebenhöhlen der Nase beherrschte, und Vorsitzender von Kongressen, wenn man drei Pickel gesehen hatte und der Nebenmann nur zwei, wo kein Haus in keiner Straße war, wo nicht [...] ein Harnarzt und ein Geodäte wohnte – zur Eroberung der Erde und zur Beherrschung der Welt.“* (Das moderne Ich, 1920.) Tatsächlich machten sich zwischen 1860 und 1890 in allen europäischen Hauptstädten aufstrebende Hippokrates-Jünger daran, das Vorkommen und die Herkunft des rätselhaften „Harmelanogens“ zu beschreiben und zu publizieren. Dem 26-jährigen Johannes Thormählen, damals Assistentenarzt an der Universität Göttingen, war es vorbehalten, 1887 einen spezifischen Test für das Vorhandensein solcher Chromogene zu entwickeln, der als „Thormählen-Test“ in alle einschlägigen Lehrbücher und Lexika Eingang fand. Es dauerte freilich noch Jahrzehnte, den gesamten Melaninchemismus aus dem Katabolismus des Tyrosins und insbesondere die kurzlebigen Zwischenstufen der Melaninsynthese aufzuklären. Zu diesem Zeitpunkt (1960/70) war jedoch die Unbrauchbarkeit des Urin-Nachweises als Tumormarker längst erwiesen,

da die insgesamt sieben harnfähigen Indolmelanogene eine Metastasen-Leber voraussetzen und somit für eine Frühdiagnose nicht in Frage kommen. Heute ist der Thormählen-Test obsolet. Sein Ende wurde spätestens mit einem Beschluss der American Association of Clinical Chemistry von 1988 besiegelt (*„his use should be discontinued“*).

Die Suche nach zuverlässigen Tumormarkern geht jedoch unvermindert weiter, ebenso wie die Weiterentwicklung und Verfeinerung des therapeutischen Instrumentariums. Mögen wir durch das Lehrstück „Woyzeck“ immer wieder daran gemahnt werden, daß wir bei allem Evidenzstreben und wetteifernden Überlebensstatistiken den einzelnen Menschen in seiner Lebenssituation und seinem Eingebunden-Sein in ein soziales Ganzes nicht aus dem Auge verlieren. Dazu könnte die aufregende Woyzeck-Inszenierung von Regisseur Ulrich Rasche in Basel sicher einen Beitrag leisten, deren Besuch wir hiermit anempfehlen.

Vorliegender Text basiert auf dem gleichnamigen Kapitel meines Buches „Der schwarze Urin. Vom Schrecknis zum Laborparameter“, Blackwell Wissenschaft 1993. Weitere Literaturnachweise beim Verfasser.



Abb. 4: Aktuelle Inszenierung von Büchners Schauspiel „Woyzeck“ von Ulrich Rasche am Theater Basel (Nächste Vorstellungen am 7. und 20.03.2018).

Foto: Mit freundlicher Genehmigung des Theater Basel.

Historischer Artikel „Geschäft mit dem Tod“

ausgewählt von PETER VOSWINCKEL

Historischer Artikel aus: DAS TAGEBUCH, Jg. 11, Heft 37 vom 13.09.1930, S. 1463-1464., ausgewählt von DGHO-Archivar Peter Voswinckel. Parallelen zur Gegenwart sind rein zufälliger Natur!

DR. MARTIN GUMPERT

GESCHÄFT MIT DEM TOD

Wir leben in einer Zeit der sinkenden Sterblichkeit. Die Errungenschaften der Hygiene, der gesundheitlichen Gesetzgebung, der medizinischen Forschung haben vielen Krankheiten, die noch vor kurzer Zeit eine Geißel der Menschheit waren, ihren Schrecken genommen. Seuchen, die in früheren Jahrhunderten in ihrem unerbittlichen Zug über die ganze Welt Hunderttausende von Menschenleben als Opfer forderten, sind vom Erdboden verschwunden oder auf kleine Herdgebiete beschränkt worden. Selbst die großen chronischen Seuchen, die für die Volksgesundheit von so verderblicher Bedeutung sind, wie die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten, sind gerade in den letzten Jahren in einem deutlichen und erfreulichen Rückgang begriffen. Nur eine einzige Krankheit macht eine Ausnahme: *der Krebs!* Wenn wir die Todesursachen im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich betrachten, so sehen wir, daß die Todesursache „Krebs“ fast als einzige Krankheit eine ununterbrochen ständige Zunahme erfährt. 1915 starben von 10 000 Lebenden 7,4 Männer und 8,9 Frauen an Krebs. 1925 waren es bereits 9,5 und 11,0; im ganzen 63 564 Todesfälle in einem Jahr. Dieser unheimliche Aufstieg setzt sich nicht nur in Deutschland, sondern in fast allen Ländern der Erde unerbittlich fort.

Der Krebs, eine der furchtbarsten und grausamsten Krankheitsformen, die wir kennen, ist also zweifellos eine Kulturkrankheit, und jeder denkende Mensch ist sich darüber klar, daß alles geschehen muß, um diesen Feind zu bekämpfen und die Leiden der Kranken, die ihm verfallen sind, zu lindern. Die Erforschung der Krebskrankheit und die Suche nach Heilungsmöglichkeiten ist daher heute die bedeutungsvollste Aufgabe der ärztlichen Wissenschaft geworden. Einer der größten Fortschritte auf diesem schwierigen Wege war die Behandlung des Krebses mit *Radium*. Aus dem Urmineral der Uran-Pechblende wurde durch die weltberühmte Arbeit des Ehepaares Curie als hochwirksames Element das Radium isoliert. Radium konnte aber bisher nur in sehr kleinen Mengen hergestellt werden, in viel zu kleinen, um diesen für die Krebsbehandlung kostbaren und unersetzlichen Stoff allen Kranken, die seiner bedürfen, zugute kommen zu lassen. Die Orte, die bis vor kurzem als Hauptzentren der Radiumgewinnung in Frage kamen, waren Joachimsthal in Böhmen und bestimmte Gebiete Nordamerikas.

Nun gibt es aber ein Gebiet, dessen Ausbeute weit größer ist als die gesamte bisher mögliche Radiumproduktion. Im südlichsten Teil des belgischen Kongos liegt *Katanga*, der radiumreichste Ort der Erde. Wir entnehmen einem Bericht der Münchener Medizinischen Wochenschrift, dessen Einzelheiten kürzlich auf einem schlesischen Krankenkassentag nach einem Vortrag von Dr. Jacobs

große Empörung erweckten, daß es möglich wäre, in *Katanga* Radium in ausreichendem Maße zu einem Zehntel oder einem Zwanzigstel des heutigen Preises zu erzeugen, so daß sämtliche Krankenhäuser der Welt mit diesem unentbehrlichen Heilmittel ausgerüstet werden könnten. Ist es nun denkbar, daß es Menschen gibt, die aus Gewinnsucht die Produktion des unersetzlichen Heilstoffes künstlich derart einschränken, daß die Preise nicht durch stärkeres Angebot gedrückt werden können? Wenn wir bisher mit Staunen vernommen haben, daß der Preis für das Gramm Radium 50 000 Pfund beträgt, so haben wir die furchtbare Notlage, Tausenden von Krebskranken diese wichtige Heilmöglichkeit vorenthalten zu müssen, vor unserem Gewissen dadurch entschuldigt, daß es eben ein so seltenes Produkt sei, daß der unerhörte Preis durch die Schwierigkeit der Gewinnung hinreichend erklärt wird. Jetzt erfahren wir aber, daß es nicht Mangel an Material, sondern die Geschäftspraxis des *Radiumtrustes* ist, der im Riesenbesitz fast der ganzen Radiumproduktion der Erde ist und der die Stirn hat zu erklären, daß der jetzige Preis *noch zu niedrig* sei!

Die Bilanz der Minengesellschaft von *Haut-Katanga* spricht eine andere Sprache: die Einnahmen der Gesellschaft sind im Laufe des Jahres 1928 von 128 Millionen auf 245 Millionen Franken gestiegen, und der Aktienbesitz wird bei einem Kursstand von 195 000 Franken für die Aktie von nominal 500 Franken mit 5 Milliarden Franken bewertet. Dabei ist die Entlohnung der eingeborenen Arbeiter, wie kürzlich der belgische Abgeordnete Vandervelde in der Kammer in einer Interpellation an die Regierung betonte, beispieles schlecht.

Es ist unfassbar, daß der Völkerbund Kenntnis von diesen Tatsachen haben sollte, ohne sich bisher zu einem Eingreifen genötigt zu sehen. Er veranstaltet mit großem Kostenaufwand gewiß verdienstvolle Enquêtes über die entlegensten sozial-politischen, sozial-hygienischen oder kultur-politischen Fragen. Rauschgifte, Mädchenhandel und Kinderausbeutung sind fraglos unerfreuliche, aber nur mit ungeheuren Schwierigkeiten auszurottende Erscheinungen, weil sie mit der wirtschaftlichen und sozialen Struktur unserer Zeit eng verknüpft sind. Aber hier ist eine fürchterliche Krankheit in schreckenregender Zunahme begriffen, und es fehlt das wichtigste Heilmittel, das die Qualen der Krankheit lindern und beseitigen kann, nur weil die paar Herren des Radiumtrusts ihre riesigen Gewinne einstecken müssen, — Gewinne aus der Förderung eines Urstoffes, der nach allgemein menschlichem Gefühl Besitz der ganzen Menschheit sein sollte. Der Völkerbund, diese mächtige Gemeinschaft der Nationen, wäre ein sinnloses Unternehmen, wenn er nicht einmal imstande wäre, die Interessen der bedauernswertesten aller Mitmenschen gegen eine Handvoll Ausbeuter zu verteidigen.

Der Verfasser Dr. Martin Gumpert (1897-1955) wirkte bis zu seiner Vertreibung 1933/36 als Facharzt für Dermatologie und als Schriftsteller in Berlin. Seine umfangreichen Bücher über „*Samuel Hahnemann*“ (1934) und „*Henri Dunant*“ (1936) gelten bis heute als medizinhistorische Standardwerke. Nach seiner Auswanderung in die USA baute er sich eine neue Existenz als Dermatologe auf und richtete seinen Fokus auf Alterskrankheiten. 1952 wurde er Leiter einer Geriatrischen Klinik am JEWISH MEMORIAL HOSPITAL in New York und gilt heute als einer der Gründerväter der Geriatrie. In einem Brief von November 1947 gratulierte Thomas Mann „dem jüngeren Freunde, dem älteren Freunde meiner Kinder“ zum fünfzigsten Geburtstag. Bis heute lesenswert – nicht nur für 50-Jährige! – ist Gumperts autobiographischer Roman „*Der Geburtstag*“ (Fischer Taschenbuch 1985.); erschütternd freilich seine Prognose,

die er 1939 über die europäische Psychose (Paranoia der Macht) niederschrieb, als er über eine Rückkehr reflektierte: „Für die nächsten hundert Jahre [!] wird Europa ein Irrenhaus sein, seine Einwohner müssen wie Patienten behandelt werden. Was mich betrifft, so liegt mir nichts daran, unter Irren zu leben.“

(zitiert nach: P. Voswinckel: „Von Dr. Sammet (Th. Mann) bis Dr. Semig. Das Scheitern der deutsch-jüdischen Assimilation im Spiegel literarischer Arztfiguren“ in: *Medizin und Kultur*, hrsg. von Giovanni Maio und Volker Roelcke, Stuttgart 2001, 213-232.)

Das TAGEBUCH war eine politisch-literarische Wochenzeitschrift, die von 1920 bis 1933 in Berlin erschien, gewissermaßen als „Schwesterzeitschrift“ zur WELTBÜHNE. Zu ihren Autoren zählten Thomas und Klaus Mann, Hans Fallada, Ernst Jünger, Carl von Ossietzky u.a.

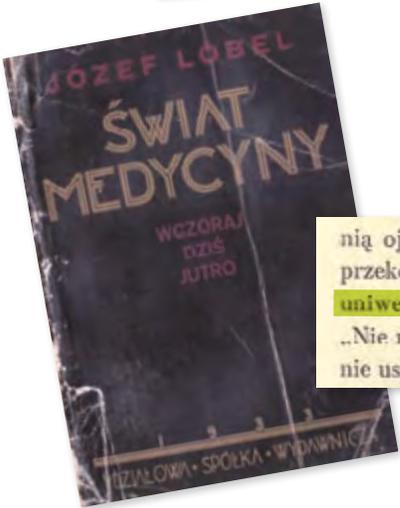
1933: Der Ruf des Berliner Krebsinstitutes zog um die Welt...

Collage (Folie) aus einem Geschichtsvortrag von Peter Voswinckel beim Krebskongress 2018, Berlin.



haben. Mit Bestimmtheit schreibt eine so anerkannte Autorität wie der Vorstand des Instituts für Krebsforschung an der Universität **Berlin**: „Es kann gar keine Rede davon sein, daß jemand, weil sein Vater oder seine Mutter an Krebs gestorben ist, nun deshalb für diese Krankheit besonders

Berlin 1933



Met beslistheid schrijft een zoo bekende autoriteit als de voorzitter van het instituut voor kankeronderzoek van de universiteit van **Berlijn**: „Er kan in het geheel geen sprake van zijn, dat iemand, omdat vader of moeder aan kanker

Arnhem 1933

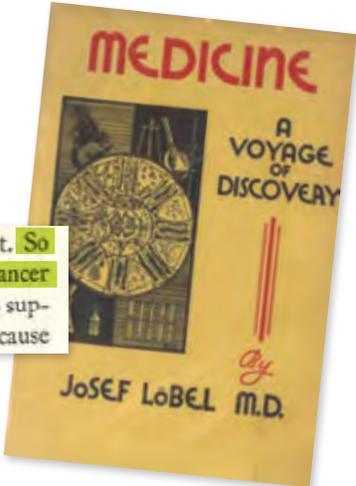
nią ojciec lub matka, czy nawet obydwójce. Z pełnem przekonaniem pisze tak uznany autorytet jak dyrektor uniwersyteckiego Instytutu dla badań raka w **Berlinie**: „Nie może być wogóle mowy o tem, by ktoś był szczególnie usposobiony do raka dlatego, ponieważ jego ojciec czy

Krakau 1933



the father or mother or even both have suffered from it. So reputable an authority as the head of the Institute for Cancer Research in **Berlin** says definitely: “It is altogether false to suppose that anyone is particularly susceptible to cancer because

New York 1934

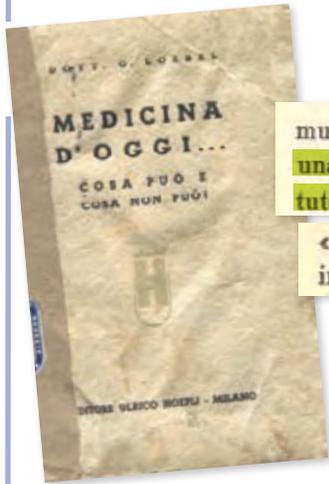


Das Zitat stammt aus einem populärmedizinischen Werk zur Geschichte der Medizin von 1933, verfasst von dem damals sehr bekannten Dr. med. Josef Löbel (1882-1942). Während der Sommermonate arbeitete er als Kurarzt in Franzensbad, während des Winters betätigte er sich als Schriftsteller und Medizinjournalist in Berlin. In mehreren Beiträgen beschäftigte er sich auch mit der Krebskrankheit, insbesondere mit der Bedeutung der Frühsymptome, und begleitete auf diese Weise die Frühphase der neuen Disziplin „Krebsforschung / Onkologie“, die sich in Berlin, Heidelberg und Frankfurt zu formieren begann, aber von den Chirurgen und Gynäkologen heftig angegriffen wurde.

Löbels Bücher wurden in 16 (!) Sprachen übersetzt. Sein Ziel war es, die rasanten wissenschaftlichen Fortschritte (Bakteriologie/Salvarsan; Diabetes/Insulin; Hormontherapie etc.) verständlich zu machen, und das in einer heiteren Form, „die belehrt, indem sie unterhält“. Nach dem Kriege geriet Löbel in Vergessenheit. Als jüdischer Deutsch-Böhme österreichischer Nationalität, später tschechischer Staatsbürger und in Berlin ansässiger und 1933 vertriebener Arztschriftsteller fiel er durch alle Netze der Erinnerung: niemand fühlte sich zuständig. Erst sechs Jahrzehnte später offenbarte eine Spurensuche seinen Suizid in Prag 1942.

während es von chirurgischer Seite bekämpft und von den Nazis zerstört wurde

(Der Institutsdirektor [Prof. Ferdinan Blumenthal] wurde 1933 entlassen und kam 1941 ums Leben.)



muni. Ecco quanto scrive su questo argomento una indiscussa autorità, il direttore dell'Istituto del Cancro presso l'Università di Berlino:

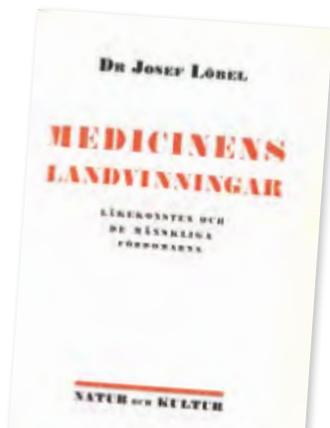
« Non si può assolutamente dimostrare che un individuo abbia una particolare recettività verso

Mailand 1934



Kopenhagen 1935

lidt deraf. Med Bestemthed skriver en saa anerkendt Autoritet som Forstanderen for Institutet for Kræftforskning i Berlin: »Der kan slet ikke være Tale om, at en, fordi hans Fader eller Moder er død af Kræft, derfor nu skulde være

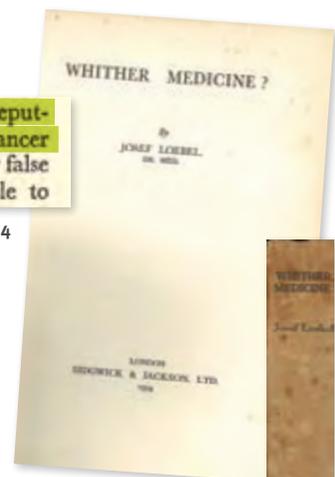


Stockholm 1936

eller rent av båda två lidit därav. Mycket bestämt skriver en så erkänd auktoritet som föreståndaren för institutet för kræftforskning vid universitetet i Berlin: »Det kan alls inte vara tal om att en person skulle vara särskilt mottaglig för kræft, där-

or mother or even both have suffered from it. So reputable an authority as the head of the Institute for Cancer Research in Berlin says definitely: "It is altogether false to suppose that any one is particularly susceptible to

London 1934



vérrokonaik okvetlenül megkapják a rákot. A berlini egyetem rákkutató intézetének híres vezetője egész bizonyossággal írhatja tehát azt, hogy „valaki csak azért, mert apja, vagy anyja rákban szenvedett, nem hajlamos különösen e betegségre és

Budapest 1934



Unter Berücksichtigung des DGHO-Gründungsdatums 1937 entschloss sich der Vorstand der DGHO, Leben und Werk von Dr. Löbel zum Thema des diesjährigen Geschichtsbuches zu machen und damit auch die „Außenwahrnehmung“ der Onkologie in den Blick zu nehmen. Das Buch wird in bewährter Weise von Dr. Voswinckel zusammengestellt und zur Jahrestagung in Wien erscheinen.

Bei seinen Nachforschungen ermittelte Voswinckel in New York einen 92-jährigen Neffen von Dr. Löbel, der 2018 ein eigenes Jubiläum begeht: 1926 In Wien geboren, gelangte er mit der Kinderverschickung 1938 (als Zwölfjähriger!) nach England in den

Haushalt eines kinderlosen Arztehepaars (!), kam 1950 in die USA und wurde Bauingenieur. Sein Vater wurde im September 1942 von Drancy nach Auschwitz deportiert.

This is one of the most philosophic, and one of the most interesting, books on the science and art of medicine that have been written by a doctor for the general reader.

Aus einer Buchbesprechung von „Whither Medicine“ in TIMES Literary Supplement, London, August 1934, p. 484

Aus der Historischen Forschungsstelle der DGHO: Buch-Neuerscheinung über Dr. med. Josef Löbel (1882 – 1942)

Im bibliophilen Ambiente des Wiener Literaten-Milieus – im Café Museum, wo vor achtzig Jahren Joseph Roth und Dr. Löbel zusammentrafen – fand zum Auftakt der diesjährigen Jahrestagung die Präsentation des jüngsten Werkes aus unserer Historischen Forschungsstelle statt. Es beschäftigt sich mit dem Kurarzt und Schriftsteller Dr. Josef Löbel (siehe Mitgliederrundschreiben 3/2018, S. 24-25). Dessen populärmedizinische Bücher waren seinerzeit in 16 Sprachen (!) verbreitet; sein deutschsprachiger Longseller „Knaurs Gesundheitslexikon“ (Berlin 1930) wurde ihm freilich als Jude fortgenommen und 1940 „arisiert“. Die Folge: Niemand kennt heute mehr seinen Namen – bis zu dieser neuen Publikation.

Großen Widerhall fand die Pressekonferenz bei Literatur-Freunden. So ergriff der Vorsitzende der Joseph-Roth-Gesellschaft, Dr. Lunzer, das Wort und lobte überschwänglich die akribischen Forschungsergebnisse, die eindeutig belegten, dass sich hinter Roths literarischer Figur des Dr. Skowronnek (Radetzkymarsch) jener Baderarzt aus Franzensbad, der Freund vieler Dichter und Künstler, verbarg. Roth und Löbel kannten sich seit ihrer Journalistentätigkeit in Berlin.



Anlässlich der Präsentation des Löbel-Buches im „Café Museum“, Wien: Der Vorstand der DGHO zusammen mit dem Autor, Peter Voswinckel, und dem Vorsitzenden der OeGHO, Andreas Petzer.



Der Vorsitzende der Joseph Roth-Gesellschaft, Dr. Heinz Lunzer, kommentierte den offenen Löbel-Brief an Joseph Roth vom 25.10.1932.

In einem anschließenden Beitrag schilderte der Vorsitzende der OeGHO, Andreas Petzer, die Aufbruchstimmung an der Wiener Medizinischen Klinik bezüglich der Krebskrankheit, als nämlich infolge der operativen Behandlungserfolge (Billroth) erstmals die Früherkennung des Krebses in den Fokus rückte und eine landesweite Kampagne zur Frühdiagnostik einleitete – zur gleichen Zeit, als Löbel sein Medizinstudium in Wien abschloss. Den weiteren Lebensweg dieses jüdischen Arztes stell-

„Ein wundervolles Buch... Ein besonderes Kompliment auch an die DGHO, die solche zeitgeschichtlichen Recherchen und deren angemessene Präsentation so großzügig fördert.“

Norbert Jachertz, Köln (Chefredakteur des Deutschen Ärzteblattes i.R.)

„Sie haben mir eine Fundgrube andersgleichen ins Haus geliefert, die – grob geschätzt – wenigstens dreißig Romane beinhaltet. ... Da ist Ihnen nicht nur ein Werk gelungen, sondern gleich ein Gebirge an Zeit und Geschichte. Chapeau!“

Prof. em. Gerhard Köpf, München

„It is lovely, very well laid out and great photos and illustrations. How nice to see Josef and Leontine's story which will now be told forever thanks to your book. Congratulations“

Susan Drees, Hastings

„Erst jetzt, 90 Jahre nach Erscheinen von Knaurs Gesundheitslexikon, würdigt die DGHO als Herausgeber den einstigen jüdischen Erfolgsautor. Chapeau der Gesellschaft, Chapeau dem Autor!“

gesundheit.com [Sylvia von Lichem, München]

„Dank für die Übersendung des opulenten, wunderbar gemachten Löbel-Buches. Meine Gratulation!“

Roswitha Schieb, Kulturhistorikerin, Autorin, Berlin

„Da ist Ihnen wieder etwas sehr Gutes gelungen – eine hervorragende Bild-Text-Collage mit Faksimiles als ‚Zutaten‘, die das Buch so lesenswert machen! ... wie viel Power and Sponsoring!“

Dr. med. habil. Volker Klimpel, Dresden

„Ich finde es außerordentlich verdienstvoll. ... Meinen Glückwunsch zu der nun vorliegenden Veröffentlichung!“

Prof. em. Dr. med. Volker Wunderlich

„Die ungeheure Menge an Quellen vermittelt ein ausgesprochen lebendiges Bild von Löbel. Mit Freude habe ich z.B. seinen Artikel von 1927 über den Zauberberg von Thomas Mann gelesen...“

Prof. Dr. med. Peter Schmiedebach

„Ein staunenswerter Band!“

literaturkritik.de (Prof. Dr.phil. Lutz Hagedstedt, Rostock [Deutsches Literatur-Lexikon])

te der Buchautor Voswinckel anhand von Fotos und Dokumenten dar: über annähernd drei Jahrzehnte praktizierte Löbel während der Sommermonate im böhmischen Franzensbad, im Winter betätigte er sich als Schriftsteller und Journalist in Berlin. Nach dreifacher Vertreibung aus Berlin (1933), Wien (1938), Franzensbad/Sudetenland (1938) nahm er sich schließlich in Prag das Leben. Zuvor (1940) war das von ihm begründete „Knaurs Gesundheitslexikon“ von einem „arischen“ deutschen Kollegen (unter Pseudonym!) neu aufgelegt worden, sein Name für alle Zeiten aus diesem Werk getilgt. Ehefrau und Schwager starben in Auschwitz, Hausrat



Dr. Josef Löbel um 1930

und Wohnung im besetzten Prag wurden geplündert bzw. versteigert. Einzig zwei Söhnen war die Flucht ins Ausland gelungen; beide starben kinderlos, der letzte im Jahre 2002 in London.

Die Jahrestagung in Wien stand dann noch mehrfach unter dem Zeichen „Löbel“. Nachhaltigen Eindruck hinterließ bei der Eröffnungsveranstaltung im Austria Center die Videobotschaft des 92-jährigen Löbel-Neffen Karl Glücklich-Stayna, New York, der im Alter von zwölf Jahren (1938, vor exakt 80 Jahren!) mit einem



Anlässlich der Eröffnung der Jahrestagung: Videogrüßbotschaft des 92-jährigen Löbel-Neffen Karl Stayna, New York.



Spurensuche auf dem Zentralfriedhof Wien: Li: Iwe Siems (Geschäftsführerin DGHO Service GmbH) am Grabstein von Löbels Mutter Adele Löbel von 1937; re.: Grabmonumente der Schwiegereltern von 1904/08; deren Tochter und Sohn fanden ihr Grab im Rauch über Auschwitz (vgl. Celan, Todesfuge), der letzte Enkel Karl Stayna (* 1926) lebt in New York.



Kindertransport von Wien nach England verbracht worden war und der seinen Vater nie wiedersehen sollte.

Angespornt von diesem persönlichen Kontakt begaben sich Prof. Voswinckel und Frau Siems (DGHO-Service) in aller Frühe auf den Zentralfriedhof von Wien, wo sie noch mehrere Grabstellen von Angehörigen des Dr. Löbel ausfindig machten. So konnten sie dem Senior in New York die Ansicht zweier wunderschöner Grabmonumente seiner Großeltern übermitteln, von deren Existenz er nichts wusste und die er nun seinen drei Enkeln in New York und Toronto nahebringen kann (das jüngste ist sogar erst 14!).

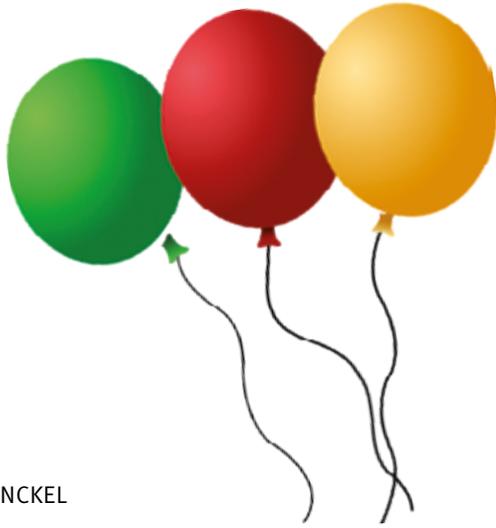
Was das alles mit der DGHO zu tun hat, erschließt sich dem Leser von Voswinckels Buch spätestens in dem abschließenden Nachwort des DGHO-Vorsitzenden Michael Hallek, wo im Kontext zu den Ereignissen von 1938 das zwiespältige Erbe des DGHO-Gründers Viktor Schilling angesprochen wird (Agitation gegen jüdischen Kollegen) und eine faksimilierte Zeitungssseite aus der *B.Z. am Mittag* von April 1933 die beiden Antipoden Löbel – Schilling zufällig nebeneinander platzierte: Kurz darauf wurde der Erstere aus Berlin verbannt, während der andere Karriere machte.

Eine dritte Aktivität während der Jahrestagung bestand in einer Vitrinenausstellung von ca. vierzig Löbel-Buchausgaben in vielen verschiedenen Sprachen: englisch, französisch, serbokroatisch, slowenisch, spanisch, portugiesisch, polnisch, tschechisch, russisch, niederländisch, dänisch, schwedisch, finnisch. Mit ihnen brachte Löbel die Kenntnis der deutschen Medizin, besonders auch die der deutschen Krebsforschung, in aller Herren Länder – und sei es im beschwingten Ton des heiteren Medizin-Feuilletons, das „belehrt, indem es unterhält“. Da er selbst keinen Nachruf und Grabstein mehr erhielt – bei seinem einsamen Tod in Prag war niemand mehr da, der sich darum hätte kümmern können –, bildet diese stattliche Büchersammlung Denkmal und Vermächtnis zugleich.

Peter Voswinckel: Dr. Josef Löbel (1882 – 1942), Franzensbad/Berlin. Botschafter eines heiteren deutschen Medizin-Feuilletons in Wien – Berlin – Prag. XXII, 178 Seiten. Das Buch ist kostenlos zu beziehen im Hauptstadtbüro der DGHO. Bestellformular auf der DGHO-Homepage.

Hämolyse – Paradedepferd der naturwissenschaftlichen Medizin um 1840

Historischer Rückblick beim Abendempfang der Juniorakademie 2019



PETER VOSWINCKEL

Als beim Get-together das fröhliche Kinderlied vom Luftballon ertönte, ahnte wohl kaum einer der Gäste, was für ein spannendes medizinhistorisches Exempel sich hinter dem Ballon, oder besser: *in dem Ballon* verbirgt: Die Herstellung des zum Fliegen notwendigen Wasserstoffs ging in den Anfangsjahren des Luftballons (1825) nämlich einher mit gelegentlichem Auftreten von Arsenwasserstoff, das vereinzelt den Tod der Luftballonverkäufer herbeiführen konnte. (siehe Abb. 1-3)

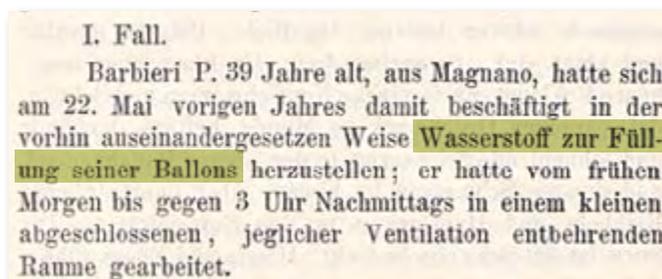


Abb. 1: Todesfall in Freiburg i.Br. (Dissertation Dütting, 1888)

Bis heute ist das AsH₃ [Arsin] in der gewerblichen Medizin eines der stärksten Hämolysegifte. Die Aufklärung des Phänomens ‚Hämolyse‘ markiert in eindrucksvoller Weise den Übergang von der „alten“ Medizin am Ende des 18. Jahrhunderts zur naturwissenschaftlichen Medizin um 1840, von der „gemütvollen Anschauung“ hin zum Tierversuch, von der Spekulation zur mikroskopischen Analyse, von der anorganischen Chemie über die Thierkörper-Chemie zur physiologischen Chemie, vom „Blut-roth“ zum „Hämatoglobulin“ (1826) bzw. „Hämoglobin“ (1862).

Nichts charakterisiert besser den Anspruch, mit dem ein kleiner Kreis von chemisch interessierten Persönlichkeiten in das 19. Jahrhundert eintrat, als die Maxime des Apothekers Johann

**„Ich schenk‘ dir einen Luftballon,
er schwebt ganz leicht empor.
Ich wünsch‘ dir was! Was ist denn das?
Ich sag’s dir leis ins Ohr.“**



Abb. 2: Vier Vergiftungsfälle in Hamburg Altona (Waechter 1878)

Bartholomäus Trommsdorff 1795 bei der Gründung des ersten chemisch-pharmazeutischen Ausbildungsinstitutes auf deutschem Boden: „Mit einem Worte: Es gilt die Einführung der Naturwissenschaften in das Leben.“ Das 18. Jahrhundert hatte bis dahin etwa zwanzig neue chemische Elemente hervorgebracht. Nach der Entdeckung von Sauerstoff und Wasserstoff durch Forscher wie Priestley, Cavendish, Scheele und Lavoisier galt es nun, diese neuen Erkenntnisse auszubauen, ihre Anwendung in Pharmazie und Handwerk zu erproben und ihre Handhabung zu standardisieren. 1783 startete in Frankreich der erste Wasserstoffballon des Physikers Jacques Charles.

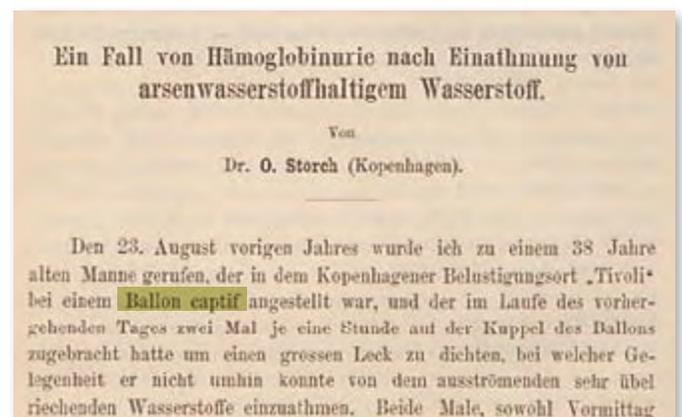


Abb. 3: Vergiftungsfall auf dem Wiesbadener Internistenkongress (Storch 1892)

Wasserstoff wurde damals erzeugt durch das Zusammenführen von Zink mit Schwefel- oder Salzsäure. Wenn das Zink verunreinigt war, entstand dabei AsH_3 (Scheele 1775). Trommsdorff war der erste, der im Jahre 1804 seine Kollegen eindringlich vor dem Einatmen dieses Gases warnte. Bezeichnender Weise verspürte er aber „keine Lust“, für weitergehende Versuch ein Tier zu opfern. Damit erwies er sich noch ganz als Vertreter der Goethezeit.

Daß das Arsenikgas für sich eingeathmet auf der Stelle tödlich sey, läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen. Ich hatte nicht Lust ein Thier diesen Versuchen aufzupfeifen, da ich nicht erwarten durfte einige lehrreiche Resultate dadurch zu erhalten.

Abb. 4: Vor dem Paradigmenwechsel: „Nicht Lust ein Tier zu opfern“. Trommsdorff in dem von ihm begründeten *Journal der Pharmacie* 1804



Abb. 5: Das erste Todesopfer einer AsH_3 -Vergiftung. Der Pharmazeut Arnold Gehlen (1775–1815)

(Goethe setzte noch ganz auf Anschauung und verachtete Experiment und Mikroskop.) Das erste Todesopfer durch AsH_3 wurde 1815 Arnold Gehlen, ein junger Pharmazieprofessor in München, der nach Inhalation einen „blutigen“ Urin ausschied und nach 9 Tagen verstarb.

Erst mit der technischen Verbesserung durch die Einführung eines achromatischen Linsensystems begann um 1830 der Siegeszug des Mikroskops. Einer seiner ersten Verfechter war der Göttinger Ordinarius Rudolf Wagner, der das Mikroskop 1843 für das Studium der Physiologie für un-

entbehrlich hielt. Als sein Schüler Julius Vogel 1853 erstmals mit dem schwarzen Urin einer AsH_3 -Vergiftung konfrontiert wurde, gelang ihm der entscheidende Durchbruch: „Die mikroskopische Untersuchung des Urines ließ keine Blutkörperchen entdecken. Es ergab sich hieraus, dass die eigenthümliche Beschaffenheit des Urins von einer großen Menge in demselben aufgelösten Blutfärbestoffes abhing.“ Sachlich und präzise leitete Vogel dann über zu einem denkwürdigen Tierversuch. „Wir ließen einen Hund von dem Gasgemisch einathmen. Der etwa 12 Stunden nach dem Versuche entleerte Urin des Hundes hatte ebenfalls eine braunschwarze Farbe.“



Abb. 6: Ballonstart auf dem Place St. Pierre, Paris 1871. Gut sichtbar der H_2 -Zuleitungsschlauch
Aus: Braunburg, Aus der Geschichte der Ballonluftfahrt.

Mit diesem Versuch öffnete sich eine wahre Flut von Tierexperimenten, bei denen versucht wurde, mit Chemikalien, Verbrühungen und Injektionen eine Hämolyse herbeizuführen. Diese Exzesse führten zum „Vivisektions-Streit“, der Rudolf Virchow zu seiner ausgleichenden Rede auf dem Internationalen Ärztekongress in London 1881 veranlasste. Sein Mitarbeiter und Leiter des chemischen Labors war Felix Hoppe-Seyler, der den Begriff „Hämoglobin“ in die Medizin einführte; noch weitere fünfzig Jahre sollte es dauern (1913) bis die Unterscheidung von direktem Bilirubin (hepatogenem Ikterus) und indirektem Bilirubin (hämolytischer Ikterus) etabliert war.

Waren es bis dahin mehr Einzelfälle im Umgang mit Luftballons, Freiballons und militärischen Fesselballons, so traten mit zunehmendem Industrialisierungsprozeß gewerbliche AsH_3 -Vergiftungen in den Vordergrund, etwa ein Unglück in einer Bleihütte in Stolberg 1869 oder in einer Zinnfabrik in Hamburg 1931. Insgesamt sind etwa 500 Todesfälle durch AsH_3 publiziert. In jüngster Zeit sind in der modernen Batterie- und Halbleitertechnologie tödliche AsH_3 -Vergiftungen gemeldet worden, die z.B. von der Veredelung der Siliziumplatten mit Arsen ihren Ausgang nehmen.

Weiterführende Literatur:

P. Voswinckel: Der schwarze Urin. Vom Schrecknis zum Laborparameter. Blackwell: Berlin 1992.

Das Namensregister bringt es an den Tag.

Historische Dokumente rings um den „1. UICC-Kongress“ in Madrid 1933

PETER VOSWINCKEL

Wiederholt haben wir in unseren historischen Darstellungen auf das nebenstehende Werk von 1933 „*Lutte internationale contre le Cancer*“ hingewiesen. Dabei handelte es sich um ein erstes „Who is Who“ der Onkologie, das auf 947 (!) Seiten über die weltweiten Aktivitäten der Krebsforschung informierte. Dessen Autor, Dr. Jacques Bandaline, war der wesentliche Motor für die UICC-Gründung 1935 und bekleidete bis zu seinem Tode 1937 das Amt von deren Generalsekretär.

Blumenthal (Ferdinand), Directeur de l'Institut Anticancéreux de Berlin, XII, 4, 53, 68, 69, 72, 80, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 142, 144, 145, 146, 147, 148, 155, 157, 158, 161, 171, 211, 242, 244, 245, 249, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 264, 267, 270, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 301, 303, 304, 429, 461, 467, 535, 591, 634, 641, 680.

Roffo (A. H.), XIII, 53, 89, 118, 127, 158, 335, 337, 364, 367, 368, 369, 381, 383, 385, 386, 390, 391, 492, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 405, 407, 408, 409, 411, 531, 664, 688.

Roussy (Gustave), Directeur du Centre Anticancéreux de la Banlieue Parisienne, Directeur de l'Institut du Cancer de la Faculté de Médecine de Paris), XIII, XV, 6, 9, 32, 58, 92, 94, 96, 117, 118, 119, 120, 121, 123, 125, 128, 131, 133, 138, 142, 148, 155, 158, 163, 170, 172, 178, 186, 187, 189, 233, 242, 244, 267, 270, 281, 284, 295, 334, 338, 408, 462, 517, 530, 532, 535, 553, 554, 561, 563, 570, 632, 633, 634, 664, 672, 689, 746.

Inzwischen wurde für das DGHO-Archiv ein Digitalsatz von diesem Buch angefertigt, nachdem über Jahre kein Exemplar auf dem Antiquariatsmarkt zu erwerben war. Schon ein erster orientierender Blick in das Namensregister offenbart die herausragende Stellung, die der Direktor des Berliner Krebsinstitutes, Ferdinand Blumenthal, in dem Werk einnahm. Er rangiert bezüglich der Häufigkeit noch vor so illustren Namen wie Gustave Roussy und Angel H. Roffo. Nicht ohne Grund konnte der damalige Preußische Ministerpräsident 1930 von dem renommierten „Blumenthal'schen Krebsforschungsinstitut“ sprechen (vgl. Dokument S. 161 in den „Fundstücken“). Doch während die Namen der beiden Ausländer heute in vorbildlichen CCC's festgeschrieben sind (Abb. 2+3), fiel der Name „Blumenthal“ nach dem Kriege aus dem Erinnerungskodex der Onkologie heraus.

Bereits auf dem großen Internationalen Krebskongress in Madrid im Oktober 1933 konnte Blumenthal nicht mehr als „Deutscher“ auftreten, sondern als Delegierter aus Jugoslawien. Nach seiner Entlassung in Berlin im April 1933 hatte er zusammen mit Frau und Töchtern eine Flucht durch ganz Europa angetreten. In Madrid traf er dann auf eine starke Abordnung „reichsdeutscher“ Krebsforscher unter Führung von Borst und Fischer-Wasels; mit dabei: sein ehemaliger Schüler (und Nachfolger!) Hans Auler. Diese freilich bildeten das Schlusslicht in der Liste

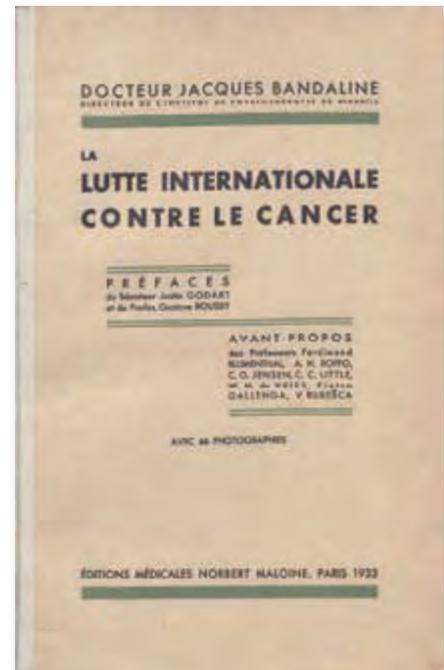


Abb. 1: Im Ausland hoch gepriesen; in Deutschland nie rezipiert und verleugnet: Das Werk von Jacques Bandaline 1933.

Zitierhäufigkeit in Bandaline 1933

Blumenthal	Berlin	69
Roussy	Paris	59
Roffo	Buenos Aires	38
Fibiger	Kopenhagen	32
Regaud	Paris	31
Jensen	Kopenhagen	30
Fichera	Mailand	25
Deelman	Groningen	24
Ehrlich	Frankfurt	20
Lewin	Berlin	19
Murphy	New York	17
Maisin	Löwen	17
Caspari	Frankfurt	12
Moeller	Kopenhagen	11
Pentimalli	Perugia	11
Bierich	Hamburg	10
Lacassagne	Paris	8
Auler	Berlin	7
Borst	München	3
Holfelder	Frankfurt	3
Fischer Wasels	Frankfurt	2



Abb. 2: Aus der Homepage des Roffo-Institutes in Buenos Aires



Abb. 4: Madrid 1933 (Juni): Vorprogramm. (in französischer Sprache! Englisch hatte sich noch nicht als Wissenschaftssprache durchgesetzt). Das Titelfoto zeigt den spanischen Staatspräsidenten Niceto Alcalá Zamora, der nach dem Franco-Putsch 1936 ausgewanderte († 1949 in Buenos Aires). Dieses Dokument beschlagnahmte die Gestapo bei der Hausdurchsuchung von Prof. Rhoda Erdmann in Berlin im Juli 1933; es befindet sich heute im Geh. Preußischen Staatsarchiv in Dahlem.

der Zitierhäufigkeit. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, sich die Peinlichkeit und das Entsetzen bei der persönlichen Konfrontation vorzustellen! Welch knisternde Spannung muss über dem Kongress gelegen haben! Der linientreue Auler berichtete seinem Minister in Berlin: „Die von vielen deutsch-freundlichen Kongressteilnehmern gehegte Befürchtung, dass von internationaler bzw. jüdischer

Abb. 5: Im prunkvollen „Circulo de bellas Artes“ in Madrid fand am 25.–30. Oktober 1933 der Internationale Krebskongress mit 500 Teilnehmern aus 40 Nationen statt.



Seite ein Angriff auf die Deutschen zustande kommen würde, hat sich Gott sei Dank nicht bewahrheitet. [...] Wenn ich meine Erfahrungen zusammenfasse, so kann gesagt werden, dass Deutschland tatsächlich an erster Stelle in diesem Kongress gestanden hat. Damit ist die bekannte jüdische Lüge widerlegt, dass die deutsche Wissenschaft ohne das Judentum keine Wissenschaft ist.“ (vgl. Dokument S. 21-24 in den „Fundstücken“)

Was mögen sich die anderen ausländischen Vertreter bei dem Schauspiel gedacht haben? Viele Delegierte kannten den dienstältesten deutschen Kongressbesucher Ferdinand Blumenthal von den vorangegangenen Konferenzen in Heidelberg (1906!), Paris, Brüssel, Leningrad, Amsterdam, London und New York. Aber offenbar wollte es niemand mit den neuen Machthabern im Deutschen Reich verderben; und nicht wenige waren fasziniert von dem österreichischen Maulhelden in Berlin. (Wie Bandaline über Hitler dachte, offenbart sein Privatschreiben vom 14. Oktober 1933 an Minister Godart,

Gustave Roussy Institut für Onkologie

[f](#)
[t](#)
[w](#)
[in](#)
[e](#)

ESMO-Zentrum für integrierte Onkologie und Palliativmedizin

Gesprächspartner	Dr. Sarah Dauchy
Adresse	39 rue Camille Desmoulins 94805 Villejuif cedex
Land	Frankreich
Kontakt	Tel: +33 01 4211 4211 - E-Mail
Netz	Gustave Roussy Institut für Onkologie



Geschichte

Das Gustave Roussy-Krebszentrum ist eines der zehn weltweit führenden Unternehmen im Kampf gegen Krebs. Das Institut wurde 1926 von Professor Gustave Roussy gegründet und zeichnete sich von Anfang an durch einen ganzheitlichen Ansatz in Forschung, Pflege und Lehre aus.

Abb. 3: Aus der Homepage der ESMO.

Auler (Hans D*), 146, 255, 283, 288, 289, 290, 294.

Borst (Professeur), 264, 285, 286.

Fischer-Wasels, 427, 455.

Foto: Staatsbibliothek Berlin



Abb. 6: Prof. Rhoda Erdmann (1870–1935) richtet 1919 eine international renommierte Abteilung für Gewebszüchtung an Blumenthals Institut für Krebsforschung ein.

wiedergegeben in den „Fundstücken“, S. 165). Nach dem Krieg – Blumenthal, Bandaline, Erdmann waren inzwischen verstorben –, wurden alle diese Vorgänge

mit dem Mantel des Schweigens zuge- deckt, hüben wie drüben. Bis heute hat der Kongress von Madrid keine angemese- nene Darstellung gefunden, und es ist bezeichnend, dass das schöne, zwölfsei- tige *Bulletin d'Information* (Abb. 3) nicht etwa in einer medizingeschichtlichen Sammlung oder in Genf (Sitz der IICC) gefunden wurde, sondern in den Hinter- lassenschaften der deutschen Gestapo! Frau Erdmann, die an dem vorangegange- nen Krebskongress in London 1928 noch teilgenommen hatte, war nach ihrer Ge- stapohaft gesundheitlich angeschlagen und dem spanischen Kongress fernge- blieben; sie verstarb, tief gedemütigt, im August 1935.

Blumenthal referierte in Madrid über die „Organtherapie“, ein Therapiekonzept, das für kurze Zeit Hoffnungen geweckt hatte. Seine neue Arbeitsstätte in Bel- grad (vgl. New York Times vom 11.11.1933, p.16); sollte ihm nur für wenige Jahre Schutz gewähren.



Foto: Aus Familienbesitz; jetzt im Archiv der DGHO.

Abb. 7: Hans Auler (1897–1953), seit 1933 Nachfolger von Ferdinand Blumenthal, will sich das [inzwischen selbständige] Institut für Gewebszüchtung aneignen und beteiligt sich an den Denunziationen von Frau Erdmann als „Jüdin“ (was sich als falsch herausstellte).

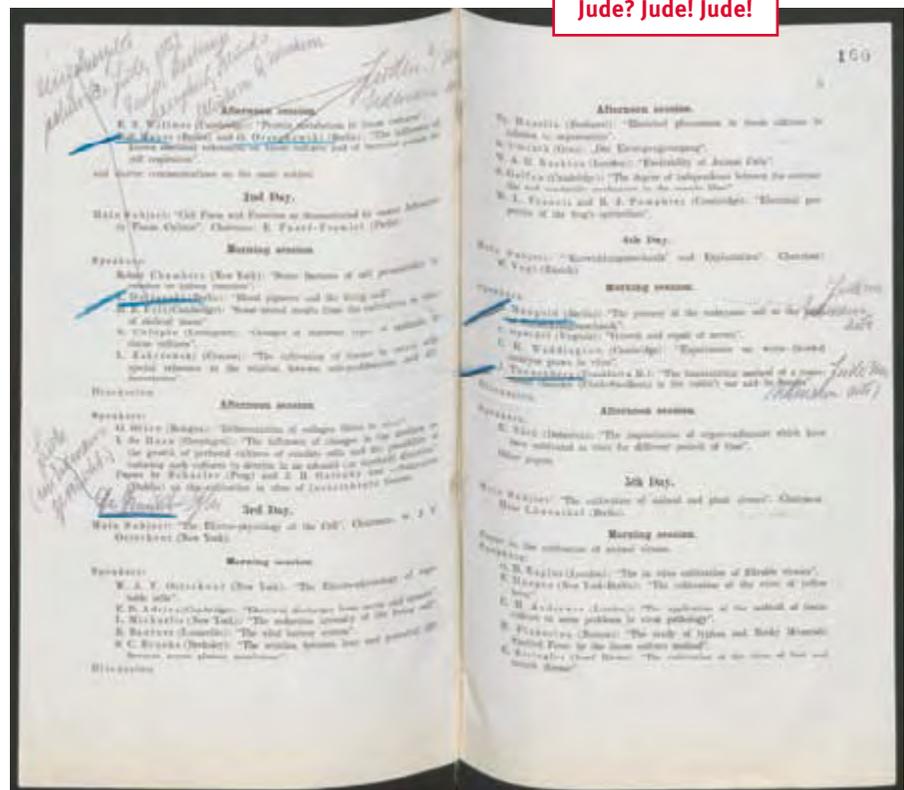
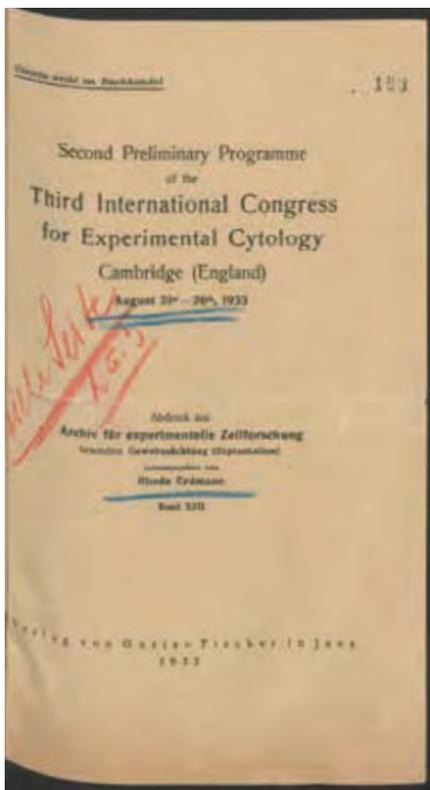


Abb. 8: Auch dieses Kongressprogramm (Cambridge, August 1933) fand die Gestapo bei der Hausdurchsuchung von Rhoda Erdmann, geziert mit derselben Handschrift wie in Abb. 4 von dem Zensor im Kultusministerium.

Ernst von Leyden-Denkmal in der Charité wird restauriert und wiederaufgestellt.

DGHO erinnert an den Begründer der „Internationalen Vereinigung für Krebsforschung“ (1908)

PETER VOSWINCKEL

Am 20. Juni besuchten Michael Oldenburg und Dr. Voswinckel die Restaurierungswerkstatt Haber & Brandner (Regensburg/Berlin) und informierten sich über den Stand der Restaurierungsarbeiten an dem bronzenen Leyden-Denkmal.

Bereits vor zwei Jahren hatte der Vorstand der DGHO die Initiative für die Wiederaufstellung ergriffen und diesbezüglich den Kontakt zur Charité gesucht. In kurzer Zeit waren Mitstreiter und Sponsoren gefunden – neben der DGHO die Deutsche Krebsgesellschaft, die Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin und der Verein der Freunde und Förderer der Charité. Die feierliche Enthüllung soll am Freitag, 11. Oktober, 12 Uhr stattfinden – am Auftakt der diesjährigen Jahrestagung in Berlin.

Internationale Vereinigung für Krebsforschung 1908

Es gibt viele Gründe, das Gedenken an Ernst von Leyden hochzuhalten. Internis-



Caspar Burckhardt (AZUBI) und Dr. Voswinckel inspizieren das Einschussloch in der Leydenbüste.

Foto: Oldenburg, DGHO

ten kennen ihn als Initiator der Wiesbadener Internisten-Kongresse; die Deutsche Krebsgesellschaft ehrt ihn als ihren Begründer. Bereits 2014 hatte die DGHO mit dem Buch „Erinnerungsort Krebsbaracke“ die Aufmerksamkeit auf das von Leyden begründete erste Krebsforschungsinstitut (1903) und auf die ZEITSCHRIFT FÜR KREBSFORSCHUNG (1904) gelenkt. In diesem Jahr richtet sich der Fokus auf

ein weiteres onkologisches Vermächtnis dieses großen Kliniklers: die planvolle Knüpfung internationaler Wissenschaftsbeziehungen und die Gründung einer ersten „International Association for Cancer Research“ in Berlin (1908).

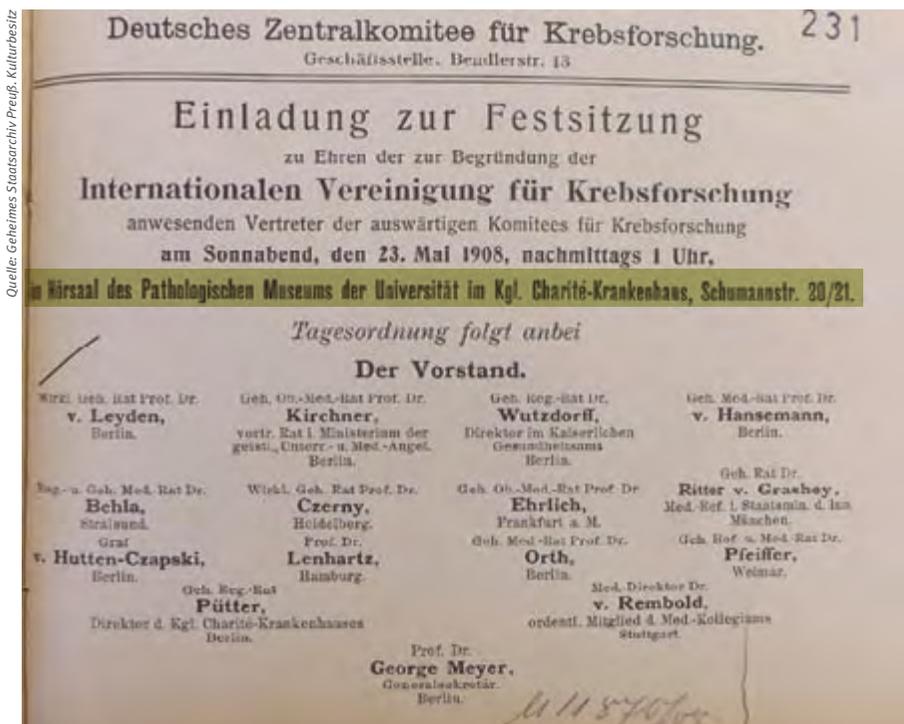
Es waren Delegierte aus elf Ländern (darunter USA, Russland, Japan, Frankreich, Italien, Schweden, Dänemark, Österreich-Ungarn), die am 23. Mai 1908 im Hörsaal der Pathologie die Gründung beschlossen und Ernst von Leyden als Ehrenpräsidenten auf Lebenszeit wählten. Diese offizielle und mit Statut und Mitglieder-



Hotel ADLON. Hier fand am Abend des 23. Mai 1908 das Festessen mit den ausländischen Gästen statt; am Folgetag Empfang beim Reichskanzler.

Foto: Adlon-Kempinski, Berlin

liste in Brüssel registrierte internationale Vereinigung hatte Bestand bis 1914 und organisierte drei Internationale Krebskonferenzen in Heidelberg/Frankfurt (1906), Paris (1910) und Brüssel (1913). Zweifellos bildete sie als „1. Internationale“ eine Vorläuferorganisation der 1934 wiederbelebten „2. Internationale“ (=IICC), was jedoch von deren Betreibern tunlichst verschwiegen wurde und bis heute auf keiner Homepage Erwähnung findet!



Zu sehr war das Ansehen Deutschlands nach Kriegsende 1918 am Boden; und die französischen Organisatoren taten alles, um das ehemalige Hegemoniestreben des militaristischen Preußen auch auf wissenschaftlichem Gebiete zu eliminieren. Verstärkt durch rassistische Vorbehalte auf deutscher Seite („jüdische Versippung“ Leydens) wurde das Bild des Altmeisters Ernst von Leyden zunehmend verfälscht und marginalisiert. Sein Name fehlt heute sowohl in Mukherjees „Krebs-Biographie“ als auch in der jüngst erschienenen Serie „Landmarks in History of Cancer“ in der Zeitschrift CANCER (2011 ff.)



Leyden-Denkmal um 1992; davor Urenkelin Marie-Luise von Leyden, Bonn.

Union Internationale contre le Cancer 1934

Ebenfalls im Juni d.J. [2019] wurde durch eine Pressemeldung der UICC bekannt, dass die Wahl für den Veranstaltungsort des Weltkrebskongresses 2022 auf Berlin gefallen sei (in Konkurrenz zu Neu-Delhi). Damit kommt die UICC zum zweiten Mal in ihrer Geschichte nach Deutschland (1990 Hamburg), und zum ersten Mal nach Berlin. Dies bietet eine großartige Gelegenheit, die historischen Wurzeln der internationalen Krebsvereinigung neu zu entdecken – nachdem eine fast hundertjährige, politisch bedingte Desinformation (beginnend 1914/18) diese

Berliner Anfänge zunehmend verwässert und aus dem internationalen Gedächtnis der Onkologie getilgt hat. Es wird also eine doppelte Freude sein, wenn das Leyden-Denkmal dann in alter Schönheit und Größe (3,80 m!) in der Charité anzu-treffen ist.

Erinnerungsverlust

Noch 1990, als C.G. Schmidt erstmals die UICC nach Deutschland holte, gab es im Kongressprogramm keinerlei Reminiszenz an Ernst von Leyden oder an die UICC-Frühgeschichte. Damals [1990] war das Schicksal des dienstältesten deutschen Krebsforschers und Leyden-Schülers Ferdinand Blumenthal noch unbekannt, ebenso wie die der beiden Generalsekretäre von 1908 und 1934: George Meyer und Jacques Bandaline, alle drei – wie wir heute wissen – *jüdische* Ärzte. All diese Dinge und Vorkommnisse passten freilich nicht in die Traditionspflege einer fortschrittsorientierten, ‚sauberen‘ Onkologie und wurden hüben wie drüben tabuisiert.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg der Siegeszug der „Clinical Oncology“ einsetzte und neue Organisationen entstanden

(z.B. ESMO, EORTC), hatten deren französische und belgische Gründer alle- samt eine persönliche Leidensgeschichte durch zweimalige deutsche Besatzungen aufzuweisen; von ihnen konnte man nicht erwarten, dass sie sich für eine deutsche Erinnerungskultur einsetzten.

Neue Dokumente belegen, dass durchaus eine innere Verbindung und Kontinuität zwischen den beiden Gründungen von 1908 und 1934 besteht (siehe Vergleich der beiden Satzungen!), bis hin zur persönlichen Kontinuität der Kongressteilnahme (Kasten!)

James A. Murray (London)	1906/1933
Gustave Roussy (Paris)	1910/1933
Ferdinand Blumenthal (Berlin)	1906, 1910, 1913/1933
James Ewing (New York)	1910, 1913/1933
Gaetano Fichera (Mailand)	1910, 1913/1933

Krebsforscher, die an Konferenzen der „I. Internationale“ vor dem Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten und 1933 beim Gründungsbeschluss der UICC (Madrid-Kongress) dabei waren.

DGHO – Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Medizinische Onkologie
Jahrestagung 2019

Einladung zu einem Historischen Symposium in der Hörsaal-Ruine des Medizinhistorischen Museums der Charité

Freitag, 11. Oktober 2019, 9:30 Uhr – 12:00 Uhr

Zeitkolorit zu Ernst von Leyden und seinem Bemühen um eine internationale Krebsforschung vor dem Hintergrund der französisch-preußischen Spannungen

mit Beiträgen aus Literatur (Jules Verne: *500 Millionen der Begum*); Medizingeschichte; Film (Robert-Koch-Nazipropagandafilm 1939), Schicksal eines jüdischen Krebs-Autors (Jakob Wolff); und einer Wochenschau von 1932 (Gösta Forssell, Strahlentherapeut aus Stockholm, auf der Krebs-Ausstellung in Berlin).

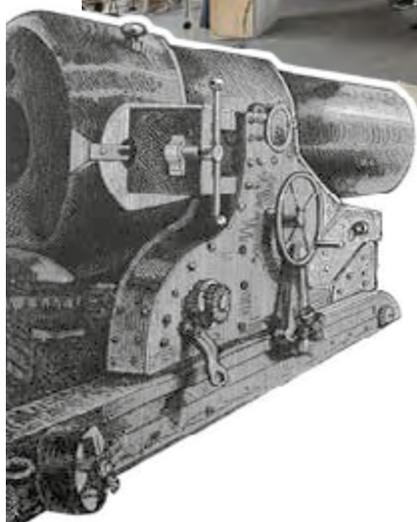
Anschließend, 12:00 Uhr, Enthüllung des Denkmals vor der früheren I. Medizinischen Klinik.

Historisches Symposium in der Hörsaalruine des Medizinhistorischen Museums der Charité

anlässlich der Wiederaufstellung des restaurierten Ernst-von-Leyden-Denkmal in der Charité
am 11.10.2019 im Rahmen der DGHO-Jahrestagung



Am Rednerpult in der Hörsaalruine:
Priv. Doz. Béatrice Durand (Franz. Literatur) über
den Roman „500 Millionen der Begum“ (Jules Verne
1879) und die frz.-dt. Wissenschaftsbeziehungen



Von Jules Verne 1879
antizipiert: Die „Dicke
Bertha“, gerichtet gegen
Frankreich. Originalillustration
von Léon Benett.



Der Vorstand der DGHO mit dem Leiter der Historischen
Forschungsstelle, Prof. P. Voswinkel



Begrüßung durch Prof. C. Bokemeyer

Im gleichen Raum fand am 23. Mai 1908 die Festsitzung zur Gründung der „International Association of Cancer Research“ statt unter Teilnahme von Delegierten aus 13 Nationen, darunter George Clowes (Buffalo, Roswell Park Cancer Institut), Borrel (Paris), Jensen (Kopenhagen) und Podwysotszki (St. Petersburg).



Von der Leinwand herab wettert Friedrich Otto Fischer (alias Bismarck) auf Virchow herab. (NS-Propaganda-Film „Robert Koch, Bekämpfer des Todes“, 1939)



Im gleichen Raum fand am 12. Oktober 1901 die Vorfeier zu Virchows 80. Geburtstag statt.

Blau: Rudolf Virchow
Grün: Ernst von Leyden

Fotos: Marc Volk



Dr. Bruns (Dt. Krebsgesellschaft) und Prof. Veit-Wild (Leyden-Urenkelin)

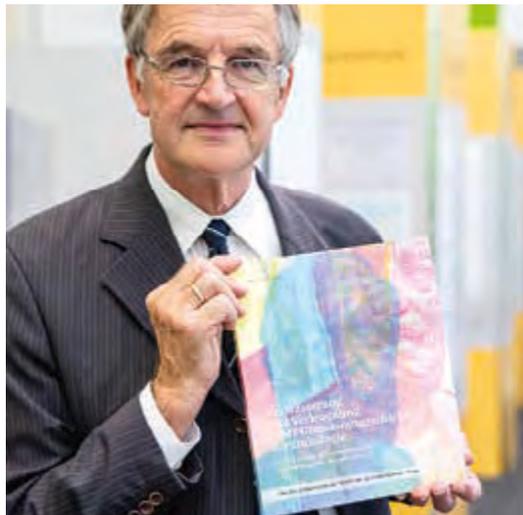


Enthüllung des restaurierten Ernst-von-Leyden-Denkmal vor der Medizinischen Klinik der Charité durch den Vorstandsvorsitzenden der Charité, Prof. Karl M. Einhäupl, assistiert von Prof. Hallek und Prof. Voswinckel



Ernst von Leyden um 1900. Ehrenpräsident der „International Association of Cancer Research“ 1908

Foto: Ulf Regenschneit



Prof. Voswinckel mit dem neuen Geschichtsband (s.S. 41)



Als Einleger zum Buch: Nachrufe auf Ernst v. Leyden



Über das erschütternde Schicksal des Leyden-Schülers Jacob Wolff und dessen vierbändigem Werk *Lehre von der Krebskrankheit* (1907/1928; engl. 1989) berichtete der achtzigjährige Prof. em. Volker Wunderlich.

In der Geschäftsstelle der DGHO erhältlich: [Sonderdruck] Volker Wunderlich: „Die Kenntnis der Krebskrankheit aus historischer Perspektive: Das beispiellose Werk des Berliner Arztes Jacob Wolff (1861-1938)“. ACTA HISTORICA LEOPOLDINA Nr. 74, 221-247 (2019).

Geschichte der Onkologie: Ein Thema für klinische Fortbildungen und Tagungen

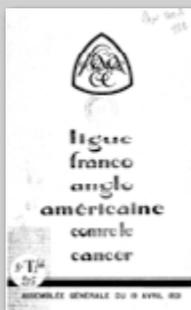


Das die Präsentation von historischen Dokumenten ebenso lehrreich wie fesselnd sein kann, hat der DGHO-Historiker Professor Voswinckel schon mehrfach unter Beweis gestellt. So referierte er auch auf der diesjährigen Juniorakademie und faszinierte das überwiegend junge Auditorium mit seinem Rückblick auf das Fachgebiet der Onkologie unter dem Titel „Wissenschaftssaga voller Abgründe, Tabus und Fragezeichen“. Was sich auf der Oberfläche als höchst innovative, internationale Spitzenforschung mit großem Zukunftspotential darstellt, ist doch von der blutigen Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht zu trennen: Immer wieder war das reine Expertenwissen bedroht von ideologischen Verirrungen, von tragischen Verlusten – wie möglicherweise in Zukunft von ökologisch vorgegebenen Grenzen und Kollapsen.

Tatsächlich vermögen die jüngst aufgefundenen Quellen unserer Historischen Forschungsstelle ein neues Licht auf die Entwicklung der Hämatologie-Onkologie zu werfen, besonders auf die von Deutschland ausgehenden Anfänge der internationalen Krebsforschung – mit all den bekannten Einbrüchen und Diskontinuitäten der europäischen Wissenschaftslandschaft. So kann die Marginalisierung der deutschen Onkologie im Nachkriegs-Schrifttum nur aus den Tiefs der selbstverschuldeten Weltkriege verstanden werden – gefolgt von Tabuisierungen und Verfälschungen hüben wie drüben. Auch die für Deutschland/Österreich so kennzeichnende Liaison von Hämatologie und Medizinischer Onkologie kann nur aus dem historischen Vakuum nach der Auslöschung der traditionellen deutschen Krebsinstitute im Dritten Reich erklärt werden.

Professor Voswinckel steht als Referent gerne zur Verfügung. Sei es für eine klinische Abteilungs-Fortbildung, eine Betriebsversammlung oder sonstige Veranstaltungen – seine Präsentation zur Geschichte der Onkologie (45-60-90 Minuten) garantiert überraschende Einblicke und Anregungen.

Anfragen und Terminabsprachen richten Sie bitte direkt an Professor Voswinckel
Voswinckel@dgho.de
 Tel. 030 2787 6089-26



1921



„Wissenschaftssaga voller Abgründe, Tabus und Fragezeichen“

1925

1906



Der „Fall Czerny“ 1911*

Überlegungen eines Historikers auf dem Weg zur „neuen Normalität“ 2020.
Hier: Mut und Zivilcourage bei der Überwindung von Fehlentwicklungen.

PETER
VOSWINCKEL

Er ging, da man ihm ‚die Generals-
hosen ausgezogen‘ hatte, mit der
Mütze eines gemeinen Soldaten in die
Lazarette zu den Kriegsverwundeten,
wo man, unbeirrt von dem Geschehnis,
seinen Rat in den schwierigen Fällen
erwartete“, so erinnert sich ein promi-
nenter Zeitzeuge.¹ Keine der offiziellen
biographischen Überlieferungen über
Vincenz Czerny – es gibt Monographien,
Dissertationen, Nachrufe und Lexi-
konartikel – erwähnt dieses denkwürdige
„Hosenausziehen“, keine kennt aber
auch die stattliche Abbil-
dung Czerny „mit“ Gene-
ralshose, (auch nicht das
Bildarchiv der Universität
Heidelberg).



Bild mit massenhafter
Verbreitung: Vincenz
Czerny als „Generalarzt
à la suite“ in der
Illustrierten „Die
Woche“ des Scherl-
Verlages, Berlin 1905
und 1906.
Im Original 11 x 16 cm!

Und doch war diese be-
wegte Episode Gegenstand
einer frühen, grenzüber-
schreitenden „Medien-
hype“, die bis in den
Reichstag hinauf verhan-
delt wurde – die freilich
von den Chirurgenkollegen
mit peinlichem Schweigen
übergangen² oder in späte-
ren Darstellungen falsch³
dargestellt wurde.

Wo so viele Emotionen im Spiel wa-
ren, ging es offensichtlich um eine
„Heilige Kuh“, ja um eine Ikone des
Wilhelminismus: Die Uniform des „Ge-
neralarztes à la suite des preußischen
Sanitätskorps“ mit ihrem prächtigem
Paradebusch.^{4,5} Das Recht, in Friedens-
zeiten diesen „Rock des Kaisers“ zu
tragen, war Czerny vermutlich 1897
als Ehrentitel von Kaiser Wilhelm II.
verliehen worden.⁶ Der Heidelberger
Hofphotograph Eduard Schultze fer-
tigte 1905 die nebenstehende Aufnahme.
Durch wiederholte Publikation in
der auflagenstarken Illustrierten „Die
Woche“⁷ fand sie – sicher nicht ohne
Zustimmung Czernys – ubiquitäre
Verbreitung im Deutschen Reich und
hinterließ zweifellos einen bleibenden,
„systemstabilisierenden“ Eindruck bei
den Zeitgenossen.

Was aber passierte 1911/1912?

Anlässlich des Wahlkampfauftaktes zur
Reichstagswahl 1912 (der letzten vor
dem Ersten Weltkrieg!) eröffnete Czerny
im November 1911 im BERLINER
TAGEBLATT eine Artikelserie unter
der Überschrift „Front gegen Rechts!“⁸
Darin plädierte Czerny, der sich nach
eigenen Worten von der Politik fern-
hielt, aus liberaler Überzeugung für ein
Zusammengehen der Liberalen mit den
gefürchteten Sozialdemokraten, um auf
diese Weise den „schwarz-blauen Block“
aus Konservativen und dem katholi-
schen Zentrum aufbrechen zu können.
(Man fühlt sich an den Schlagabtausch
nach den Landtagswahlen in Thürin-
gen 2020 erinnert.) Auf eine Denunzi-
ation des katholischen Pfälzer Boten
hin (Wahlhilfe für Sozialdemokraten
sei unvereinbar „mit Treue gegen Fürst
und Vaterland“)⁹ sowie auf eine Vorla-
dung des Kriegsministeriums hin¹⁰ trat
Czerny im Januar 1912 (nach eigenen
Worten aus Altersgründen) von dem
Ehrenamt des Generalarztes zurück –
was nach offizieller Bekanntgabe in den
Militärdienstnachrichten im Februar
1912 von der Öffentlichkeit als „Maßre-
gelung“ interpretiert und von den Me-
dien kolportiert und hochgespielt wur-
de.¹¹ Bekannt war ja auch die mehrfach
geäußerte Empfehlung Czernys, der
Staat solle seine Millionen weniger in
„mensenmordende Schlachtschiffe“
denn in Krebsforschung investieren.¹²
Nunmehr ging eine Flutwelle von Auf-
regung und Empörung ging durch die
Medien (bis hin nach Wien, Salzburg,
Linz, Czernowitz und „PESTER LLOYD:
„Hetze gegen Professor Czerny“¹³); be-
gleitet von bissigen Kommentaren des
liberalen und linken Spektrums (Klad-
deradatsch, Simplicissimus, Jugend
[„Münchener illustrierte Wochenschrift
für Kunst und Leben“] u.a.):

*Du raubst den schwarzen Herrn nie
inskünftig mehr die Ruh‘,
Fahr wohl, unsel’ger Czerny,
Du roter Vincenz, Du!*¹⁴

* Überarbeitete Fassung des Geschichtsvortrages bei der DGHO-Frühjahrstagung 2020
(abgesagt wegen Covid 19).

Berliner Tageblatt vom 26.02.1912, Abendausgabe.

Der Fall Czerny. Telegramm unseres Korrespondenten. Heidelberg, 26. Februar. Wie ich von genau unterrichteter Seite höre, ist der in der heutigen Morgennummer des Berliner Tageblatts erwähnte Austritt des Wirklichen Geheimen Rats Professor Dr. Czerny aus seinem à la suite-Verhältnis tatsächlich auf die politischen Meinungen dieses achtzigjährigen liberalen Gelehrten zurückzuführen. Czerny stand schon in der Zeit, als er noch in Weimar und dann Assistent an der Wilhelmschen Lehrkanzel war, deutlich auf Seite des entschiedenen Liberalismus, wie er Ende der sechziger und Anfang der achtziger Jahre unter den Gelehrten Süddeutschlands gerade selbstverständlich war. In Berlin und Heidelberg trat Professor Czerny politisch nie hervor, aber er machte, wenn von Politik gesprochen wurde, aus seinem freilichlichen Glaubensbekenntnis nirgends eine Ausnahme. Das liberale Denken der reaktionären Macht im Reich gegenüber. Das liberale Denken der reaktionären Macht im Reich hat diesen hervorragenden Mann, der unter „Fortschritt“ nicht bloß das Fortschreiten der Spezialwissenschaften, sondern die geistige und sittliche Bildung der Volksmassen versteht, wie viele andere schon bestimmt, und er trat gern aus seiner Reserve heraus, als da „Berliner Tageblatt“ an ihn die Aufforderung richtete, zu ziehen in der Wahlparole „Die Front gegen rechts“ zu ziehen. Die öffentliche Meinung auf Seiten des aufrichtigen Liberalismus in Deutschland ist ungewiss, auf Seiten der konservativen Kreise jedoch bitter und zu einer Hebe gegen Professor Czerny beflusst. Da man ihm sonst nichts anhaben konnte, so wies man ihn ultramontanen Demagogienblättern, vor allem im „Pfälzer Boten“ darauf hin, daß Czerny, der Anhänger des Blokes der Linken, Generalarzt der preussischen Armee sei. Um allen Zweifel auszuräumen, deren Ergebnis ja von vornherein klar war, aus dem Czerny aus seinem à la suite-Verhältnis

JUGEND vom 27.02.1912

Das Kommt davon! Professor Dr. Czerny in Heidelberg, der berühmte Chirurg, ist auf eigenes Ersuchen hin aus seinem Verhältnis als Generalarzt à la suite der Armee geschieden. Dem Ausscheiden liegt, wie es heißt, die Tatsache zu Grunde, daß der Gelehrte im Herbst 1911 gelegentlich einer Umfrage sich für ein Zusammengehen der liberalen Parteien mit der Sozialdemokratie ausgesprochen hat. Ein Heidelberger Zentrumoblätchen triumphiert darüber: „Herr Czerny hat also aufgehört, Generalarzt à la suite zu sein. Das kommt davon, wenn man des Kaisers Rode trägt und es mit dieser Ehre vereinbar hält, für die Unterstützung der Sozialdemokratie Propaganda zu machen.“ Was muß nun aber erst Einer tun, der z. B. als Münchener Erzbischof sozusagen den Rode schlaft Sozialdemokratie selbst abgeschlossen. Er kann doch Rode anziehen. Menü von! Buße tun! Wie wir h bereits eine h

Weshalb ging Czerny? Kriegaminister von Heeringen erklärte im Reichstag, der Generalstabsarzt der Armee habe Herrn Czerny um eine Unterredung gebeten, dieser sei aber auf die Sache gar nicht eingegangen, sondern habe alsbald sein Abschiedsgesuch vorgelegt. Sonderbar! Höchst sonderbar! Da ihn doch der Generalstabsarzt nur fragen wollte, wie's ihm gehe, was seine Kinder machen und ob er noch mit seinem Schneider zufrieden sei! Das kommt doch vor, nicht wahr? Deshalb gibt man doch nicht seinen Abschied ein! Namentlich bei der Armee! Wer die militärischen Verhältnisse kennt, weiß doch, daß Vorgesetzte öfters ihre Untergebenen zu sich einladen, um ein wenig zu plaudern. Weshalb machte Herr Czerny seinem Kollegen nicht diese Freude? Czerny von Heeringen steht noch heute einfach vor einem Rätsel. Er erklärt es sich höchstens mit zwei Dingen. Entweder war der Professor so zerstreut, daß er statt seiner Visitenkarte sein Abschiedsgesuch abschiedete — das gibt es ja. Dafür hat man Beispiele. Oder es war jene Ueberhebung, jener Rastengeist und Standesdünkel, jene seltsame Auffassung von Ehre und Pflicht, die bei diesen Leuten bekanntlich so ausgeprägt ist, daß sie für

Czerny Aber die Gründe der Entfernung des Geh. Rat Czerny in Heidelberg aus seiner Generalarzt-Stellung ist uns nun volle Aufklärung geworden durch folgendes geheime Aktenstück, das auf unserm Schreibtisch lag: — — — Da der p. Czerny in einem von ihm verfaßten Pamphlet erklärt, daß die „Front nach rechts“ zu richten sei, erscheint derselbe in seinem ärztlichen Wirken wesentlich beeinträchtigt. Es ist anzunehmen, daß er im Zweifelsfalle stets das rechte Bein, den rechten Arm abnehmen, die rechte Seite überhaupt schlechter behandeln wird als die linke und nichts Rechtes mehr zu Stande bringt. Ja selbst vorausgesetzt, daß diese Einseitigkeit sich nicht bemerkbar mache, so ist doch zweifellos, daß er zwischen Anhängern der Rechten und

Jugend vom 12.03.1912, S. 348.

Dummheiten der Woche. Dem berühmten Heidelberger Chirurgen Geheimrat Czerny wurde nahegelegt, auf seine militärische Charge als Generalarzt zu verzichten, weil man in Preußen der Ansicht ist, daß ein Mann, der bei den Wahlen für die Front gegen rechts eintritt, zu sehr vom sozialdemokratischen Gifte durchseucht ist, um im Ernstfall ein Bein oder einen Arm antiseptisch amputieren zu können. Geh. Rat Czerny hat den Wind verstanden und auf seine militärische Würde verzichtet. Er lehrt jetzt nicht mehr die Front gegen rechts.

Jugend vom 20.04.1912

Vorsichtige Blamage. Ein in Heidelberg erscheinendes Zentrumoblätchen „Pfälzer Boten“ berichtet, daß Wirklicher Geheimrat Professor Dr. Czerny, Generalarzt mit dem à la suite-Verhältnis, auf sein Ersuchen aus dem Verhältnis des Generalstabsarztes ausgeschieden sei. Das Blättchen bemerkt dazu: „Herr Czerny hat also aufgehört, Generalarzt à la suite zu sein. Das kommt davon, wenn man des Kaisers Rode trägt und es mit dieser Ehre vereinbar hält, für die Unterstützung der Sozialdemokratie Propaganda zu machen. Öffentlich lassen sich die Chirurgen haben. Sozialdemokratie den Geh. Czerny zu warnung dienen.“ Czerny ist einer der bedeutendsten lebenden Chirurgen. Vor der Wahl hat er, der sonst politisch wenig hervorgetreten ist, einen Artikel veröffentlicht, in dem er zum Kampf gegen den Kaiserlichen Reichsausschuß aufgerufen und ein Zusammengehen der Liberalen mit der Sozialdemokratie bei der Stichwahl gefordert hat. Das macht ihn in den Augen des preussischen Militarismus zur Ausübung ärztlicher Tätigkeit in der Armee natürlich unthunlich. Wenn jene Kerle, die dem Militarismus angehören, etwas auf äußerliche Geltung und Menschenwürde halten, so müßte ein Sozialdemokrat die Antwort auf hiesigen, so müßte ein Sozialdemokrat die Antwort auf diese Fragestellung sein, der Kolch nach zu ziehen bringen würde. Aber Kolch weiß genau, was er sich erlauben darf.

Vorwärts vom 27.02.1912

DER MORGEN (Wien) vom 04.03.1912

Reichstag. — 59. Sitzung. Freitag den 10. Mai 1912. Der Fall Czerny ist ja bereits behandelt worden. Dieser Fall ist eine Blamage für Deutschland und für unsere Kulturzustände, aber keine Blamage für den Professor Czerny, keine Blamage für diejenigen, die den Mut haben, auch ihrer politischen Überzeugung in jeder Situation Ausdruck zu geben; im Gegenteil, vor solchen Leuten muß man Achtung haben.

Verhandlungen des Reichstages, Bd. 285, 1912, S. 1854. Abgeordneter Georg Gothein, Berlin (1857-1940), Fortschrittliche Volkspartei.

Die Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie

verleiht den

Vincenz-Czerny-Preis 1979

Bis heute konnten rund fünfzig Artikel von der FRANKFURTER ZEITUNG bis zum VORWÄRTS nachgewiesen werden, zur Hälfte in jüngst digitalisierten Zeitungsbeständen.

„Sollte der Gelehrte, der heute im 70. Lebensjahr steht, wirklich genötigt worden sein, auf seinen militärischen Rang zu verzichten, so wäre das allerdings die wundersamste Illustration dazu, wie weit es in dem deutschen ‚Kulturlande‘ unter der Herrschaft von Junkern, Pfaffen und Bürokraten nachgerade gekommen ist.“¹⁵

Czerny selbst, zu diesem Zeitpunkt Ehrenmitglied der „Deutschen Gesellschaft für Chirurgie“ und „Präsident d’honneur“ der „Association Internationale pour l’Étude du Cancer“, soll den ganzen Vorfall mit Humor getragen haben,¹⁶ bevor er 1913 an Leukämie erkrankte und, versehen mit dem Kriegsverdienstkreuz 1916,¹⁷ im gleichen Jahr verstarb. Sämtliche Nachrufe und spätere Würdigungen sollten geflissentlich über das Generals-Scharmützel von 1911/12 hinweggehen.

Als die DGHO 1979 den Vincenz-Czerny-Preis einrichtete,¹⁸ würdigte sie den großen Chirurgen

- als Pionier der operativen Behandlung des Magenkarzinoms (1884);
- als Begründer der onkologischen „postdoc-Achse“ Deutschland-Buffalo (Besuch bei Roswell-Park 1901);
- als Begründer des „Instituts für Experimentelle Krebsforschung“ und des „Samariterhauses in Heidelberg“ (1906);
- als Vorsitzenden der „Internationalen Vereinigung für Krebsforschung“ (1908);
- als Förderer der Strahlentherapie und Anreger des „Radiologischen Institutes“ in Heidelberg (1913).

Simplicissimus,
Jg. 16, 1912, H. 51
(18.03.1912), S. 895.

Bittere Folgen der Folgerichtigkeit

Den tapfern Krebsbekämpfer,
Herrn Czerny, Erzellenz,
Beträf ein herber Dämpfer
Ob seiner Konsequenz.

Ihn stach des Schicksals Wepfe,
Weil der Geheime Rat
Auch dem polit’schen Krebsse
Zu Leibe rücken tat.

Die Finger von der Kiste,
Man klemmt sich sonst enorm!
... Nun ist er Ziviliste
Und ohne Uniform.

Katardete

Nun also kann ein weiteres Attribut hinzugefügt werden: Mit seinem mutigen Aufbegehren „gegen den Modernisteneid Roms und den Bekenntniszwang der Oberkonsistorien“ zugunsten der „Wahrheit in Kunst und Wissenschaft“ erweist sich der Altkatholik (!) Czerny als Mann der Aufklärung, der das Kantische „Sapere aude – habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, beherzigte und dafür Sanktionen hinnahm.

Preisurkunde 1979
[Thiel u. Dörmer]
(Ausschnitt). DGHO-
Archiv.

Wie werden die bisherigen 44 Czerny-Preisträger (aufgelistet in der Homepage der DGHO), wie die Mitglieder und Vorstände der DGHO die hier vorgebrachte Kunde über den „Fall Czerny“ aufnehmen? Es steht zu vermuten: mit Genugtuung und einem gewissen Stolz: Mit einem Mann des Fortschrittes identifiziert man sich gern! Und angesichts des aktuellen Bestrebens, die AfD in Grenzen zu halten, findet der Slogan „Front gegen rechts“ gegenwärtig geradezu einhelligen Konsens, auch wenn er – im Unterschied zu 1911, heute recht billig zu haben ist.

Der Historiker freilich, noch dazu in einer außergewöhnlichen, „historischen“ Stunde (Klimawandel; Covid 19-Pandemie) fragt sich: Welcher Missetand könnte heute, im Jahr 2020, den adäquaten Mut eines Czerny erfordern und einen Onkologen veranlassen, seinen klinischen Elfenbeinturm zu verlassen und seine Stimme zu erheben?

Oder, um mit dem *Simplicissimus*-Gedicht zu fragen: welches ist heute der „politische Krebs“, dem Czerny „zu Leibe rücken täte“ und damit Unmut auf sich zöge?

Ein weiterer *Simplicissimus*-Einwurf von 1957 mag einen ersten Hinweis geben: Die umseitig abgebildete Illustration zeigt die neuen „Heiligtümer“ der Moderne: Fernsehen, Auto und Külschrank als Götzen der neuen Konsumgesellschaft.¹⁹ Mit deren Grenzen werden wir heute zunehmend konfrontiert: Vermüllung der Welt, Verkehrskollaps, Klimawandel, Artensterben. Der italienische Schriftsteller und Regisseur Paolo Pasolini sprach schon in

Pickelhaube mit
Paradebusch
© Deutsches Historisches
Museum/ A. Psille, Inv.-
Nr.: U 53/110



Götzen ihrer Zeit: Sie vermögen „Prestigebedürfnis, Eitelkeit und Egoismus zu befriedigen“ und „auf sublimen Weise auch ein ersatzweises Machterlebnis zu ermöglichen“ (Dahl, Anfang vom Ende des Autos)²²

anstimmen wollen. Nach Giftgaskrieg, Atombombe und Genozid, nach Klimawandel und Umweltzerstörung ist dem Menschen des 21. Jahrhunderts die Fortschrittsgläubigkeit vergangen. „Die Ineinssetzung von technischem, kulturellen und sittlichem Fortschritt erscheint, von den Erfahrungen der seitdem dahingegangenen Jahrzehnte aus betrachtet, als eine wirklichkeitsfremde Naivität mit schon fast rührenden Zügen“, schrieb der Geschichtsphilosoph Joseph Pieper schon 1949.²³

Was ist Fortschritt, was ist Freiheit? Es sind dies offenbar die Schlüsselbegriffe, die – jenseits von den alten politischen Parolen „rechts“ oder „links“ – heute einer Neubestimmung bedürfen. „Eine neue Erzählung der Moderne“ forderte jüngst beispielsweise auch der exponierte deutsche Klimaforscher Hans Joachim Schellnhuber²⁴ und gab damit den Rahmen vor für unsere weitere Betrachtung.

Hilfestellung und tieferes Verständnis finden wir bei einem zweiten Heidelberger Giganten, dem 2002 mit 102 Jahren in Heidelberg verstorbenen Philosophen Hans Georg Gadamer. Er eröffnete seinen bis heute unbedingt lesenswerten Essay „Wissenschaft als Instrument der Aufklärung“ (1972) mit der Frage nach dem „Sapere aude“ und nach dessen aktueller Bedeutung.²⁵ „Denn warum bedarf es des Mutes? Welche Gefahr droht?“²⁶ Gadamer erinnert an die andere Bestimmung von „Aufklärung“: sie sei der Ausgang des



Fernsehen, Auto,
Kühlschrank
Simplicissimus Nr. 25,
1957.

Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Sodann präzisierete er sein Fragen: „Worin besteht die selbstverschuldete Unmündigkeit der Menschheit, in der sie sich heute befindet und über die sie sich aufklären sollte?“

Die Antwort schließt eine Brücke zum Czerny-Diskurs und lautet: „Es ist in der industriellen Gesellschaft von heute schwerlich mehr blinder Autoritätsglaube und Priesterherrschaft. Ich meine, es ist eben die Benommenheit von dem technologischen Traum ... Der technologische Traum benimmt uns, sofern das Ideal des Machenkönnens zum Zwang des Machenmüssens wird.“²⁷

Gadamer postulierte – ähnlich wie Schellnhuber – eine „Dritte Aufklärung“ (nach der Zweiten im 18. Jahrhundert und der Ersten in der griechischen Antike) und verwies dabei auf die Rolle der Wissenschaft: „Denn die Wissenschaft sagt uns mit steigender Klarheit: Die Welt, in der wir leben, ist eine Welt der begrenzten Möglichkeiten. Unsere Welt ist zu Ende, wenn sie so fortfährt, wie sie sich „vorwärtszubewegen“ im Begriffe ist.“²⁸ Nun gelte es, aus dem technologischen Traum zu erwachen. Die Nötigungen, die uns die globale Produktion aufzwingt, und Abhängigkeiten, die sie schafft, verdeutlichte Gadamer an anderer Stelle am Beispiel von Fernsehen und Individualverkehr.²⁹ (Er besaß übrigens keinen Führerschein!³⁰).

Richtete sich Czernys Appell von 1911 noch gegen obrigkeitliche und kirchliche Gängelei (II. Aufklärung), so stellt sich heute die Herausforderung, unsere Konsum- und Überflusgesellschaft in Frage zu stellen, insbesondere deren Grundverständnis von Mobilität und Freiheit.⁵¹ (III. Aufklärung). Verzicht und das Propagieren von Alternativen ist angesagt. Hier darf man freilich keine ungeteilte Zustimmung erwarten, Konflikte sind vorprogrammiert. „Finger weg, von der Kiste, man klemmt sich sonst enorm!“ so formulierte einst der Arzt Hans Erich Blaich (alias Ratatösk) im *Simplicissimus*. Das Wiederauflebenlassen des Siebziger-Jahre-Slogans „Freie Fahrt für freie Bürger“ durch eine AfD-Kampagne 2018⁵² korrespondierte denn auch mit dem Protest der „Friday for Future“-Bewegung. „Das Klimaproblem hält uns hier nur den Spiegel vor, in dem wir die hässliche Fratze der Moderne erkennen“, flankierte Schellnhuber, „das industrielle Wachstum wurde zum Götzen der Moderne, aber es stößt überall an seine Grenzen.“

Unsere Welt

Städte wachsen himmelan,
Wälder sterben und verschwinden,
Erde frißt die Autobahn,
Gifte reisen mit den Winden.

Tiere sind bald nicht mehr da,
Außer denen, die wir schlachten,
Und die Menschen schreien: „Hurra,
Kommt nur unsere Welt betrachten!“

„Überholt ist die Natur,
Weg mit allem, was natürlich!
Unser Wahlspruch lautet: Nur
Menschgemachtes ist gebürlich.“

Godofredo Stutzin 1997

Godofredo [Götzt] Stutzin (1917-2010), Santiago de Chile, Sohn eines 1933 aus Berlin vertriebenen und nach Südamerika ausgewanderten Urologen.⁵²

Das Gedicht ist publiziert in: Ders.: *Es war einmal eine schöne Welt*. Santiago 1997, S. 34.

Rechtsanwalt Godofredo St. war zu diesem Zeitpunkt „Aussteiger“, leidenschaftlicher Tierschützer, Schriftsteller und liebenswürdiger Brieffreund des Verfassers P.V.

Nach einem abenteuerlichen Leben lebte er zuletzt mit seinen Tieren auf dem „Insel-Paradies“ in El Arrayán bei Santiago.



Tafel I. zu der Arbeit von Kaiser/Czerny (wie Anm. #). Oben eine gut verheilte Naht im aufgeklappten Oesophago-duodenaltractus 3 Wochen nach OP eines Hundes (Versuch 6: „Schwarzer, glatthaariger Hund“).

An dieser Stelle sei eine Imagination erlaubt. Als Vincenz Czerny 1880 die Operation des Magenkarzinoms in Angriff nahm und damit die Therapiefähigkeit der Krebskrankheit auf eine neue Stufe hob, berichtete er gewissenhaft über seine operativen Vorversuche an Hasen, Katzen und Hunden. Dabei schilderte er mit rührender Sorgfalt das schrittweise Wohlergehen und das Füttern der operierten Tiere.⁵⁴ Gesetzt den Fall, Meister Czerny wäre jene Pressemeldung vor Augen gekommen, die am 18. Dezember 2019 (bei den Vorarbeiten zu diesem Vortrag), durch die Medien ging: „Erlegter Hirsch hatte 6 Kilo Plastik im Magen“.⁵⁵ Tatsächlich hatte man im Magen eines in Graubünden erlegten Hirsches 6 kg Plastikreste gefunden (darunter Einmalhandschuhe, Plastiktüten und Vogelfutternetze). Das ausgewachsene Tier war regelrecht verhungert, weil durch den Magen nichts mehr hindurchging – wie einst bei seinen Patienten mit Pyloruskarzinom, dieser „schrecklichen und häufigen Krankheit mit ihren fürchterlichen Qualen“. Würde ein Mann wie Czerny diese Folge menschlichen Wirtschaftens als „vernünftigen Fortschritt zur Freiheit“ betrachten? Würde er nicht wiederum aus dem Elfenbeinturm des Operationssaales heraustreten und die ubiquitäre Verwendung von Plastik anprangern? Müsste er nicht konsequent gegen die „neuen konsumistischen und permissiven Mächte“ (Pasolini) aufbegehren, die so etwas zulassen und heraufbeschwören?



Sechs Kilo Plastik im Magen eines Hirsches.
© Amt für Jagd und Fischerei Graubünden

Am Vorabend seines Todes äußerte derselbe Pasolini († 2.11.1975) in seinem letzten Interview: „Für euch geschehen die Dinge erst dann, wenn sie in den Medien unter den Tagesereignissen erscheinen, schön, fertig, gekürzt, betitelt und gesetzt. Aber was versteckt sich dahinter? Es fehlt uns hier der Chirurg, der den Mut hat, das Gewebe zu untersuchen und zu sagen: Meine Herren, das ist keine harmlose Angelegenheit, das ist bösartiger Krebs.“⁵⁶

Genau hier ergibt sich die Chance, dass sich Wissenschaft und „Friday for Future“-Bewegung treffen. „Wenn die Menschen wüssten, dass die Wissenschaftler sagen, dass wir gegenwärtig nicht einmal mehr eine fünfprozentige Chance haben, das Pariser Klimaziel zu erreichen, und wenn die Menschen wüssten, welches alptraumhafte Szenario uns bevorsteht, wenn wir die Erderwärmung nicht unter zwei Grad Celsius halten, dann bräuchten sie mich nicht zu fragen, warum ich vor dem Schwedischen Parlament einen Schulstreik durchführe“ (Greta Thunberg).³⁷

- 1 Philipp Lenard: Erinnerungen eines Naturforschers, hrsg. von Arne Schirrmacher. Heidelberg: Springer; 2010, S. 247.
- 2 In späteren Chirurgenkalendern und -verzeichnissen wurde der Generalarzt-Ehrentitel bei Czerny ignoriert, im Unterschied etwa zu Ernst von Bergmann.
- 3 Dorothea Liebermann-Meffert datiert den Erwerb des Ehrentitels „Generalarzt“ auf das Jahr 1914 [!]. vgl. Vinzenz [sic] Czerny. Grand Seigneur of Oncologic Surgery. Life, influence and work of the Second Congress President of the ISS/SIC. World J. Surg. 24 (2000) 1589-98.
- 4 „Ich sehe noch am Beginn dieser vielen hundert Seiten dicken Bücher [Festschriften] das Porträt im Tiefdruck, als ‚Generalarzt à la suite‘ mit vielen, vielen Orden, bedeckt mit einem knisternden Seidenpapier, Symbol des wisperrnden Ruhmes.“ F. Stelzner: Der Wandel des Altersbegriffes und was damit zusammenhängt. Langenbecks Arch. Chir. Suppl. II (Kongressbericht 1996) 444-447
- 5 *O Czerny, Mann des Ruhmes/ wer hätte das gedacht, daß solchen Heiligtumes Du unwert Dich gemacht.* Kladderadatsch (wie Anm. 14)
- 6 In der Personalakte taucht erstmals 1897 die Bezeichnung auf. Freundliche Mitteilung von Sabrina Zinke, Universitätsarchiv Heidelberg. Der Titel ist auch angeführt in Herrmann Degeners „Wer ist’s“ (1909; 1912). Ferner F.L. Seppaintner: Vinzenz Czerny. In: Badische Biographien N.F. Bd. VI, Stuttgart 2011, S. 66-72
- 7 Meißner, Paul: Bei Professor Czerny. DIE WOCHE. Moderne illustrierte Zeitschrift (Berlin). Heft 22, 1905, S. 945; ferner (anlässlich von Czernys Rücktritt als Direktor der Chirurgischen Klinik) in Heft 31, 1906, S. 1333.
- 8 BERLINER TAGEBLATT Jg. 40, Nr. 587 (17.11.1911), Titelblatt. Vgl die Berichterstattung in: VORWÄRTS (18.11.) und Heidelberger Tageblatt (18.11.)
- 9 „Anfrage an die Großh. Badische Staatsregierung“. PFÄLZER BOTE (Heidelberg) Nr. 267 (22.11.1911), S. 2; vgl ebenda vom Vortag „Das Schweineglück der Sozialdemokratie“.
- 10 Vgl. die Ausführungen von Staats- und Kriegsmminister Josias von Heeringen vor dem Reichstag am 25.04.1912. Aktenüberlieferung nicht erhalten. Lt. Auskunft des Bundesarchivs vom 21.09.2019 (Jozwiak) ist der gesamte Schriftverkehr der Preußischen Armee auf Grund des Brandes des Heeresarchivs Potsdam 1945 vernichtet.
- 11 PFÄLZER BOTE (24.02.1912); FRANKFURTER ZEITUNG („Opfer der politischen Überzeugung“, 25.02.); BERLINER TAGEBLATT, NEUES WIENER TAGBLATT, SALZBURGER VOLKSBLATT (26.02.); HEIDELBERGER TAGEBLATT („Der Fall Czerny“, 27.02.); VORWÄRTS („Borussische Blamage“, 27.02.); VORARLBERGER VOLKSFREUND („Klerikale Doppelmoral“, 07.03.)
- 12 Voswinckel: Erinnerungsort Krebsbaracke, 2014, S. 77; neuerdings Bettina Hitzer: Krebs Fühlen. Eine Emotionsgeschichte des 20. Jahrhunderts. 2020, S. 112.
- 13 PESTER LLOYD vom 27.02.1912, S. 4-5.
- 14 Siebenstrophiges Gedicht „Czerny“ in: Kladderadatsch, Jg. 65 (1912) Nr. 10 (10.03.1912). Unterzeichnet von P.W. [vermutlich der Herausgeber Paul Warncke].
- 15 BERLINER TAGEBLATT vom 26.02.1912. Morgenausgabe.
- 16 wie Anm. 1.
- 17 Laut Mitteilung des Generallandesarchivs Karlsruhe vom 21.10.2019 (Hennhöfer).
- 18 Vgl. Voswinckel: Fundstücke aus dem DGHO-Archiv 1937-2017. Berlin 2017, S. 111 ff.



Ein zweiter Gigant
aus Heidelberg:
Hans-Georg Gadamer
(1900-2002).
© picture-alliance/ dpa

Sicher ist: es wird Einschnitte in unserem Konsum- und Mobilitätsverhalten geben, aber auch in unserem beruflichen Selbstverständnis: Es reicht nicht aus, wenn wir unsere vorgeschriebenen Funktionen „sachgerecht ausüben, ohne uns um anderes zu kümmern“.³⁸ Die drei Begrifflichkeiten „Aufwachen aus dem technologischen Traum“, „neue Erzählung der Moderne“, „neue Normalität“ erfordern m.E. dasselbe: Mut und Zivilcourage, Selbstbeschränkung und Augenmaß. *Sapere aude!*

» *Es reicht nicht aus, wenn wir unsere vorgeschriebenen Funktionen sachgerecht ausüben, ohne uns um anderes zu kümmern.*«

(Gadamer)

- 19 *Simplicissimus* Nr. 25, 1957 vom 22.06.1957. „Die deutsche Prozession“; Titelillustration von Manfred Oesterle. Wiedergegeben in: Wolfgang König: Kleine Geschichte der Konsumgesellschaft. Konsum als Lebensform der Moderne. Stuttgart: Steiner 2008. S. 41
- 20 Pasolini, Pier Paolo: *Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft*. Berlin: Wagenbach 1978, S. 65, 70.
- 21 Hymne von Friedrich Wilhelm Rogge. In: *Amtlicher Bericht der Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte* Bd. 44 (1865).
- 22 Dahl, Jürgen: *Der Anfang vom Ende des Automobils* [1972]. Berlin: Verlag Das kulturelle Gedächtnis 2020, S. 43.
- 23 Pieper, Josef: *Über das Ende der Zeit. Eine geschichtsphilosophische Betrachtung* [1949]. In: *Werke* Bd. 6, Hamburg 1999, S. 286-344.
- 24 Schellnhuber, Hans Joachim: *Wir leben im akuten Notfall. Interview mit dem evangelischen Pressedienst epd vom 29.11.2019*. Redaktionsnetzwerk Deutschland RND.
- 25 Gadamer [1972]. In: *Ders.: Lob der Theorie. Reden und Aufsätze*. Frankfurt: Suhrkamp 1983, S. 88-102.
- 26 *Ebenda* S. 88.
- 27 *Ebenda* S. 98
- 28 *Ebenda* S. 99
- 29 Gadamer: *Die Idee der Toleranz 1782-1982*. In: *Lob der Theorie* (wie Anm. 25) S. 103-122, hier S. 112.
- 30 nach freundlicher Mitteilung des Gadamer-Biographen Jean Grondin, Université de Montréal, an den Verfasser vom 25.02.2020.
- 31 Voswinkel, Peter: *Arzt und Auto. Das Auto und seine Welt im Spiegel des Deutschen Arzteblattes von 1907 bis 1975*. Münster 1981: Murken-Altrogge. [Zusammenfassung/Summary S. 143-150].
- 32 Vgl. Aufrufe zur Groß-Demo „Freie Fahrt für freie Bürger“ in Berlin. <https://afdkompakt.de/2018/05/25/27-mai-demo>
- 33 Vgl. Abschnitt „Dr. Joachim Stutzin“ in: Voswinkel: *Hinter die Kulissen geschaut*. Aus der Werkstatt eines Ärzte-Biographen. In: *Hospital, Kunst, Medizin. Festschrift für Axel Hinrich Murken. Historia Hospitalium 23* (Sonderband) 2002-2003, S. 99-128, hier S. 122-128.
- 34 Czerny, V. (Hrsg.): *Beiträge zur operativen Chirurgie. Festschrift für Theodor Billroth zum 25-jährigen Doktorjubiläum*. Stuttgart: Enke 1878, hier besonders Beitrag Kaiser: *Operationen am Magen*, S. 95-160.
- 35 Vgl. u.a.: https://www.focus.de/wissen/natur/fall-in-der-schweiz-schock-foto-erlegter-hirsch-hatte-sechs-kilogramm-plastik-im-magen_id_11474387.html
- 36 Furio Colombo und Pier P. Pasolini: *„Wir sind alle in Gefahr“*. Pasolinis letztes Interview [erstmalig in LA STAMPA vom 08.11.1975]. In: Kunz-Vitali, Fabien (Hrsg.): *Pasolini: Vom Verschwinden der Glühwürmchen*. Hamburg: Laika-Verlag 2015, S. 89-103.
- 37 N.N.: *Greta Thunberg. Hessische Landeszentrale für politische Bildung. Wiesbaden 2020*. URL: <http://www.hlz.hessen.de/index.php?id=1085>
- 38 Gadamer (wie Anm. 25), S. 102. „Das Ideal der technischen Weltverwaltung formt auch noch den Menschen nach seinem Bilde und macht ihn zum technischen Verwalter, der vorgeschriebene Funktionen sachgerecht ausübt, ohne sich um anderes zu kümmern.“

PROF. DR. PR. h.c. HANS ERHARD BOCK

72076 TÜBINGEN
SPEMANNSTR. 18
TEL. 07071/65998



DANK

Daß ich schon Hundert,
Mich selbst verwundert.
Zu danken ist es: Genen, Pflicht,
Familie, Lehrern, auch Verzicht.

Wie Goya zeigt: „noch lerne ich“,
Stets gerne ich bemühe mich.
Und was man so vom Altern liest,
Zeigt, was auch sonst noch nötig ist.

Mit Eberhard im Bart ich sag's
Voll Freude und beherzt: „Ich wag's!“
Mir kommt's beim Altern darauf an,
Daß neubelebt ich warten kann.

Ihr schenktet mir ein Aulafest,
Wie bisher keines je gewest.
Belebt, bewegt – wenn auch am Stock –
Bedank' ich mich

Yvonne Jopant Lovik (20.01.04)
Dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und
Onkologie danke ich in großer Verbundenheit für die mir

heute zugegangene bebilderte Beglückwünschung
zum 100. Geburtstag. Diesen Tag noch erleben
zu können, war mir ein Geschenk.

Symbolhaft für die Zufallstreffernatur
haben mich die auch persönlich ergreifenden
Nachrufe und trefflichen Würdigungen der
viel zu früh dahingegangenen C. G. Schmidt
und Wolfgang Wilmanns im unmittelbaren
Anschluss berührt: Schmidt war Fortsetzer und
einmaliger Gipfelstürmer unserer IUCC [UICC]
in Mitarbeit von Büngeler und Hamperl, –
Wilmanns war mein Schüler und mein
Freund. Von Beiden war im Gegensatz zu mir
noch rezeptiven Naturforscher und Arzt-Dasein
des Hundertjährigen noch Produktives zu erwarten.

Dank für kollegialen Grüßen und wiederholtem
Ihr
Hans Erhard Bock.

Dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie danke ich in großer Verbundenheit für die mir heute zugegangene bebilderte Beglückwünschung zum 100 Geburtstag. Diesen Tag noch erleben zu können, war mir ein Geschenk.

Symbolhaft für die Zufallstreffernatur haben mich die auch persönlich ergreifenden Nachrufe und trefflichen Würdigungen der viel zu früh dahingegangenen C. G. Schmidt und Wolfgang Wilmanns im unmittelbaren Anschluss berührt: Schmidt war Fortsetzer und einmaliger Gipfelstürmer unserer IUCC [UICC] in Mitarbeit von Büngeler und Hamperl, – Wilmanns war mein Schüler und mein Freund, von Beiden war – im Gegensatz zum nur noch rezeptiven Naturforscher- und Arzt-Dasein des Hundertjährigen – noch Produktives zu erwarten.

Mit kollegialen Grüßen und wiederholtem Dank
Ihr Hans Erhard Bock

Fundstück aus dem Archiv¹

PETER VOSWINCKEL

Das gibt's nicht täglich: Ein Dankschreiben rund um einen hundertsten Geburtstag, verfasst von Hans Erhard Bock (H.E.B.). Bekanntlich starb der vielfach geehrte Tübinger Internist nur wenige Monate später (12. Juli 2004); er war seit 1965 Ehrenmitglied der DGHO.

Eine kurze Reminiszenz sei beigefügt. Als Archivar und Historiker verdanke ich H.E.B. grundlegende Einsichten – im Guten wie im Schlechten –, die meine Berufsausrichtung in den achtziger Jahren wesentlich prägten und die man unter das Thema stellen könnte: „Die Wiederkehr des Verdrängten“. Damals, 1987, hatte ich den Auftrag, eine „Festschrift“ zum 50. Jubiläum der DGHO zu verfassen. Auf der Suche nach Zeitzeugen der Gründungsversammlung von 1937 in Münster stieß ich rasch auf H.E.B. und es entspann sich ein engagierter Briefwechsel, von seiner Seite meist handgeschrieben und zweiseitig, freundlich, prägnant und knapp, wie es seine Art war. Nach all dem Zuspruch, den ich von ihm erfahren hatte, schickte ich ihm das fertiggestellte Buch und wartete frohgemut auf seine Reaktion. Doch welche Enttäuschung: Ein kurzer, zorniger Anruf! Der damals 84-Jährige war aufgebracht über die ganzseitige Wiedergabe der Graphik „Krankheitserreger“ aus dem Stürmer von 1943, die ich dem Kapitel „Ausschaltung der jüdischen Hämatologen“ vorangestellt hatte. Die Fotomontage zeigte ein Mikroskop und ließ im vergrößerten Fokus Davidsterne erkennen („Mit seinem Gift zersetzt der Jud' der schwachen Völker trägt Blut...“): So etwas habe man in seiner Klinik nicht gelesen, so Bock, der STÜRMER sei ein Schmutzblatt des braunen Pöbels gewesen, das er und seinesgleichen gar nicht wahrgenommen hätten! Hörer aufgeknallt. Schluss. Aus. Es war grad' so, als hätte ich ihn persönlich und seine ganze Lebenswelt von damals mit Dreck besudelt, als müsse er in Schutz genommen werden vor den Zumutungen der früheren Nazi-Propaganda. Kein Wort von den *realen* Opfern, die damals tatsächlich des Schutzes bedurft hätten: den jüdischen Kollegen; keine Spur von Empathie für den in Theresienstadt umgekommenen Hans Hirschfeld, den Nestor der deutschen Hämatologie, von dem ich im selben Buch ein Bildnis präsentiert hatte, erstmals (!) seit seinem Tod 1944.

Es brauchte lange, bis ich den Schock verarbeitet hatte. Was war passiert? H.E.B. hatte die „Blutforschertagung“ von 1937 offenbar in bestem Licht abgespeichert: „Von Frankfurt fuhr ich s.Zt. mit Gänsslen nach Münster. Wir haben diese von Schilling geleitete Tagung sehr genossen.“² Kein „Pöbel“, sondern prominente Forscher aus vieler Herren Länder (u.a. Meulengracht, Kopenhagen; Chevallier, Paris); eine fahngeschmückte Stadt samt Begrüßung durch das HJ-Fanfarenkörps; dazu strahlendes Pfingstwetter. Abends lauschte man gemeinsam Mozarts Jupitersinfonie; oder man tanzte im großen Saal des Pyramonten Konzerthauses („Anzug: Uniform, Frack oder Smoking“).³ Einziger Schönheitsfehler: der [bis dahin] führende Berliner Hämatologe Hirschfeld war nicht dabei. Alle Teilnehmer aus nah und fern müssen ihn, den langjährigen Herausgeber der internationalen FOLIA HAEMATOLOGICA, gekannt und seine Abwesenheit bemerkt haben. (Auch H.E.B. hatte 1930 in den FOLIA publiziert). Aus allen Ämtern entlassen, hatte sich der 64-jährige Hirschfeld dem Drängen seiner bereits emigrierten

Töchter widersetzt und vertraute darauf, dass die Nazi-Herrschaft nicht dauern würde: „Die Welt kann so etwas nicht zulassen.“⁴

Wie wir alle heute wissen: Die Welt hat es zugelassen. Und der Vorsitzende der Hämatologengesellschaft, Viktor Schilling, war es persönlich, der Hans Hirschfeld den letzten Tritt versetzte (indem er ihn ohne Widerstand aus den Folia verdrängte). Niemand hat den Mund aufgemacht, niemand hat etwas gesehen – um den Preis einer lebenslangen Verdrängung. Die Person von Hans Hirschfeld war für Jahrzehnte tabu, für H.E.B. wie auch für alle anderen Kollegen (Heilmeyer, Hittmair). Stimuliert durch das zornige Telefonat und angeregt durch das kurz zuvor erschienene Werk der Psychoanalytikerin Thea Bauriedl „Die Wiederkehr des Verdrängten“, machte ich mich in zwei Folgestudien daran, die Dynamik des Vergessens speziell bei Teilnehmern des Gründungskongresses in Münster 1937 zu untersuchen.^{5,6} Das Thema sollte mich nicht mehr loslassen und führte u.a. zur großen Hirschfeld Dokumentation 2012. Nach dessen Erscheinen bestätigte die Tochter von H.E.B. in einem Schreiben an den Verfasser: „Nie habe ich den Namen [Hans Hirschfeld] von meinem Vater gehört, der ihn ja sicher auch, mindestens vom Namen her, gekannt haben wird. Nach und nach tauchen viele ähnliche Beispiele dieser Art auf, immer dieses Wegsehen, Nichtwissenwollen mit schrecklichen Folgen.“⁷

Seit diesen Einsichten kann ich heute H.B.E. und seine Reaktion besser verstehen – aber als Historiker musste ich auch lernen, dass eine rationale Verständigung unter gewissen Umständen einfach unmöglich ist. Bemerkenswerterweise publizierte Bocks Schüler Wolfgang Gerok eine sehr intime Begebenheit vom Todestag seines Meisters: Am Morgen habe H.B.E. sich aus dem Gedicht „Epilog“ von Gottfried Benn vorlesen lassen. Darin heißt es:

„Die vielen Dinge, die du tief versiegelt
durch deine Tage trägst in dir allein,
die du auch im Gespräche nie entriegelt,
in keinen Brief und Blick sie liefst ein,
die schweigenden, die guten und die bösen,
die so erlittenen, darin du gehst,
die kannst du erst in jener Sphäre lösen,
in der du stirbst und endend auferstehst.“⁸

1 Wir danken Mathias Freund, dem damaligen Schriftführer der DGHO, für die Übergabe des Dokuments an das DGHO-Archiv

2 Schreiben von H.E.B. an den Verfasser vom 12.06.1987.

3 Programmzettel für die Tagungsteilnehmer. Vgl. 50 Jahre DGHO, S. 41.

4 Schreiben von [Tochter] Ilse Hirschfeld, New York an den Verfasser vom 27.01.1987.

5 *Über das Unterlassen als Modus der historischen Tat und die Frage nach seiner Geschichtsfähigkeit.* In: Identifikationen. Arzt und Patient unter Erfolgszwang, hrsg. von H. Begemann und P. Voswinckel. Urban & Schwarzenberg: München 1988, S.89-102.

6 *Vergessen mit System. Die „Tabuzone“ der Nachkriegszeit und ihre Auswirkung auf die ärztliche Biographie.* In: Kongreßdokumentation „Medizin und Gewissen“, hrsg. von St. Kolb und H. Seithe, Frankfurt 1998, S. 280-287.

7 Schreiben von Wiebke Eglinger an den Verfasser vom 09.11.2012.

8 Zit. nach: W. Gerok: Nachruf H.E.B. In: Zell- und Molekularbiologie in der Inneren Medizin, hrsg. von H. Blum und W. Siegenthaler, Stuttgart 2006, 29-30.

Deutscher Buchpreis 2020 für „Heldinnenepos“

Die außergewöhnliche Geschichte einer Ärztin in Versform

PETER VOSWINCKEL

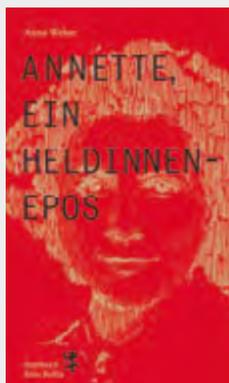
Eine Buchbesprechung an dieser Stelle, wie das? Soll vielleicht der durch *Homeoffice* und *virtuelles Teaming* verkümmerte Geist angeregt oder nur ein Sommerloch der Historischen Forschungsstelle überbrückt werden? Abgesehen von einer spielerischen Erwähnung des „Morbus Waldenström“ und von der [nicht erwähnten] Tatsache, dass die Protagonistin eine Tochter durch Krebs verloren hat, gibt es in dem geschilderten Heldinnen-Leben keinen Bezug zur Hämatologie-Onkologie. Vielmehr war es ein EEG- und Epilepsie-Labor, das die Heldin, eine heute 97-jährige Neurophysiologin, bis zu ihrer Pensionierung 1989 in Genf leitete, über zwanzig Jahre, woran in der heutigen Universitätsklinik Genf eine Tafel erinnert „Salle Annette Beaumanoir“. Deren ersten vier Lebensjahrzehnte aber, in Paris, Marseille, Tunis und Algier, verliefen überaus turbulent und berühren all jene Kernfragen, vor die sich auch die Historische Forschungsstelle der DGHO bei ihren letzten Projekten immer wieder gestellt sah: Wie durchlebt eine zum Helfen und Heilen bestimmte Berufsgruppe die monströsen Exaltationen des 20. Jahrhunderts, als da sind: Rassismus, Nazi-Herrschaft, Kommunismus, koloniale Unterdrückung und nachkoloniale Armut in der Dritten Welt?

© Laurent Cousin/Haytham-REA/laif



Dr. Annette Beaumanoir 2015.

Quelle: Verlag Matthes & Seitz Berlin



Anne Webers Buch erhält den Deutschen Buchpreis 2020.

Das Grandiose an dem preisgekrönten schmalen Bändchen, das in Versen gefasst ist und gerade einmal 200 Seiten umfasst, ist die filigrane und lichtklare Leichtigkeit, mit der die 56-jährige deutsche Schriftstellerin Anne Weber diese politischen Schwergewichte ins Wort bringt und sie mit Witz und luzider Distanz in die allgemeine „condition humaine“ einbindet, und zwar ganz konkret im Leben der französischen Medizinstudentin und Ärztin Annette Beaumanoir, geb. 1923 in der Bretagne.

Als 18-Jährige ging diese unter der Nazi-Besatzung in den Widerstand und rettete u.a. zwei ihr von jüdischen Eltern anvertraute Kinder (wofür sie später vom Yad Vashem die Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ erhielt). Sie unterwirft sich der strengen Untergrund-Disziplin der kommunistischen Partei. Sie beginnt ein Medizinstudium, heiratet nach dem Krieg einen gleichgesinnten Arzt in Marseille und bekommt drei Kinder. Statt ein behütetes Leben als linke Bourgeoise zu führen, unterstützt sie, entgegen der Linie der KP, die algerische Befreiungsbewegung, agiert im Untergrund für die FLN und wird 1959 als Kofferträgerin für namhafte Anführer zu zehn Jahren Haft verurteilt. Bevor sie die Strafe antritt, lässt sie Familie und Kinder zurück und entkommt zunächst nach Tunis, nach Erlangung der Unabhängigkeit nach Algier. Ben Bella, der erste Präsident (ebenfalls Arzt), beruft sie in das Gesundheitsministerium, wo sie

beim Aufbau eines „sozialistischen“ Gesundheitswesens helfen soll – und das bei gravierendem Ärztemangel, Armut und drängendster Unterversorgung. Nach dem Putsch von Houari Boumediene 1965 wird sie *persona non grata* und muss erneut fliehen, diesmal nach Genf, den Ort, von dem sie gelegentlich Kontakt zu ihren Kindern halten kann. Im Ruhestand endlich die Rückkehr in die Heimat, in das südfranzösische Dorf „Dieulefit“.

In allen Lebensabschnitten: höchste Ideale, rastlose Arbeit, heldenhafter Einsatz. Stoff für eine dickleibige Biographie und historische Dokumentation. Aber genau das will Anne Weber nicht: sie will ihre Heldin eben nicht glorifizieren, und sie drängt den Leser nicht, sich mit ihr zu identifizieren. Ganz abgesehen davon: ein 500-Seiten-Geschichtswerk würde ich wohl niemals an dieser Stelle den klinisch tätigen Kollegen empfehlen, wohl aber diesen Lesegenuss.

Besser aber als jede diskursive Abhandlung erlaubt das Versmaß der Schriftstellerin, eigene Gedanken und literarische Zitate (Malraux, Camus) einzuflechten, und dem Leser spielerisch auch politisches Hintergrundwissen nahe zu bringen (etwa über den französischen Kolonialismus und die gescheiterten Aufbruchsbewegungen in Afrika). Manche älteren Leser haben die fremdklingenden Zeitungsmeldungen aus den fünfziger, sechziger Jahren, noch im Ohr: Aber wer vermochte damals, die Entwicklung hin zu Militärdiktaturen und Oligarchien vorzusehen?

Im Unterschied zu anderen, früh verstorbenen „Arzt-Helden“ (etwa Che Guevara [39]; Norman Bethune [49]) erreicht die Heldin Annette das 97. Lebensjahr und kann heute selbst-



kritisch die Früchte ihres Einsatzes in Augenschein nehmen. Die Ernüchterung ist allgegenwärtig, schmälert aber an keiner Stelle den vorbehaltlosen Einsatz für Humanismus und Gerechtigkeit. *Wer Fortschritt wollte, hat jetzt Gleichschritt*; diese Erfahrung bleibt ihr nicht erspart. Unwillkürlich werden deutsche Leser an die leidvollen Erfahrungen des gescheiterten „Realsozialismus“ der DDR erinnert.

Aus einer Ferne, die ihr Heute ist, sieht sie sich selbst mit einiger Verwunderung / und auch mit Scham, doch damals sieht sie nur, was alles / möglich und vor allem nötig ist in diesem Land, in dem es / vorher schon zu wenig Ärzte gab und jetzt erst recht,

/ stattdessen u.a. Tuberkulose, Typhus, Cholera und große / Hungersnot. Leben erhalten, Leiden lindern, nicht / nur in diesem und in jenem Fall, wie jeder / Arzt es tut oder doch tun soll, sondern mithilfe / allgemeiner Maßnahmen wie Impfungen im ganzen Land, / Ausbildung von Ärzten und von Krankenschwestern – / kann daran auch schon etwas falsch sein?

Irgendwann um 2010 kommt es zu einer persönlichen Bekanntschaft zwischen der in Offenbach geborenen, seit Jahren in Paris lebenden Autorin Anne Weber mit der weißhaarigen Ärztin. Daraus entstand das Heldinnengedicht, das nach einer Rezension von Ditta Rudle, Wien, viele Fragen offen lässt, „zum Beispiel wieso der Drang die Welt zu verbessern, so oft mit Verblendung einhergeht, so dass die Heldinnen meinen, alle hätten die gleichen hehren Motive, strebten nicht nach Macht und Geld ...“ Ob Annette tatsächlich eine Heldin ist, auch wenn sie immer wieder heldenhaft handelt, kann Anne Weber ebenso wenig beantworten wie die Frage, wenn der gerechte Kampf für Freiheit und Brüderlichkeit aufhört und der Terrorismus beginnt, welche Motive hinter Protest, Widerstand und Rebellion zu finden sind.

Was das Epos zu einem literarischen Ereignis macht und Lesefreude bereitet, ist der mutige und originelle Umgang mit Wort und Schrift, „sie turnt auch auf Französisch über Konventionen und Regeln hinweg“ (Rudle); auch wagt sie es,



Anne Weber, Preisträgerin 2020.

Quelle: Matthes & Seitz Berlin © privat

eigene Empfindungen einzuwerfen und damit immer wieder eine Distanz zum historischen Geschehen zu erzeugen, zugleich aber auch ästhetische Freiräume zu schaffen, die der Leser auf eigene Art füllen kann.

Geradezu beglückend empfinde ich – der ich als Historiker viele Studien über das Dritte Reich in Händen hatte –, wie die Verfasserin ihre stille Empathie einflicht: Am Abschluss jener Szene, wo der jüdische Familienvater seine zwei Kinder in die Obhut einer fremden 18-Jährigen gibt, heißt es: *Die Tür hat sich hinter den dreien längst geschlossen, / da steht er noch und möchte weinen weinen weinen, / und wir, wir stehen in der fernen Zeit und stehen / und finden keinen Satz und keinen Vers und keine / Zeile, die etwas andres möchte als zu stehen mit ihm und zu weinen.*

Wie gut, dass es ein Mal ausgesprochen ist! In einem poetischen Epos ist das erlaubt, ist es doch eine Gattung, die nur äonenhaft in der Kulturgeschichte auftrifft und keine Massenhaftigkeit zulässt. Illias, Nibelungen, Edda – lauter männliche Heldengesänge, in denen stets Schwerter blitzen und Köpfe rollten. Die neue Heldin ist eine Frau; sie tut nichts als Leben zu retten und zu träumen von einem brüderlichen Land, in dem die Menschen ihren Reichtum teilen und gemeinschaftlich verwalten.

Ein Epos des 20. Jahrhunderts, und Anne Weber ist zu diesem Kunstgriff nur zu gratulieren. Mit viel Liebe und Poesie erzählt sie die Lebensgeschichte, geprägt von Widerstand und Verrat, von Flucht und Gefängnis, vom Leben im Exil und dem Verlassen der Familie. Das Epos endet mit einem Verweis auf Sisyphos, allerdings in der Lesart von Camus: „Der Kampf, das / andauernde Plagen und Bemühen hin zu / großen Höhen, reicht aus, ein Menschenherz / zu füllen. Weshalb wir uns Sisyphos am besten glücklich vorstellen.“

Heute lebt die 97 Jährige in Südfrankreich. *Krumm nur ein bisschen und auch nur / von außen; im Innern ist sie gerade. So / gerade wie ein Mensch in dieser Welt nur / sein und leben kann.*

Ihr Wohnort, das 3000-Einwohner-Dorf Dieulefit in der Region Auvergne-Rhône-Alpes (nördlich von Marseille) hat eine passende Geschichte: hier wurden in der Zeit des Faschismus über Tausend Flüchtlinge und Juden versteckt – mit Wissen und Duldung des Vichy-Bürgermeisters – und kein einziger wurde verraten. (siehe „Gedenkorte Europas“ in Wikipedia!).

Das 20. Jahrhundert ist abgeschlossen. Welchen Zielen werden sich Idealismus und Heroismus im 21. Jahrhundert hinwenden, wo doch die Existenz des ganzen Globus in Frage steht? Wofür wird die heutige Generation einstehen und mit vergleichbarer Hingabe antworten? Vielleicht ist es ja die heute 18-jährige „Greta“, die dereinst den Stoff für ein Heldinnenepos liefert. Möge es einen ebenbürtigen Meister finden!

Anne Weber: *Annette, ein Heldinnenepos.*
Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2020, 28 Seiten. € 22,70.

Hirschfeld Erinnern, update

PETER VOSWINCKEL

Straßenbenennung

Wenn die Corona-Beschränkungen nicht noch einen Strich durch die Rechnung machen, wird es in 2021 eine feierliche Straßenbenennung geben: „Hans-Hirschfeld-Platz“. Es handelt sich um das sogenannte ‚Vestibül‘, einen wichtigen Verkehrskreisel, der die nördliche Zufahrt zum Campus der Universität Ulm bildet und den Besucher vom Berliner Ring über die Albert-Einstein-Allee zum Universitätsklinikum Oberer Eselsberg führt. Nach langwieriger Überzeugungsarbeit fand die Namensgebung zuletzt eine breite Unterstützung in Politik und Gesellschaft. Der entsprechende Antrag, maßgeblich initiiert durch den Ulmer Pharmakologen Peter Gierschik, wurde getragen vom Dekan der Medizinischen Fakultät (Prof. Th. Wirth) sowie dem Fakultätsrat, aber auch vom Präsidenten der Universität (Prof. M. Weber) und dem Kanzler (D. Kaufmann), vom Ärztlichen Direktor des Universitätsklinikums (Prof. U. Kaisers), ebenso den Ärztlichen Direktoren des Bundeswehrkrankenhauses (OStA Dr. J. Ahrens) und des RKU Ulm (Prof. H. Reichel); ferner von Institutionen und Behörden in Ulm wie etwa dem Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg (Dr. Nicola Wenige), von den Leitern des Stadtarchivs (Prof. M. Wettengel) und des Aicher-Scholl-Kollegs (Dr. A. Lörcher), dem Vorstandsvorsitzenden des Departments für Geisteswissenschaften und Sprecher des ZA-WiW der Universität Ulm (Prof. O. Marti), dem Direktor des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik in der Medizin (Prof. F. Steger), und last but not least vom Oberbürgermeister, Gunter Czisch, sowie von weiteren Bürgern und Bürgerinnen der Stadt Ulm.

Warum Ulm?

Soweit bekannt, gibt es keine direkte Verbindung zwischen dem Berliner Charité-Hämatologen Hirschfeld und der Stadt Ulm. Eingefügt zwischen der Albert-Einstein-Allee und dem James-Franck-Ring soll der Name Hirschfeld-Platz wiederum an einen herausragenden jüdischen Wissenschaftler erinnern, der während der Zeit des Nationalsozialismus aus Deutschland ausgestoßen wurde. Damit soll zugleich ein gut sichtbares Zeichen für die Weltoffenheit der Stadt Ulm gesetzt werden; aber auch ein klares Zeichen im Hinblick auf das moralisch-ethische Versagen von Gründerpersönlichkeiten der Universität Ulm. Bekanntlich hatte der Gründungsrektor Ludwig Heilmeyer, damals Ehrenpräsident der DGHO, eine unrühmliche Rolle gespielt bei dem Versuch, die Lebensleistung von Hans Hirschfeld vergessen zu machen und die Erinnerung an dessen Tod im KZ zu untergraben (siehe Dokumentation „Verweigerte Ehre“). Es war sicherlich ein Tiefpunkt der Erinnerungskultur, als im Jahre 1974 die von der DGHO herausgegebene *Einführung in die Geschichte der Hämatologie* – „gewidmet dem Andenken Ludwig Heilmeyers, der bis zu seinem Tode an der Entstehung mitgewirkt hat“ – in einem Kurzbiogramm von Hirschfeld irrtümlich verkündete, Hirschfeld sei 1929 in Berlin verstorben; noch schlimmer: dass nach Erscheinen dieses Buches offenbar keiner mehr da war, der den Fehler bemerkt oder lautstark protestiert hätte. Eine ganze Nachwuchsgeneration von Heilmeyer-Schülern war von dem Wissen um Hans Hirschfeld abgeschnitten, bis in den achtziger Jahren ein Umdenken einsetzte. Es wäre



Abb. 1: Campusplan der Universität Ulm.

Quelle: KZ Ulm Ulm

freilich verkürzt, die aktuelle Initiative in Ulm nur als Tribunal gegen Heilmeyer zu werten. Dessen Verdienste als Kliniker und Wissenschaftsorganisator bleiben bestehen, auch wenn Zweifel an seiner Redlichkeit aufgekommen sind und seine Vorbildfunktion in Frage gestellt ist. (Im Zuge des Meinungsbildungsprozesses hatte ich wiederholt gegen den Aktionismus der allfälligen Straßen-Umbenennungen Stellung bezogen, so etwa bei der „Heilmeyerstraße“ [Günzburg] oder dem „Heilmeyer-Steig“ [Ulm]. Konsequenter Weise soll die neue Hirschfeld-Namensgebung auf die Zukunft gerichtet sein und den gegenwärtig aufflammenden Tendenzen von Rassismus, Antisemitismus und Diskriminierung entgegen-treten.

Hirschfeld Dokumentation digital

Wichtige Entscheidungshilfe bei den Vorgängen in Ulm bildete zweifellos die 2012 von der DGHO vorgelegte Schrift „Verweigerter Ehre“. Dokumentation zu Hans Hirschfeld, die ja auch als Ausstellung auf den letzten Jahrestagungen der DGHO zu sehen war. Die wachsenden Nachfrage veranlasste den Vorstand der DGHO, diese Schrift wie auch die folgenden Bände der Historischen Forschungsstelle im OpenAccess-Verfahren allgemein zugänglich zu machen. Als Internetportal bot sich die Publikationsplattform „PUBLISSO“ bei der Deutschen Zentralbibliothek Medizin, Köln, an. Die gehaltvolle Ausstattung dieser Bände mit historischen Fotos, Faksimiles und Dokumenten erforderte langwierige Vorarbeiten bezüglich Urheberrechten und Lizenzvereinbarungen. Seit Januar 2021 stehen nun die beiden ersten Bände im Netz und können über die Homepage der DGHO aufgerufen und betrachtet werden.

Sodom und Gomorrha-Brief 1938

In die digitale Version neu aufgenommen wurde ein weiteres Briefdokument aus der Feder von Hans Hirschfeld (Abb. 3). In diesem Privatschreiben geht es nicht um fachliche Belange, sondern um familiäre Angelegenheiten, die aber doch für die Stimmungslage im Frühjahr 1938 und für historische Vorgänge interessante Aufschlüsse erlauben.

Die beiläufige Erwähnung der Adresse „Rosenstraße 2“ erinnert den heutigen Leser sogleich an den „Rosenstraßenprotest“ von 1943, der durch eine Skulptur von Ingeborg Hunzinger (1995) und durch den Trotta-Film „Rosenstraße“ (2003) ins allgemeine Bewusstsein gelangt ist. Hier residierte damals das Wohlfahrtsamt der Jüdischen Gemeinde, bevor das Haus als Sammellager umfunktioniert und später durch Bomben zerstört wurde.

Der eigentliche Anlass des Briefes – Informationen zum Großvater mütterlicherseits und dessen Grabstelle – führt den Historiker bei weiteren Recherchen zu der ernüchternden Einsicht, dass der Jüdische Friedhof von Bad Freienwalde

(Oder) 1948 (!) „abgeräumt“ wurde und nur noch an seiner Umgebungsmauer zu erkennen ist. Zu jener Zeit war das öffentliche Bewusstsein noch von Gleichgültigkeit und Ignoranz geprägt, im Osten wie im Westen.

Der besagte Stammvater Jakob Eppenstein – er hinterließ 13 Kinder – rückt die weitverzweigte Familie Eppenstein ins Rampenlicht. Wer jemals die Dissertation von Hans Hirschfeld (1897) vor Augen hatte, der erkennt die im Brief genannte „Tante Emma“ unschwer als jene Emma Eppenstein geb. Friedländer, die dem jungen Doktor offenbar besonders zugetan war. (Ihr Mann Siegmund war der Zwillingbruder von Hirschfelds Mutter!) Weitaus bekannter war der promovierte Chemiker und Unternehmer Georg Eppenstein (Wikipedia), der als eines der ersten jüdischen Opfer nach der Machtübernahme von SA-Schlägertrupps brutal misshandelt wurde und nach sechs Wochen in der Charité seinen Verletzungen erlag („Köpenicker Blutwoche“). Sein Cousin Hans Hirschfeld soll ihn in den letzten Wochen behandelt und gepflegt haben.

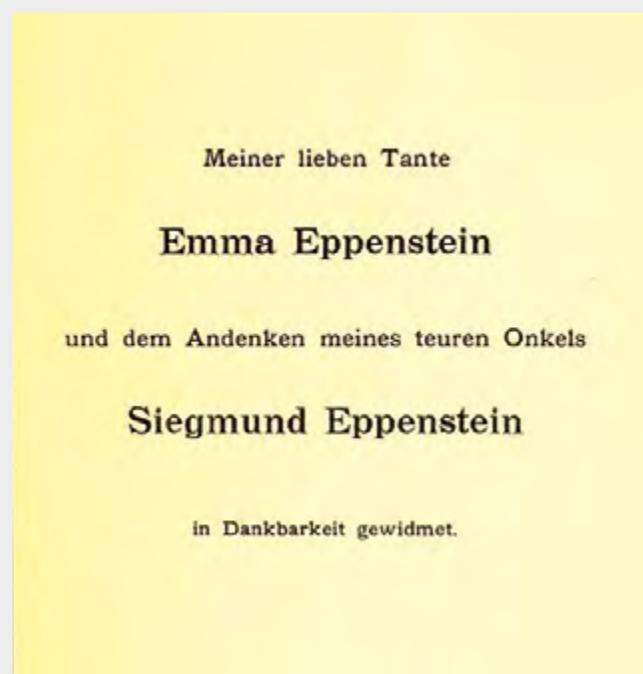


Abb. 2: Aus der Titelei von Hirschfelds Doktorarbeit bei Rudolf Virchow 1897.

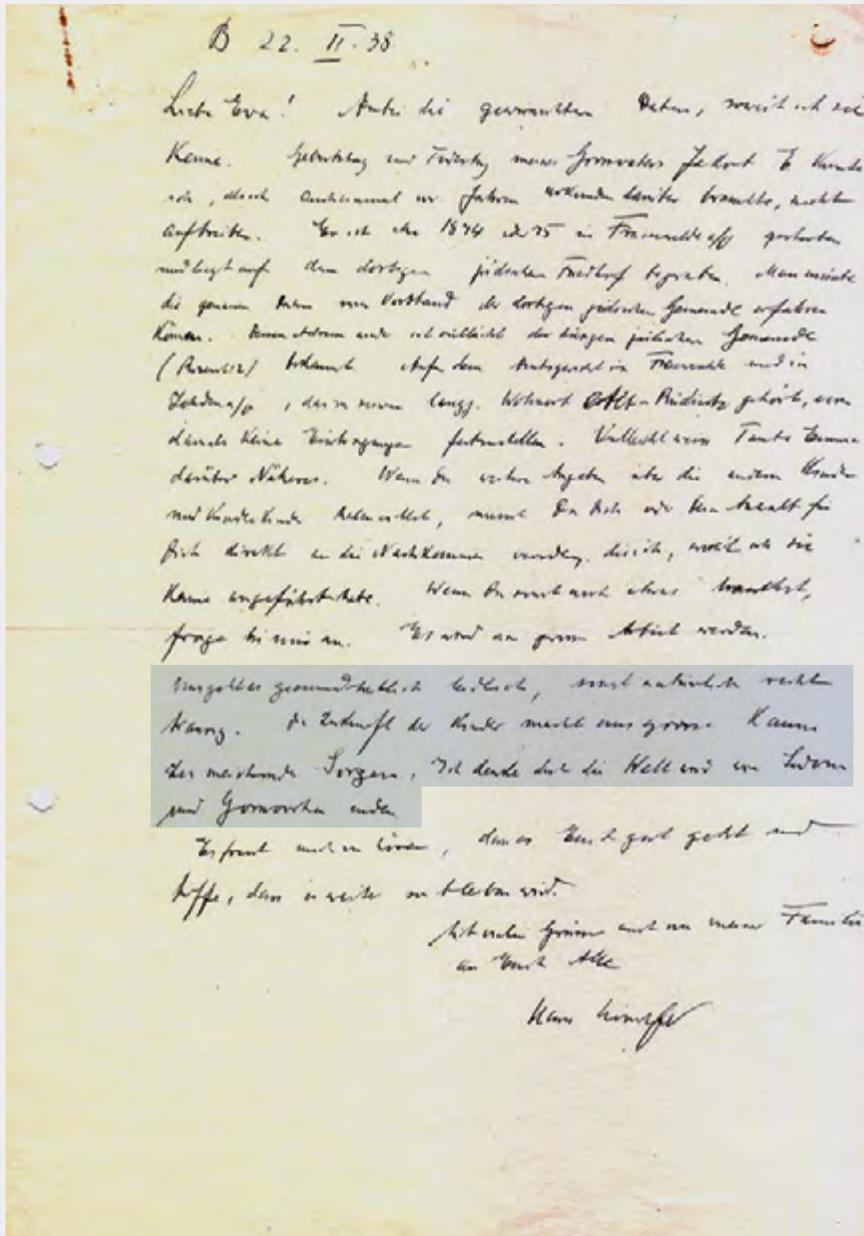


Abb. 3: Sodom und Gomorra-Brief von Hans Hirschfeld 1938. Durch freundliche Vermittlung der Familie Watzlawik, Goslar-Immenrode.

Berlin, 22.II.1938

Liebe Eva! Anbei die gewünschten Daten, soweit ich sie kenne. Geburtstag und Todestag meines Grossvaters Jakob E[ppenstein] konnte ich, als ich auch einmal vor Jahren Urkunden darüber brauchte, nicht aufreiben. Er ist etwa 1874 oder 75 in Freienwalde a./O. gestorben und liegt auf dem dortigen jüdischen Friedhof begraben. Man müsste die genauen Daten vom Vorstand der dortigen jüdischen Gemeinde erfahren können. Dessen Adresse wieder ist vielleicht der hiesigen jüdischen Gemeinde (Rosenstr. 2) bekannt. Auf dem Amtsgericht in Freienwalde und in Zehden a/O, das zu seinem langj[ährigen] Wohnort Alt-Rüdnitz gehört, waren damals keine Eintragungen festzustellen. Vielleicht weiss Tante Emma darüber Näheres. Wenn Du weitere Angaben über die anderen Kinder und Kindeskinde haben willst, musst Du Dich oder dein Anwalt für Dich direkt an die Nachkommen wenden, die ich, soweit ich sie kenne, angeführt habe. Wenn Du sonst noch etwas brauchst, frage bei mir an. Es wird eine grosse Arbeit werden.

Uns geht es gesundheitlich leidlich, sind natürlich recht traurig. Die Zukunft der Kinder macht uns grosse Kummer zu meisternde Sorgen. Ich denke doch die Welt wird wie Sodom und Gomorra enden.

Es freut mich zu hören, dass es Euch gut geht und hoffe, dass es weiter so bleiben wird.

Mit vielen Grüßen auch von meiner Familie an Euch alle
Hans Hirschfeld

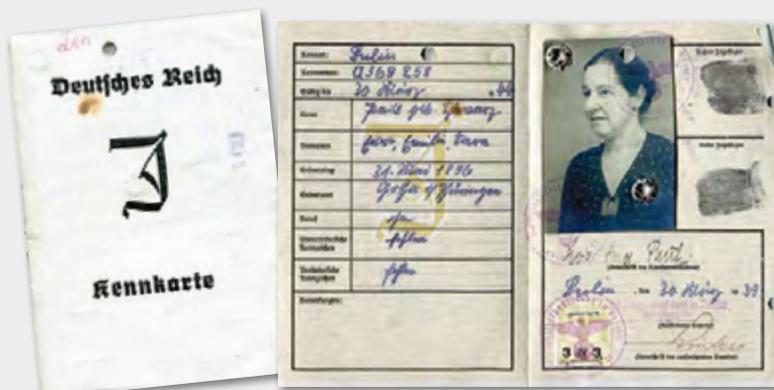


Abb 4.: Kennkarte von Eva Sara Paul 1939: Auf der Vorderseite ein "J" anstelle des Reichsadlers. (Die Kennkarte war Vorläufer des Personalausweises.)

Eppenstein – Hirschfeld

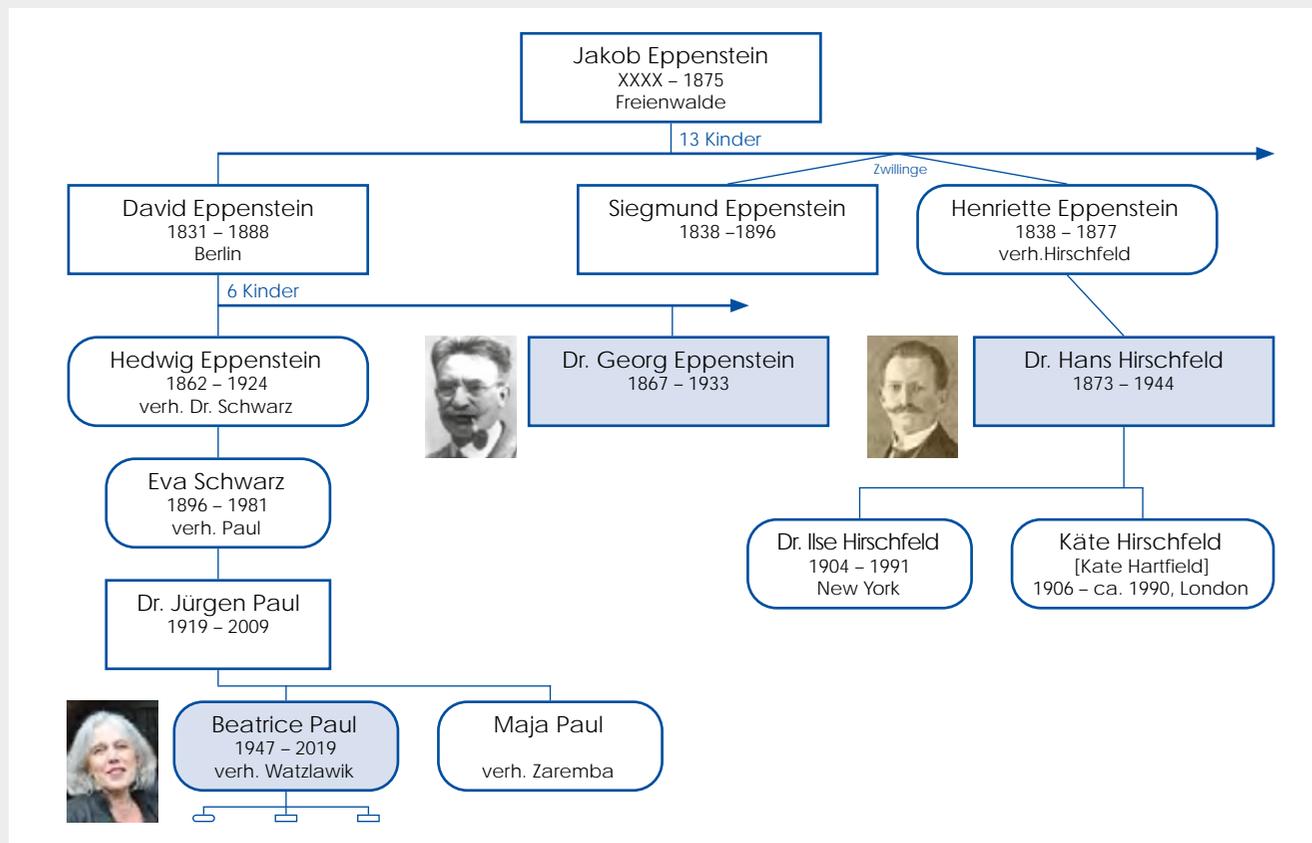


Abb. 5: Stammtafel Eppenstein-Hirschfeld.

Aus der Linie von David Eppenstein stammte auch die Adressatin des Hirschfeld-Briefes Eva Paul, Tochter von Hedwig Eppenstein und Sanitätsrat Dr. Schwarz. Nach deren Tod 1981 gelangte ihr Nachlass an die Enkelin Beatrice Watzlawik im Raum Goslar. Als diese dreißig Jahre später (2010) zusammen mit ihrer Tochter nach Hans Hirschfeld recherchierte, stießen sie auf die DGHO und nahmen Kontakt mit Prof. Mathias Freund auf, der die Familiendokumente dankbar fotokopierte. 2013 konnte ich als zwischenzeitlich bestallter DGHO-Archivar der Tochter in München, Natascha Watzlawik, die Hirschfeld-Dokumentation überreichen.

Eine denkwürdige Begegnung ereignete sich 2019, als die inzwischen 70-jährige Beatrice wegen eines fortgeschrittenen Lymphoms in die Klinik für Hämatologie und Medizinische Onkologie in Göttingen (Prof. Lorenz Trümper) eingeliefert wurde und dort auf der „Hirschfeld-Station“ eine Gedenktafel für ihren „Großonkel“ Hans Hirschfeld vorfand.¹ Hier schloss sich gewissermaßen ein Kreis. Beatrice starb 2019. Dürfen wir Nachgeborenen uns nun zufrieden zurücklehnen und stolz sein auf die deutsche Erinnerungskultur, heute, wo an fast jeder Nazi-Greuelstätte „ein freundlicher Gedenkstättenbetrieb mit Postkartenverkauf und Audioguide“ auf den Besucher wartet? (Dank an Anne Weber für diesen sarkastischen Seitenhieb!)²

1 Auch am Universitätsklinikum Erlangen (Prof. A. Mackensen) gibt es eine Hirschfeld-Station.

Bleibender Stachel

„Sodom und Gomorrha“, diese biblische Zerstörungsvision prognostizierte Hans Hirschfeld in seinem Brief von Februar 1938. Zwei Monate später, am 1. April 1938, wurde ihm die Redaktion der FOLIA HAEMATOLOGICA genommen (von Nachfolger Viktor Schilling), am 11. September die Lehrbefugnis, am 1. Oktober die Approbation; in der Nacht vom 9./10. November brannten die Synagogen, ab 1939 die ganze Welt.

Blickwechsel, persönlich [P.V.]

Am 4. Oktober 1938 heirateten im nördlichen Rand des Sauerlandes meine Eltern (er 36, sie 28) und legten damit den Grundstock für eine sechsköpfige Kinderschar. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich mehrere evangelische Pfarrer und Pfarrerstöchter; ferner der befreundeter Jurist Artur Sträter, ein Kon-Abiturient des Bräutigams und Schwiegersohn jenes preußischen Kultusministers³, der einst in Berlin die Ernennungsurkunde für Hans Hirschfeld zum „außerordentlichen Professor“ unterzeichnet hatte (1922).

2 In ihrem Werk „Ahn. Ein Zeitreisetagebuch“, 2015, Fischer TB, S. 234.

3 Otto Boelitz (1876-1951), Kultusminister von 1921 bis 1925.

Getaufte in der Dankes Kirche					im Monat März Jahr 1918			
Vornamen des Kindes	Tag und Stunde der Geburt	ca. 10. drittel oder monatlich	Vor- und Zunamen des Vaters, nach Stand denotieren	Vor- und Zunamen der Mutter.	Wohnort der Eltern	Tag der Taufe	Name des Predigers, der es getauft	Namen der Taufzeugen.
Hirsch	20 März 1918		Hirschfeld Seelig	Eppendorfer Kunze	Berlin Königsplatz Haus Tel. 23 Sch. 295/9	23	5 ch. Ellbert	1. Paul Tiedemann, Garin, Daressalam 2. Frau Effrich, Dames, Seelig 3. H. Tiedemann, Paul, Wankel, Seelig
Hans	11. 11. 1918		Kaufmann					
Hirschfeld	4. September 1904		Hirschfeld Kaufmann	Tiedemann Rohr	Berlin Sch. 49 B. 13 2504	23	5 ch. Ellbert	H.

Abb. 6: Auszug aus dem Taufregister der Dankeskirche, Berlin. Durch freundliche Vermittlung der Familie Watzlawik, Goslar-Immenrode. Es gibt bisher keinerlei Hinweise dafür, dass Hans Hirschfeld den hier angeführten Taufnamen „Hirsch“ jemals verwendet hat. Neu für die Forschung ist der Eintrag über den Vater: „Seelig Hirschfeld, Kaufmann, mos[aisch].“ Beachte ferner die Ortsangabe des Taufzeugen Tiedemann „Daressalam“ (damals Deutsch-Ostafrika!).

Ein Keim von „Gomorra“ [im Sinne von Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, bibl.: Verletzung der Gastfreundschaft] war auch in diese scheinbar unbeschwerte Hochzeitsgesellschaft gelegt: Ein Cousin der Braut, Fabrikant und Untersturmführer der SS (vier Wochen später, am 9. November [!], befördert zum Obersturmführer), bestand darauf, dass Sträter seine vorbereitete Brautrede nicht halten durfte mit der Begründung, jener sei doch „Vierteljude“.

Dieser Eklat wurde nach dem Krieg zu einem Familientabu und kam über Jahrzehnte ebenso wenig zur Sprache wie die Themen ‚Judenvertreibung‘ und ‚Holocaust‘. Erst 55 Jahre nach Kriegsende lüftete die 90-jährige Witwe des verhinderten Redners⁴ das Geheimnis und machte die Kinder sprachlos. Wie viele Parallelen zum Hirschfeld-Tabu in der ‚Familie‘ der Hämatologen und Onkologen! Ein moralisch-ethisches Sodom und Gomorra, das uns bis heute unfrei macht.

⁴ = Artur Sträter († 1977) war nach dem Krieg langjähriger Minister in Nordrhein-Westfalen (CDU).

Addendum:

Auch Hans Hirschfeld gehörte der Evangelischen Kirche an. Zusammen mit Frau und Töchtern und einer Schwägerin (Krankenschwester) hatte er sich am 23. März 1908 in der Berliner Dankeskirche taufen lassen. Trotzdem mussten die Hirschfelds ab 1.9.1941 den Judenstern tragen. Es dauerte wiederum 57 Jahre, bis ein Bischof der protestantischen Kirche das ungeheuerliche Versagen der christlichen Gemeinden, den Mangel an Solidarität und Fürsorge, brandmarkte. (Bußtagspredigt von Bischof Wolfgang Huber am 20.11.2002 zum Gedenken an das Schicksal von Christen jüdischer Herkunft in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur.)⁵

Übrigens: Die einst stattliche Dankes-Kirche im Berliner Wedding wurde 1944 schwer beschädigt und 1949 abgerissen – zugunsten der Straßenerweiterung.

⁵ Vgl. Manfred Gailus: Ist die „Aufarbeitung der NS-Zeit beendet? Anmerkung zur kirchlichen Erinnerungskultur seit der Wende 1989/1990. In KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE 27 (2014) 56-68.



Abb. 7: Hochzeit Voswinckel/Siepmann 1938. Pfeil: Dorita Sträter geb. Boelitz († 2005) und Dr. Artur Sträter († 1977). Die letztüberlebende Beteiligte (rot) starb 2020 im Alter von 95 Jahren.

Der besondere Fall: PNH 1678

Urina Nigra Nil Funesti Indicante

INTERVIEW MIT PROF. PETER VOSWINCKEL, AUFGEZEICHNET VON MICHAEL OLDENBURG

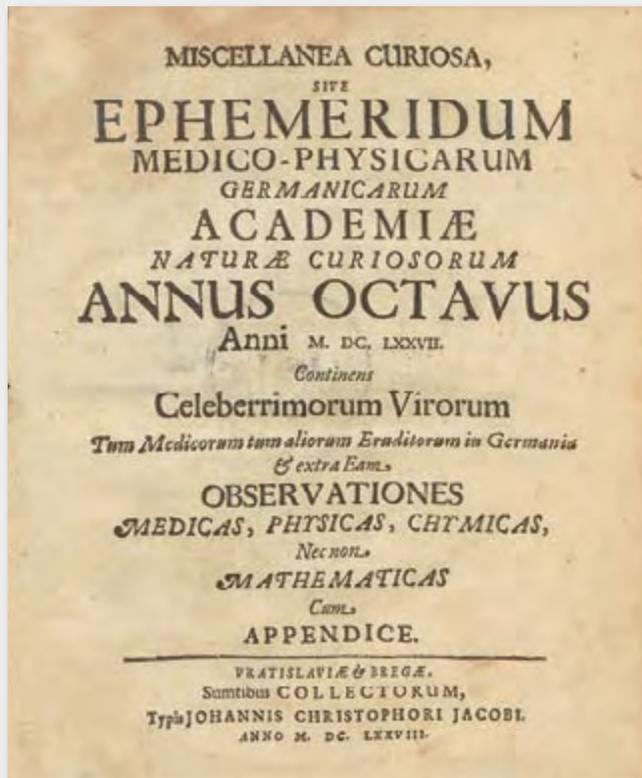


Abb. 1: Jahrgang 8, 1677 (1678) der „Miscellanea“ oder „Ephemeriden“ der Leopoldina Akademie, der ältesten Fachzeitschrift mit Schwerpunkt Medizin. <https://www.biodiversitylibrary.org/bibliography/77511>

Warum halten Sie diesen Fall aus dem Jahr 1678 für so wichtig, dass Sie ihn unseren Lesern präsentieren möchten?

Es geht mir nicht darum, den Tausenden von klinischen Fallberichten einen weiteren hinzuzufügen. Vielmehr möchte ich den Lesern ein Fest der Sinne bereiten, eine Feierstunde der Erkenntnis und ein Hohelied der Erinnerung. Es geht mir um das Staunen, um Affekte und Empfindungen und deren Bedeutung für unser Wissen heute.

Wie das?

Vergessen Sie für einen Moment alles, was Sie als Laie vielleicht über Hämatologie gehört haben: Blutkörperchen, Erythrozyten, Hämoglobin, Hämolyse, Komplement usw. das sind alles Begriffe aus dem 19. Jahrhundert, als Mikroskop und Chemie in die Wissenschaft traten. Wir befinden uns hier im 17. Jahrhundert: Blutkrankheiten im heutigen Sinne kannte man nicht, sie gaben sich äußerlich nicht als spezifische Blutkrankheiten zu erkennen. Blässe, Abgeschlagenheit, Fieber etc. waren viel zu unspezifisch. (Deswegen gibt es, im Unterschied zu Hautkrankheiten oder Missbildungen auch keine historischen Darstellungen, etwa auf Altarbildern, von Leukämien, Lymphomen, Anämien, sehr zum Leidwesen von kunsthistorisch interessierten Hämatologen!).



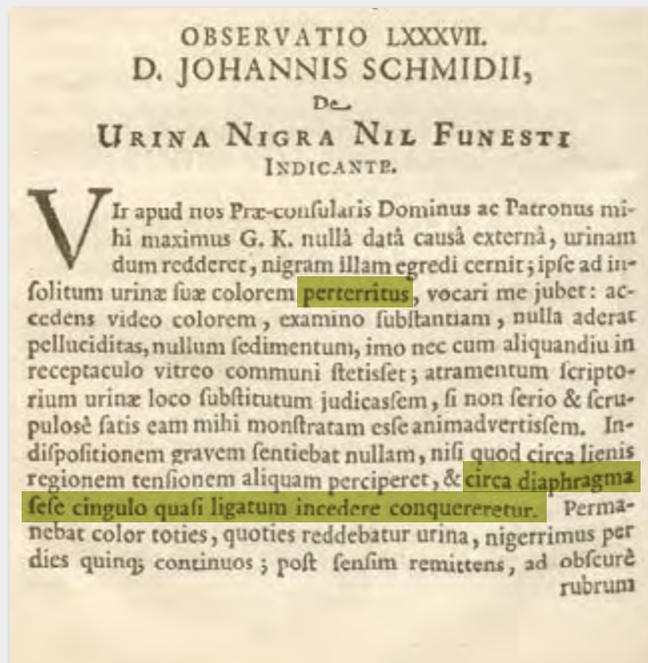
Abb. 2: Barockes Titelkupfer der Miscellanea 1677 mit dem Leitspruch der Leopoldina „Nunquam otiosus!“ „Niemals müßig!“. <https://www.biodiversitylibrary.org/item/163152#page/9/mode/1up>

Das einzige, was damals sichtbar war – so habe ich es in Vorlesungen zur Medizingeschichte gehört – waren Blut, Urin und sonstige Ausscheidungen...

Genau! Die Uroskopie und, in geringerer Masse, die Hämatoskopie waren die wichtigsten diagnostischen Instrumente. Noch als im frühen 19. Jahrhundert die moderne Erforschung des ‚Blutroths‘ einsetzte, begann dies bezeichnender Weise



Abb. 3: „Kohlschwarzer Urin“. Handkolorierter Druck aus dem Harnbuch des Jodocus Willich, 1582.



Über schwarzen Urin, der nicht den Tod bedeutet

Unser Praekonsul G.K., mein großer Schutzherr, bemerkte beim Wasserlassen, dass der Urin ohne irgendeine äußere Ursache schwarz herauskam. Wegen dieser ungewöhnlichen Farbe selber zutiefst erschrocken, ließ er mich rufen. Bei meiner Ankunft sehe ich mit eigenen Augen die Farbe und prüfe die Beschaffenheit: Der Urin ist undurchsichtig und ohne Sediment, auch nicht, als er eine Zeit lang in dem gewöhnlichen Glasbehältnis gestanden hatte. Zunächst dachte ich, man hätte mir Tinte anstelle von Urin vorsetzen wollen, wenn ich nicht den Ernst und die Besorgnis beim Vorzeigen wahrgenommen hätte. In seiner körperlichen Verfassung fühlte er sich nicht beeinträchtigt, außer, daß er in der Milzregion ein Spannungsgefühl bemerkte. Auch klagte er darüber, daß er in der Zwerchfellgegend einen Krampf empfinde, als ob er durch einen Gurt geschnürt werde. Die schwarze Farbe hielt sich, sooft er Wasser ließ, über fünf Tage. Dann klarte sie allmählich auf, näherte sich einem Dunkelrot und kam schließlich am 10. Tag in ihren natürlichen Zustand zurück...

Abb. 4: „Über schwarzen Urin, der nicht den Tod bedeutet“
Erste Seite der „Observatio N° 87“, Miscellanea 8, 1677 (1678) p. 144-147.

mit der Hämolyse: man spritzte Wasser, Gallensäuren oder Chemikalien in die Venen und beobachtete die Dunkelfärbung des Harns. Erst ab 1850 sprach man von „Hämoglobin“ und „Hämoglobinurie“.

Gehen wir 300 Jahre zurück!

Ort: Danzig im Jahre 1678, damals eine der größten Städte Nordeuropas. Der hochgelehrte Stadtphysikus Johann Schmidt und der Bürgermeister Gabriel Krumhausen [Patient] (64) wurden aus heiterem Himmel konfrontiert mit einem „schwarzen Urin“, später im Text heißt es sogar „nigerrima“, so dass der Arzt unwillkürlich dachte, man habe ihm Tusche vorgesetzt. Ein höchst wundersames und seltenes Ereignis! Was passierte daraufhin?

Erschrecken? Panik?

Richtig. „Perterritus“ – zu Tode erschreckt. Andere [seltene!] Berichte von solch schwarzen Urin sprachen von „Todesfurcht“, „Sich Wundern“, „Faszination“, „Kuriösität“. Einer der Väter der PNH-Forschung, der Brite John Dacie resümierte 1942 „always a source of wonder and amazement“. Um genau diesen Impuls des „Stauens“ geht es mir, denn er ist heute weitgehend verloren und hatte doch weitreichende Konsequenzen für den Fortschritt unseres Wissens.

Haben Sie das selbst erlebt?

Ja, ich erlebte 1984 als junger Assistent bei Prof. Theml in Karlsruhe, wie ein männlicher Patient aufrechten Ganges in die Aufnahme kam (wie sich herausstellte, bei einem Hb von 4,5!) und mir ohne Kommentar ein Glas „Coca-Cola“ auf den Tisch stellte Seitdem ließ mich die Frage nicht los: Das müssen doch andere Ärzte früher genau so gesehen haben? Was haben Sie daraus gemacht? Wie haben sie es erklärt? Daraus erwuchs, wie Sie wissen, sechs Jahre später eine Habilitationsschrift im Fach Medizingeschichte. Zu meiner Überraschung gab es durch alle Jahrhunderte hindurch in den medizinischen Büchern einen Topos „Urina nigra“, den ich systematisch sammelte und auswertete.

Waren das alle Fälle von PNH?

Keineswegs. Wir wissen heute, dass es ganz verschiedene Krankheitsentitäten gibt, die mit einer Färbung von dunkelrot bis schwarz imponieren können, denken Sie das „Schwarzwasserfieber“, an die genetische Krankheit „Alkaptonurie“, an die Melanurie (terminales Melanom), Porphyrinurie oder etwa das moderne Crush-Syndrom (Myoglobinurie). All diese modernen Nosologien sind angestoßen worden durch das „Stauen“ über die Harnfarbe! Ja ganze Zweige der Medizin wie etwa die Humangenetik mit ihren ‚Inborn errors of metabolism‘ (Sir Garrod) erwachsen nachweislich aus der sinnlichen Wahrnehmung eines dunklen Urins (Alkaptonurie) und aus dem Nachspüren von Verwandtschaftsbeziehungen.



Abb. 5: Dr. med. Johannes Schmidt (1623-1690) Danzig.
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: A 27974, Portr. I 11973.1.
<http://www.portraitindex.de/documents/obj/34027372>



Abb. 6: Urinproben nach Hämolyse-Attacke.
Foto freundlicher Weise zur Verfügung gestellt von Alexander Röth, Essen.

Kann man diese modernen Entitäten denn nachträglich zuordnen, zurückinterpolieren auf die historischen Beobachtungen von „Urina nigra“?

Nein, das ist nicht sinnvoll und in der Wissenschaftsgeschichte auch absolut verpönt – auch wenn immer wieder der Versuch unternommen wird, solche Diagnosen rückwärts zu projizieren. Zu ungenau waren die alten Beschreibungen; und allzu oft vermischen sich Aberglauben, Symbolik und Spekulation. Das einzig Verbürgte war das autoptische Zeugnis eines schwarzen Urins, oftmals garniert mit drastischer Metaphorik (Tinte, Porter, Theer, Kaffee, Russ, Rotwein, Magenta, Tiroler Porphyr, Coca-Cola etc.). Darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass bis zum 19. Jahrhundert ganz andere Denkmodelle die Medizin beherrschten (Humoralpathologie), heute würde man sagen, ganz andere Betriebssysteme gültig waren, die mit der heutigen naturwissenschaftlichen Medizin völlig inkompatibel sind. Da sind dann die Fachkenntnisse des professionellen Medizinhistorikers unverzichtbar. Vielfach waren es in jüngerer Zeit pensionierte Fachärzte, die „ihr“ Fachgebiet um eine faszinierende Geschichte bereichern wollten oder umgekehrt Kulturhistoriker, die berühmten historischen Figuren eine „Diagnose“ unterschieben wollten.

Was macht Sie denn so sicher, dass es sich hier um eine PNH handelt?

Zwei Gesichtspunkte:

1. Das Gesamtbild. Schon das Partizipialattribut „nil funesti indicante“ signalisiert ein benignes Geschehen im Unterschied zu den meist letalen Ausgängen etwa bei septischen Hämolyse, ferner die geschilderte Periodizität (2 x 5 Tage) und allgemeine Abgeschlagenheit („hypochondriacum malum“). Besonders überzeugt aber hat mich ein fein beobachtetes Detail: „circa diaphragma cingulo quasi ligatum“: „als

Symptome	Häufigkeit [%]
Anämie-Symptome	35%
Hämoglobinurie	26%
Hämorrhagien	18%
Aplastische Anämie	13%
Gastrointestinale Beschwerden	10%
Hämolytische Anämie und Ikterus	9%
Eisenmangelanämie	6%
Thromboembolische Komplikationen	6%
Infektionen	5%
Neurologische Symptome	4%

Abb. 7: Aus: Röth (2009).

ob er durch einen Gurt geschnürt werde.“ Ein Symptom, das erst 1980 als pathognomonisches Zeichen Beachtung fand (Ösophagospasmen; Bauchkrämpfe) und bis heute nicht restlos geklärt ist. (Man vermutet eine Beeinflussung des Muskeltonus durch hämolysebedingte Depletion des Stickstoffmonoxids)

2. Die hohe Authentizität und Glaubwürdigkeit. Der Autor bekundet explizit „accedens video“: „ich sah mit eigenen Augen“. Hinzu kommt die ungewohnt rasche Publikation in einem völlig neuen Medium: der ersten medizinischen Fachzeitschrift der Welt, die erst 1670 von der Leopoldina eingeführt worden war. Das erlaubte eine zeitnahe Kommunikation innerhalb der scientific community. Vorher bestand die „schriftliche“ Medizin aus Folianten mit Sammlungen von tradierten oder nur von Hörensagen bekannten Krankheitsfällen.

Das namengebende Attribut „Nächtlich“ kommt in Schmidt’s Fall gar nicht vor, offenbar Tageszeiten-unabhängig?

Das ist richtig. Wir wissen heute, dass das nächtliche Geschehen nicht zwingend ist. Seit wir die molekulargenetischen Ursachen kennen (Mutation des Phosphatidyl-Inositol-Glykan-Gens auf dem X-Chromosom auf Stammzebene) und nachweisen können, wissen wir sogar, dass bei vielen PNH-Patienten auch die Harnverfärbung nur sehr blande verläuft und oft gar nicht wahrgenommen wird. Aus epistemischer Sicht finde ich es natürlich bedauerlich, dass die tiefschwarze Farbe, wie sie im Promillebereich der PNH-Patienten auftritt, heute in der Literatur nicht mehr explizit angeführt wird, wie auch die sinnlichen Farbschattierungen kaum noch differenziert werden. Sie sind ersetzt durch den trockenen laborchemischen Urinbefund „Hämoglobin +++“. Man könnte mit dem deutschen Soziologen Philipp Lepenies von einer „Veralltäglichen des Außerordentlichen“ sprechen. In Konsequenz daraus findet die Harnfarbe in manchen Internet-Kompendien (z.B. MSD-Manual; DocCheck.u.a.) gar keine Erwähnung mehr (wohl aber in Onkopedia).

Aber der Name PNH wird beibehalten?

Gewiss, schon mit einer gewissen Verpflichtung gegenüber der Überlieferung. Die Bezeichnung geht zurück auf Paul Strübing, Greifswald, der 1882 einen Fall publizierte und diesen Namen kreierte (Morgentlicher Harn: „dunkelbraun, ja schwarz“). Strübing vermutete schon damals einen Erythrozytendefekt als Ursache.

Seit den dreißiger Jahren beobachten wir einen riesigen Forschungsaufwand zur Aufklärung der PNH-Pathogenese. Der amerikanische Hämatologe William Dameshek äußerte 1941 „Among the many interesting syndromes in medicine, none is more fascinating than PNH“. Und der Handbuchbeitrag von Dacie über die PNH 1967 (Haemolytic Anemias, 2nd ed.) umfasste bereits 140 Seiten und 350 Literaturstellen. Heute wissen wir, dass der erworbene Defekt in dem fehlerhaften GIP-Ankerprotein, das einen bestimmten Anteil von Blutzellen anfällig macht gegen Hämolyseattacken. Interessant ist, dass das klinische Bild sich heute mit sehr unspezifischen Zeichen präsentiert (Anämie, Fatigue, Leukopenie, Thromboembolische Ereignisse).

Die PNH ist sehr selten. (Prävalenz lt. Onkopedia 16 : 1.000.000) Eine Rezensentin aus der Schweiz beklagte an Ihrem Buch, hier werde „mit viel Aufwand ein kleiner Befund hochstilisiert....“ Haben Sie aus einer Mücke einen Elefanten gemacht?

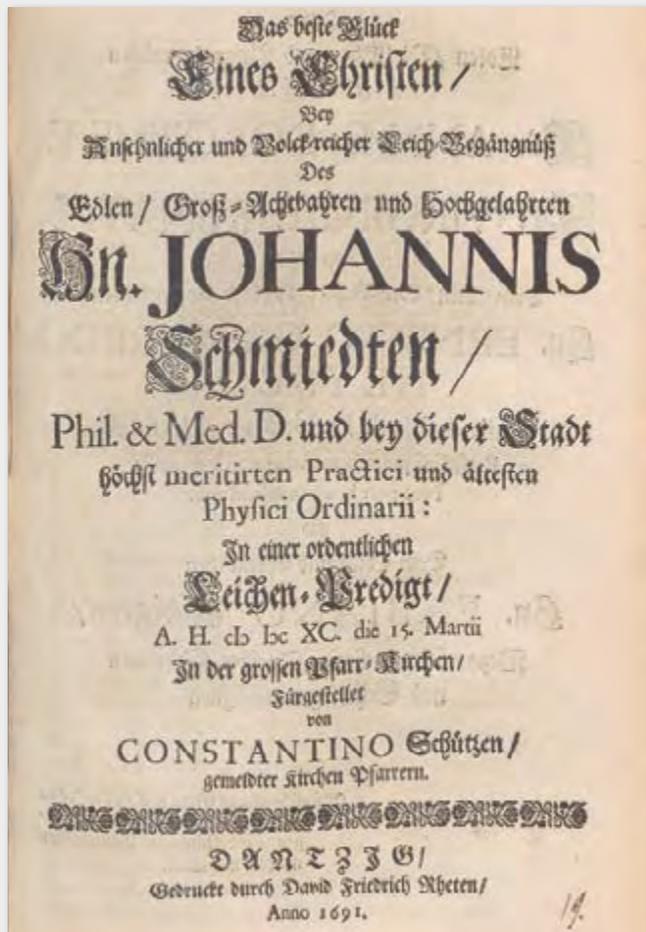


Abb. 8: Leichenpredigt auf den hochgelehrten Dr. Schmidt.
Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften PAN in Danzig
[Biblioteka Gdańska, gegründet 1596], Sign. Oe 96 2° adl. 19.

Der Begriff „selten“ ist erkenntnistheoretisch völlig ohne Belang. Die Kollegin aus Bern übersah völlig den heuristischen Rang des schwarzen Urins. Natürlich: Das Seltene ist selten. In der epidemiologischen Häufigkeitsverteilung von heute verschwindet die PNH in der Gauß'schen Abszisse der Bedeutungslosigkeit (Abb. 10). Aber Sie dürfen nicht vergessen: solange Ärzte bei ihren Patienten oder bei Leichenöffnungen mit schwarzer Materie konfrontiert wurden, bestand das Bedürfnis, sie irgendwie zu operationalisieren, in eine System einzubauen: Sie konstituierte den Vierten Saft der Humoralpathologie (Melancholie, „Schwarze Galle“). Der schwarze Urin bildete und perpetuierte so den empirischen Eckpfeiler der Säftelehre, die über 2000 Jahre das Gleichgewicht der vier Säfte als Gesundheit definierte (Abb. 11). Nach den Worten von Robin Fahraeus bildete diese Vier-Säftelehre „einen der großen Zweige am Baume der menschlichen Kultur.“ Erst mit dem Aufkommen der naturwissenschaftlichen Medizin unter Virchow brach dieses altüberlieferte Denksystem innerhalb weniger Jahrzehnte zusammen, als neu entdeckte chemische und zelluläre Substrate die „Schwarzen Galle“ ersetzten. Mit neu definierten Entitäten schwand die semiotische Kraft des Urina nigra, er verlor sozusagen seine Stellung als medizinischer „global player“.

Könnte man sagen: Er verlor also seine Strahlkraft?

Ja. Ich benutze gern das Bild eines Eisbergs. Nehmen Sie das Gesamtklientel der bisherigen PNH-Patienten als Eisberg. Auf der Spitze, die aus dem Wasser ragt, befindet sich jene Kleinst-

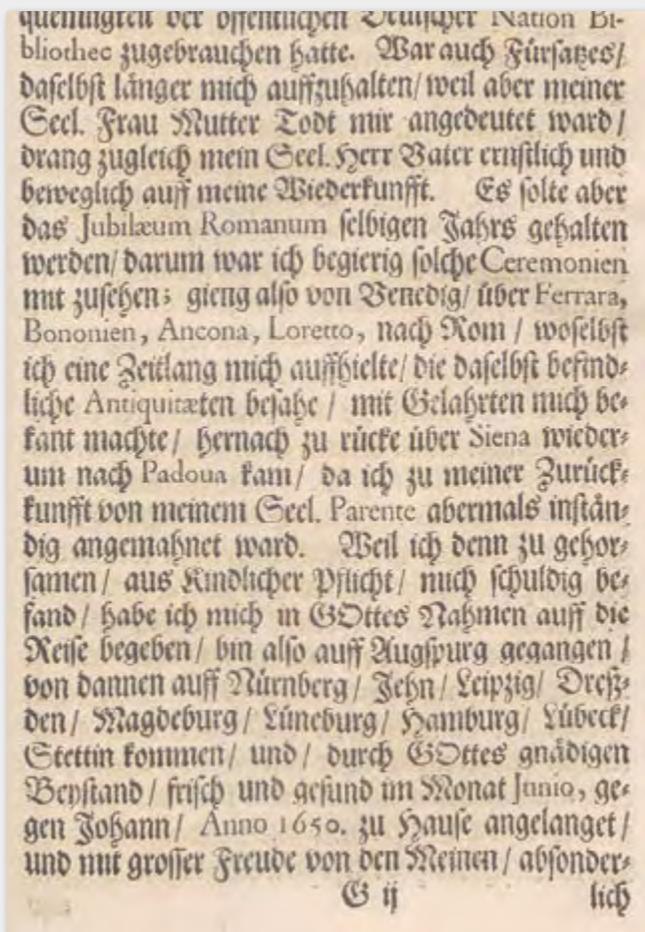


Abb. 9: Darin enthalten: Autobiographische Aufzeichnungen, p. 22-32, hier S. 27.
Rückkehr von Padua nach Danzig.
Fürsatz = Vorsatz.

gruppe von Patienten mit dem außerordentlichen „tiefschwarzem“ Urin – wie ein Leuchtturmlicht. Sie hat mit unglaublicher Strahlkraft die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Diese Eisspitze – um im Bild zu bleiben – ist heute weggeschmolzen, aber damit haben wir auch eine ganze Dimension sinnlicher Wahrnehmung preisgegeben. Schon die Wucht von Schmidts Überschrift „De urina nigra nil funiste“ erinnert mich an das gewaltige „Dies ira“ von Mozart, zugleich aber auch an das Diktum von William Shakespeare: „There is a soul of goodness in things evil, would men observingly distil it out“ (Henry V). Im Nachklang des seitdem zurückgelegten Forschungsweges empfinde ich freudig meine Identität als Hämatologe. Hier offenbart sich auch eine Schönheit, wie die Menschen durch tausendfaches Forschen das Buch der Natur Schritt für Schritt erobert haben. Genau das war das Fanal des 17. Jahrhunderts mit seinen Akademie-Gründungen und wissenschaftlichen Zeitschriften (siehe Titelkupfer Abb. 2). Nicht ohne Grund figuriert Schmidts Casus in meinem Buch unter der Kapitelüberschrift: „Barocke Curiositas und Aufblühen des Journalismus.“

Sagen Sie noch etwas über die Zeitschrift:

Die Miscellanea curiosa der Leopoldina waren nach dem „Journal des sçavans“ (1665) und den „Philosophical Transactions“ der Royal Society (1665) eine der frühesten Fachzeitschriften, ja weltweit die erste mit dem Schwerpunkt Medizin. Hier konnten wissbegierige Ärzte ihre Observatio- nes übermitteln und austauschen.

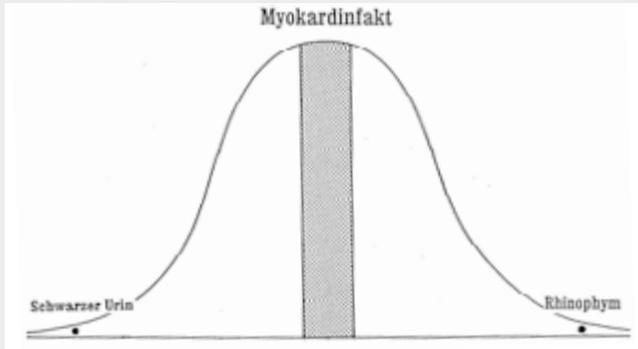


Abb. 10: Häufigkeitsverteilung des modernen Krankheitsspektrums nach dem Schema einer Gaußschen Verteilungskurve.
Graphik: Voswinckel

Johann Schmidt (1623–1690) war ein eifriger Zulieferer. Er war hochgebildet und weitgereist, hatte in Leiden und Montpellier studiert, und sich nach der Promotion (1649) nach Padua und Rom begeben. Er überlebte zwei Ehefrauen; von seinen vier Kindern blieben zwei Töchter zurück: Ein Mensch aus Fleisch und Blut, der unsere Aufmerksamkeit verdient. Gleichzeitig war er eben ein typisches Kind des Barock. In seinen Eingesandts (siehe Abb. 12) findet man gewissenhafteste Deskription neben leichtgläubigem Kolportieren eines (ihm zugetragenen) Falles von einer Frau, die einen Maulwurf [!] erbrochen hat!

Wie war die Rezeption Ihres Buches?

Verhalten. Die Lektüre erfordert ein breites Maß an medizinischer Fachkenntnis, gerade weil es sich um seltene Erkrankungen aus ganz verschiedenen Disziplinen handelt. Trotz reichhaltiger Illustrationen war die graphische Ausstattung des Buches durch den [damaligen] deutschen Ableger von Blackwell wenig glücklich. Im Übrigen ist es einfach so, dass deutsche Bücher im angloamerikanischen Sprachraum kaum wahrgenommen werden. Als 2017 eine japanische Arbeitsgruppe (Y. Kanakura) eine umfangreiche PNH-Monographie vorlegte, mutierte in dem Beitrag von Lucio Luzzatto unser Doktor Schmidt, Danzig – mit Verweis auf mein Buch – zu einem „Dutch physician“ (p. 198) und aus dem Jahr 1678 wurde 1648, welche Angaben seitdem im elektronischen Netz kursieren...

D. JOHANNIS SCHMIDII.		
83. De morte repentina à vulnere oculo inficito.		140.
-84. De variolis post decimum septimum diem demum suppuratis.		141.
-85. De variolis verminantibus.		142.
86. De lacte recens. natæ Puellæ.		143.
87. De Urina nigra nil functæ indicante.		144.
88. De Olei succini nimis largiter haulti noxa.		147.
89. De infarctu fabuloso urethræ lethali.		148.
90. De Talpa vomitu rejeda.		150.
91. De polypo curato.		151.
92. De caruncularum gallicarum in urethra curatione.		152.
-93. De ilei curatione.		153.
94. De diaſpnoſia ſoluti matrimonii cauſa.		155.
95. De tumore lienis partu ſoluto.		157.
96. De exanimata ad ſenſum in vitam revocata.		159.
97. De vomica à tranſpiratione ſubito prohibita.		160.

Abb. 12: Exakte Beobachtung neben ‚naiver‘ Leichtgläubigkeit: Schmidt-Eingesandts in die Miscellanea 1677, darunter „Über das Ausspeien eines Maulwurfs“ (N° 90), „Über den Verlust der sexuellen Lust (Anaphrodisie) als Grund für eine Eheauflösung“ (N° 94), Über die Rückbildung einer Milzschwellung nach Entbindung“ (N° 95).

Blut (Sanguis)	Gelbe Galle (Cholé)
Schwarze Galle (Melan-choia)	Schleim (Phlegma)
◆ Schwarzer Urin	

Abb. 11: Schematische Darstellung der vier Körpersäfte im Denksystem der Humoralpathologie. Der Schwarze Urin wie auch Teerstuhl als Eckpfeiler.
Graphik: Voswinckel

Offenbar werden hier geschichtliche Hinweise nur zum Dekor benutzt. Ich dagegen möchte die Kollegen ermuntern, sich einmal mit allen Sinnen auf das Abenteuer des Schwarzen Urins einzulassen!

Herr Voswinckel, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Literatur:

Kanakura, Y., T. Kinoshita, J. Nishimura (Ed.): PNH. From Bench to Bedside. Springer-Japan 2017. 358 p. DOI 10.1007/978-4-431-56003-6.
Röth, A., U. Dührsen, H. Schrezenmeier, J. Schubert: PNH. Pathogenese, Diagnostik und Therapie. DMW 134: 2009, 404-09. DOI 10.1055/s-0028-1124013.
Schubert, J. et al.: PNH. In: Onkologia-Leitlinie 2019 ff.
Voswinckel, P.: Strübing-Marchifava: im Eponym vereint. Med. Welt. 37: 1986, 883-4.



mit 15 Farbtafeln, 67 Abb., 282 S.,
Literaturverzeichnis [205-233]
und Anhang „Geschichte des
Harnstreifen-tests“ [235-261].

Das angezeigte Buch von 1992 ist lieferbar beim Verlag Olms/Hildesheim (24,80 €) Nach Rücksprache mit dem Verlag kann das Buch entweder im Buchhandel oder direkt beim Olms-Verlag bestellt werden.

Fruchtbarer Anstoß durch Löbel-Buch. Radio und Fernsehen widmen sich dem Thema „Arisierung von Fachliteratur“

PETER VOSWINCKEL



ZEIT-Artikel „Geraubte Bücher“ (10.12.2020), Ausschnitt.

Unter „Arisierung“ versteht man gemeinhin die unrechtmäßige Übertragung jüdischen Besitzes, also etwa von Häusern, Geschäften, Gold etc. Dass in den späten dreißiger Jahren auch geistiges Eigentum arisiert wurde, war bisher nur in Einzelfällen bekannt. Seit die ZEIT im Dezember 2020 (Nr. 52) einen ganzseitigen Artikel mit dem Titel „Geraubte Bücher“ brachte, rückte nunmehr die Arisierung von Fachliteratur in den Fokus. Ursprünglich berichtete der ZEIT-Artikel, verfasst von der in Cambridge lebenden Historikerin Karina Urbach, von dem Kochbuch ihrer Großmutter, das 1937 mit großem Erfolg in Wien

erschienen war und 1939 unter einem anderen Namen (vom selben Verlag) fortgeführt wurde. Ihre Nachforschungen hatte Urbach soeben unter dem Titel „Das Buch Alice. Wie die Nazis das Kochbuch meiner Großmutter raubten“ (Propyläenverlag, 432 S.) publiziert, eine spannende Mischung aus Dokumentation (mit Originalfotos) und bewegender Erzählung. Darüber hinaus lenkte der ZEIT-Artikel den Blick auch auf juristische und medizinische Fachbücher und schilderte „als einen der spektakulärsten Fälle“ die Arisierung von „Knaurs Gesundheitslexikon“ von 1930, verfasst von dem jüdischen Arzt Joseph Lö-

bel. Dabei bezog sich Urbach auf das DGHO-Geschichtsbuch „Dr. Joseph Löbel. Botschafter eines heiteren Medizin-Feuilletons“ von Peter Voswinckel (2018) – ohne freilich die DGHO als Herausgeber und Geldgeber dieser Studie besonders hervorzuheben.

Vorangetrieben durch die offenbar gut vernetzte und hoch motivierte Forscherin Urbach (INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY in Princeton), mehren sich nun im Hauptstadtbüro der DGHO diverse Anfragen von Medien, die mehr über das Löbel-Buch wissen und darüber berichten wollen, u.a. RADIO PRAG (*Der Weise von Franzensbad*, gesendet am 27.03.21); BAYERISCHER RUNDFUNK; DEUTSCHLANDFUNK KULTUR; SWR (Sendetermine August 2021 u. später).

Ja, das Engagement des DGHO-Vorstandes könne man auch als Beitrag zur Zivilgesellschaft verstehen – beantwortete Prof. Voswinckel eine Frage der Journalistin Julia Smilga (BR). Sie hatte sich verwundert gezeigt, dass eine medizinische Fachgesellschaft einen Historiker beschäftigt und dessen Werke kostenlos für jedermann, jedefrau abgibt.

„Dr. Löbel machte mit seinem Schreiben die Medizin und auch die Krebsforschung für Laien verständlich; wie sollte man sich dem Wunsche ver-

schließen, das Schicksal dieses jüdischen deutschen Arztschriftstellers aufzuhellen und dessen Beraubung, die Arisierung seines Bestseller-Lexikons, anzuprangern und seine Würde wiederherzustellen?“

Für eine filmische Fortsetzung des ZEIT-Artikels wurde Prof. Voswinckel jüngst nach München eingeladen, um in einer Gesprächsaufzeichnung mit Karina Urbach Rede und Antwort zu stehen (Sendetermin 2022). Dazu wurden eigens zwei Pakete mit Löbel-Büchern nach München geschickt. Auch die klassische Studie von Prof. Voswinckel 1997 zum Thema „Arisierung“ – dargestellt am Beispiel von Walter Guttmanns „Medizinischer Terminologie“¹ – kam dabei zu Wort.

Beide Autoren, Löbel und Guttmann, wurden – wie langjährige Recherchen ergaben – mit Wissen und Auftrag ihrer Verleger von demselben „Ariseur“, einem Kollegen aus Berlin (wenn auch unter Pseudonym) bis weit in die Nachkriegszeit weitervermarktet. Beide, Löbel und Guttmann, beendeten ihr Leben mit Suizid. Ehre ihrem Andenken!

1 Um das Lebenswerk betrogen: Walter Guttmann (1873-1941) und seine Medizinische Terminologie. MEDIZINHISTORISCHES JOURNAL 32, 1997, 321-354.



Szenen-Foto aus der arte-Dokumentation: Prof. Voswinckel und die Historikerin Karina Urbach PhD präsentieren das Löbel-Buch der DGHO (Drehort: Cafe Lentner, München-Haidhausen)



Dreharbeiten für die arte-Dokumentation, Schauplatz Wien

Verabschiedung Prof. Peter Voswinckel

(MO) Zu Beginn des Jahres 2012 wurde die neu geschaffene Forschungsstelle zur Dokumentation der Geschichte der DGHO im Hauptstadtbüro am Berliner Alexanderplatz eingerichtet. Die Initiative ging maßgeblich auf Prof. Gerhard Ehninger und Prof. Mathias Freund zurück. Für die Leitung des Archivs und die Besetzung der Historischen Forschungsstelle konnte seinerzeit der Medizinhistoriker Prof. Dr. med. Peter Voswinckel gewonnen werden.

Seither hat Prof. Peter Voswinckel intensiv zur DGHO im historischen Kontext geforscht und zahlreiche Bücher verfasst. Besonders die Aufarbeitung der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur ist beispielhaft und gleichsam Vorbild für andere wissenschaftliche medizinische Fachgesellschaften.

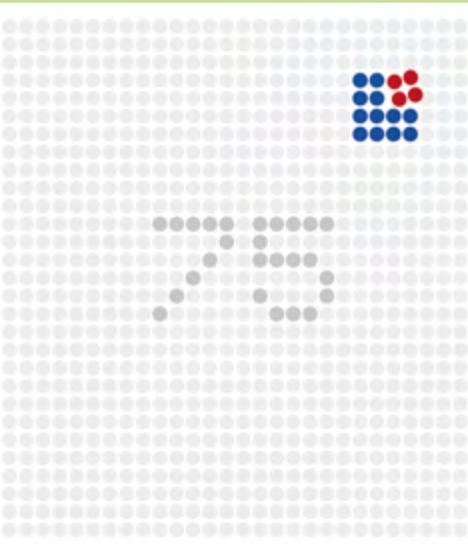
Der Vorstand und das Team der Geschäftsstelle dankt – auch im Namen der gesamten DGHO – Prof. Peter Voswinckel für seine beharrlichen Einsatz und die Verdienste um die Fachgesellschaft.



Prof. Dr. med. Lorenz Trümper und Prof. Dr. med. Peter Voswinckel

Prof. Peter Voswinckel wurde Rahmen der Mitgliederversammlung während der Jahrestagung in Berlin vom Vorstand der DGHO verabschiedet. Darüber hinaus fand zu seinen Ehren das historische Symposium „10 Jahre Historische Forschungsstelle der DGHO“ statt.

Bücher der Historischen Forschungsstelle



2012

1937 – 2012. Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie im Spiegel ihrer Ehrenmitgliedschaft / „Verweigerter Ehre“. Dokumentation zu Hans Hirschfeld

2012 beging die Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie e.V. ihr 75-jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass erschien eine Dokumentation, die kritisch der wechselvollen Geschichte gedenkt. Das als Wendebuch angelegte Werk besteht aus zwei gleichberechtigten Teilen. Der erste präsentiert kurze Biogramme über die Ehrenmitglieder der DGHO, der zweite eine reich illustrierte Dokumentation über Leben und Werk des damals führenden Hämatologen Hans Hirschfeld aus Berlin (1873 – 1944), der im KZ Theresienstadt ums Leben kam. Besondere Aufmerksamkeit erfährt auch die Rezeptionsgeschichte, die das systematische Beschweigen von Hirschfelds Schicksal offenbart bis hin zum völligen Vergessen in den 1970er Jahren. (Ein 1974 irrtümlich publiziertes Todesjahr 1929 [!] provozierte keinerlei Protest oder Richtigstellung mehr!) Vorangestellt ist dem Jubiläumsbuch eine Reflexion über die „Historizität der Ehrenmitgliedschaft“.

Erinnerungsort Krebsbaracke. Klarstellungen um das erste interdisziplinäre Krebsforschungsinstitut in Deutschland (Berlin, Charité)

Das Buch geht den Gründen nach, woran das einstmals führende und im In- und Ausland bekannte Krebsinstitut an der Charité, gegründet 1903 von Ernst von Leyden, während der Zeit des Nationalsozialismus zugrunde ging und nach dem Krieg infolge der Ost-West-Spaltung in Vergessenheit geriet. Dessen letzter Direktor, Ferdinand Blumenthal (1870 – 1941), und eine große Zahl der ärztlichen Mitarbeiter wurden als Juden vertrieben oder kamen im Holocaust ums Leben. Die reich bebilderte Darstellung geht bis in das Gründungsjahr des Instituts 1903 zurück und arbeitet dessen zukunftsweisendes Bestreben heraus, trotz viel Widerstand ein interdisziplinäres onkologisches Zentrum zu etablieren. Die letzten baulichen Reste der ehemals sprichwörtlichen „Krebsbaracken“ – Benn setzte ihnen 1912 ein Denkmal – fielen 1996 nach jahrzehntelanger Fremdnutzung nahe der Berliner Mauer dem Baggerzahn zum Opfer.



2014

**Das verschüttete Antlitz des Generalsekretärs.
Spurensuche als posthume Würdigung von Prof. George Meyer (1860 – 1923)**

Das Buch stellt den Versuch dar, Leben und Lebenswerk des weithin vergessenen jüdischen Schriftleiters der „Zeitschrift für Krebsforschung“, George Meyer, zu rekonstruieren, der für das Allgemeinwohl und speziell die Deutsche Krebsgesellschaft höchst wertvolle Kärnerarbeit geleistet und dabei stets in zweiter Reihe gewirkt hat. Als Privatgelehrter ebenso wie als Generalsekretär des „Zentralkomitees für Krebsforschung“ engagierte er sich für die institutionelle Vernetzung der internationalen Krebsforschung und für die Emanzipation des Krankenpflegeberufes. Darüber hinaus fungierte er als Generalsekretär des „Zentralkomitees für das Rettungswesen“ und legte den Grundstock für das moderne präklinische Rettungsdienstsystem in Berlin. Bei der Suche nach einem Bildnis des Protagonisten eröffnete sich ein breites familiäres Spektrum von Holocaust- und Emigrationsschicksalen. Damit wirft die Studie zugleich Licht auf die Tragödie eines gutsituierten, weitgehend assimilierten jüdischen Familiennetzes im Berlin der 1920er Jahre, das in Folge der nationalsozialistischen Verfolgung ausgelöscht wurde.



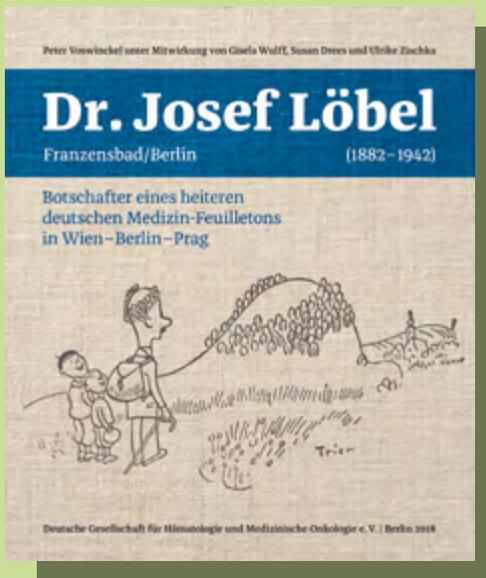
2015



2017

**80 Jahre DGHO.
Fundstücke aus dem DGHO-Archiv 1937 – 2017**

Aus Anlass des 80-jährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Medizinische Onkologie präsentiert das Buch Fotos und Dokumente aus der Geschichte der Fachgesellschaft. Diese ist geprägt von Brüchen und Schismen infolge der wechselnden politischen Systeme. Gegründet in der Zeit des Nationalsozialismus, waren jüdische Kollegen von vornherein ausgeschlossen. Die anschließende 40-jährige Spaltung in Ost und West ließ zwei hämatologische Gesellschaften in Deutschland entstehen, die jeweils ein eigenes Profil entwickelten: Während in der DDR die Bluttransfusion das öffentliche Wirken beherrschte (bis 1990), vollzog der Westen die Hinwendung zur Chemotherapie und mit Namensweiterung (1977) zur „Onkologie“. Nach der Vereinigung beider Gesellschaften 1990 rückte die Optimierung der Tumortherapie und die Struktur der onkologischen Versorgung in den Vordergrund – geprägt von klinischen Studien, der Etablierung von onkologischen Zentren und der Veröffentlichung therapeutischer Leitlinien (ONKOPEDIA).



2018

Dr. Josef Löbel, Franzensbad/Berlin (1882 – 1942).

Botschafter eines heiteren deutschen Medizin-Feuilletons in „Wien – Berlin – Prag“

Dr. med. Josef Löbel war kein Onkologe und auch kein Hämatologe. Aber als damals sehr bekannter Medizinjournalist und Badearzt begleitete er die junge Disziplin der „Krebsforschung“, als sie sich in Berlin, Heidelberg und Frankfurt gerade zu formieren begann und sich dabei stets den Angriffen von Chirurgen und Gynäkologen ausgesetzt sah. Löbels populärmedizinische Bücher wurden teils in 16 Sprachen übersetzt. Am Beispiel des von ihm begründeten Longsellers „Knaurs Gesundheitslexikon“ (Berlin 1930) veranschaulicht die Dokumentation exemplarisch den Vorgang der „Arisierung von Fachliteratur“ während des Nationalsozialismus. Löbel, der während der Sommermonate in Franzensbad praktizierte und im Winter als Schriftsteller in Berlin lebte, war mit vielen Dichtern und Künstlern befreundet. Joseph Roth verewigte ihn in seinem Roman Radetzky marsch, indem er die Figur des Dr. Skowronnek nach Löbels Vorbild formte. Löbel nahm sich 1942 in Prag das Leben. Nach dem Krieg fiel er als deutsch-böhmischer, später tschechischer Staatsbürger durch alle Netze der biographischen Zuständigkeit und wurde in Ost und West vergessen. In London fand der Autor schließlich Reste seines Nachlasses, die für dieses Werk wertvolle Zusammenhänge liefern.

Verwässerung und Verleugnung einer Gründungsgeschichte der Onkologie.

Ernst von Leyden und seine Bedeutung für Disziplinbildung und Internationalität

Die Studie legt mit neu aufgefundenen Quellen dar, in welchem Ausmaß die Überlieferung der Onkologie als medizinischer Fachdisziplin korrumpiert ist durch die politisch-ideologischen Verirrungen des 20. Jahrhunderts. Die internationalen Wissenschaftsbeziehungen erlitten durch den „Krieg der Geister“ im Ersten Weltkrieg, später durch die antisemitischen Verfolgungen des Nationalsozialismus tiefe Einbrüche, die in den nationalen Geschichtsschreibungen bis heute ganz unterschiedliche (oder gar keine) Berücksichtigung finden. Die bis heute existierende UICC von 1934 will bis heute nicht wahrhaben, dass sie eine Vorgängerorganisation hatte, obwohl ihre Satzung von 1934 (Paris) fast wortgetreu auf der Satzung von 1908 (Berlin) aufbaute. Die Tatsache, dass die zwei hochverdienten Generalsekretäre (Meyer und Bandaline) wie auch andere Repräsentanten Juden waren und dadurch ins Zielfeld antisemitischer Propaganda gerieten, wurde nach dem Krieg tabuisiert – ebenso wie der gewaltige Aderlass jüdischer Ärzte und Forscher. Beschädigt wurde auch der Ruf des Berliner Internisten Ernst von Leyden. Als Präsident der Internationalen Vereinigung für Krebsforschung (1908) wurde er nach 1918 posthum als „Imperialist“ gebrandmarkt – was er nicht war – und später als „jüdisch versippt“ verleumdet, was zwar nicht falsch war, aber nur von Nazi-Anhängern vorgebracht werden konnte.



2019

Alle Bücher sind als Print- und Downloadversion erhältlich unter www.dgho.de/publikationen/buecher-zur-dgho-geschichte

Personenregister

- A**hrens, Jörg 75
Alcalá Zamora, Niceto **56**
Arnold, Gunther 12
Arnold, Renate 40
Aschoff, Ludwig 13
Auler, Hans 55 ff., 57
- B**äcker, Heimrad 12
Bandaline, Jacques 55 f., 59, 90
Bast, Witwe 9
Baumann, Andre **38**
Baumann, Gert 30
Bauriedl, Thea 72
Bea, Augustin 44
Beaumanoir, Annette **73** f.
Begemann, Herbert 72
Bella, Ben 73
Benett, Léon 60
Benn, Gottfried 22, 28, 37, 46 f., 72
Bergmann, Ernst von **37** f.
Bethune, Norman 73
Bierich, Robert 55
Billroth, Theodor 51, 70
Blaich, Hans Erich 68
Bloch, Ernst 39
Blum, Hubert Erich 72
Blumenthal, Ferdinand 14, 16, 17, 26, **27**, 49 f., 55 f., 59
Bock, Hans-Erhard 11, **71** f.
Boelitz, Otto 78
Bokemeyer, Carsten **51, 60**
Borgese, Giuseppe A. 19
Borrel, Amédée 60
Borst, Max 44, 55
Boumedienne, Houari 73
Brahm, Benno **19**
Brahm, Konrad **19**
Brahm, Linda 19
Brahm, Max 19
Brahm, Otto Konrad 19
Brandt, Berta 40
Braunburg, Rudolf 54
- Brogli, Maximilian Guido 11, 28
Bruns, Johannes **61**
Büchner, Georg 46
Büngeler, Walter 71
Burckhardt, Caspar **58**
Buschke, Franz 15
Busse, Otto 11
- C**amus, Albert 73 f.
Caspari, Wilhelm 55
Cavendish, Henry 53
Celan, Paul 52
Charles, Jacques 53
Chevalier, Paul 11, 72
Clowes, George 60
Curie, Marie 15, 17
Czerny, Vincenz 30, 58, **63** ff.
Czisch, Gunter 75
- D**acie, John 81 f.
Dahl, Jürgen 67, 70
Dameshek, William 82
De Wit, Maike 2, 3
Decker, Horst **32, 33**
Decker, Sybille **32, 33**
Deelman, Herman Tewes 55
Dessauer, Friedrich 15
Dettmer, Frauke 12
Deutsch, Erwin 11
Diestel, Georg 36
Dietlen, Hans 25
Döblin, Alfred 21
Döblin, Herbert 21
Döblin, Hugo 19 f., **21**, 28
Döblin, Kurt 21
Doljanski, Leonid **13** f.
Dörmer, Peter 65
Downey, Hal 8
Drees, Susan 51
Dührsen, Ulrich 84
Durand, Béatrice 60
Dütting, Carl 53
- E**bert, Andreas 45
Eglinger, Wiebke 11, 72
Ehninger, Gerhard 3, 10, 40, 87
Ehrlich, Paul 7, 55, 58
Ehrmann, Rudolf 40
Einhäupl, Karl M. **61**
Einsele, Hermann 2, 3
Einstein, Albert 15, 17, 75
Eiselt, Theophil 47
Eppenstein, David 78
Eppenstein, Emma 76 ff.
Eppenstein, Georg 76 ff, **78**
Eppenstein, Henriette 79
Eppenstein, Jakob 76 ff.
Eppenstein, Siegmund 76ff
Erdmann, Rhoda 31, 56 f., **57**
Eugster-Besson, Martin 7
Ewing, James 42, 59
- F**ahraeus, Robin 83
Fallada, Hans 48
Faupel, Rainer 12, 28
Fawdington, Thomas 46
Fenner, Axel 11
Feyer, Petra **18**
Fibiger, Johannes 55
Fichera, Gaetano 55, 59
Fischer, Friedrich Otto 60
Fischer-Wasels, Bernhard 55
Fölsch, Ulrich 29
Forsell, Gösta 15, 59
Franck, James 75
Frank, Johanna 39
Frank, Judy **39**
Frank, Paul 39
Fränkel, Marta 44
Franziskus, Papst 45
Freund, Mathias 3, **18**, 29 f., **30**, 72, 78, 87
Frimberger, Ferdinand 25
Fröhlich, Christine 11

Gadamer, Hans Georg 45, 67 ff., **70**

Gailus, Manfred 79

Gale, Robert P. 41

Gänsslen, Max 40, 72

Garbe, Inge [† 2020] **79**

Garrod, Sir Archibald 81

Gauck, Joachim 30

Gehlen, Arnold **54**

Gerok, Wolfgang 72

Gierschik, Peter 75

Gigon, Andreas 18, 28

Godart, Justin 44, 56

Goerke, Heinz 46

Goethe, Johann Wolfgang 54

Goldberg, Niv (Yad Vashem) 11

Goldman, Jacqueline 41

Goldman, Jasper **41**

Goldman, John 40, **41**

Goldmann, Arthur 40, **41**

Goldmann, Carl-Heinz **40** f.

Gilman, Alfred 43

Goodman, Louis S. 43

Gothein, Georg 64

Gradmann, Christoph 28

Grawitz, Ernstsens. 7, **25**

Grawitz, Ernst Robert 24, 25

Grondin, Jean 70

Grote, Maria 22

Guevara, Ernesto Che 73

Gumpert, Martin 48

Guttman, Walter 86

Haber & Brandner, Fa. 58

Hadas-Handelsman, Yakov **13**

Hagen, Georg 39

Hagestedt, Lutz 51

Hahn, Otto 18

Halberstädter, Ludwig 13

Hallek, Michael **29, 51** f., **60** f.

Hallmann-Strauß, Irene **31**

Hamperl, Herwig **45**, 71

Hecker, Elisabeth 25

Heilmeyer, Ludwig 9, 25, 42, 72, 75 f.

Heimpel, Hermann 11

Helvoort, Ton van 27

Hesse, Klaus 33

Hirsch, J. 42

Hirschfeld, Hans 8, **10**, 11, 13, 16, 25, 31,

32, 33, 72, 75 ff., **78**, 88

Hirschfeld, Henriette 78

Hirschfeld, Ilse 72, 78

Hirschfeld, Käte 78

Hirschfeld, Rosa 32, 79

Hirschfeld, Seelig 79

His, Wilhelm 7

Hittmair, Anton 72

Hochhaus, Andreas 2, 3, 40, **41**

Hohenberger, Werner 43

Holfelder, Hans 55

Holler, Gottfried 25

Hoppe-Seyler, Felix 54

Hunzinger, Ingeborg 76

Huxley, Julian S. 31

Israëls, Jozef 29

Jachertz, Norbert 51

Jensen, Carl Oluf 55, 60

Jenss, Harro 14, 28, 31

Jewson, Nicholas 46

Joseph, Ernst 39

Jünger, Ernst 48

Kaisers, Udo 75

Kanakury, Y. 84

Kaufmann, Dieter 75

Kimmig, Bernhard **18**

Klee-Rawidowitz, Esther **13** f., **31**

Klemperer, Georg 16, 41

Klevesahl, Richard 39

Klima, Rudolf 25

Klimpel, Volker 51

Knoblauch, Bernhard 37

Koch, Robert 59

Kohlwage, Karl Ludwig 12

Kolb, Stephan 72

Köpf, Gerhard 51

Kraus, Friedrich 31

Krause-Dietering, Bernhard **38**

Krumbhaar, Edward 42

Krumbhaar, Helen 42

Krumhausen, Gabriel 81

Krützmann, Catherine 18

Kühner, Gustav 33

Kümmel, Werner F. 12

Lacassagne, Antoine 55

Ladiges, Tim 6

Lambercy, Elisabeth **16**, 17

Lauri, David 16

Lavoisier, Antoine Laurent 53

Lawry, Monica Sr. OSB 12

Lazarus, Paul 15 f., **16**, **17**, 22

Lazarus, Elisabeth → Lambercy

Lenard, Philipp 69

Leopold III. [König] **44**

Lepenes, Philipp 82

Lerat, Paul 44

Lewin, Carl 55

Leyden, Albrecht von 30

Leyden, Ernst von 15 f., **17**, 19, 29, 34, 58 ff., **61**, 90

Leyden, Ernst von jun. 30

Leyden, Helene von 29

Leyden, James von **29**, **30**

Leyden, Luise 29 f., **30**

Leyden, Marie-Louise 29, 30, **59**

Leyden, Rudolf von 30

Leyden, Viktor von 29

Leyden, Wolfgang von 29

- Lichem, Sylvia von 51
 Lichtheim, Ludwig 7
 Liebermann-Meffert, Dorothea 69
 Lippert, Julius 25
 Löbel, Adele 52
 Löbel, Josef **49** f., 51 f., **52**, 85 ff., 90
 Löfler, Helmut 11
 Lörcher, Andreas 75
 Lüftner, Diana **30**, **51**, **60**
 Lunzer, Heinz **51**
 Luzzatto, Lucio 84
- M**
 Mackensen, Andreas 78
 Maio, Giovanni 48
 Maisin, Joseph Henri 55
 Malraux, André 73
 Mann, Klaus 48
 Mann, Thomas 19, 48
 Marchiafava, Ettore 84
 Marti, Othmar 75
 Martini, Paul 23
 Mausbach, Florian 23
 Mauz, Prof. 25
 Meißner, Paul 69
 Mendershausen, Alice 40
 Meulengracht, Einar 40, 72
 Meyer, Beate 19
 Meyer, Charlotte 34
 Meyer, George **34**, **37**, 58 f., 89 f.
 Michaelis, Leonor 15
 Minot, George 40
 Moeller, Poul Flemming 55
 Morawitz, Paul 40
 Mozart, Wolfgang Amadeus 83
 Mukherjee, S. 43, 59
 Murken, Axel Hinrich 70
 Murphy, James 55
 Murray, James A. 59
- N**
 Nachama, Andreas 33
 Naef-Naegeli, Erna 8
 Naegeli, Charlotte 7
 Naegeli, Otto **7** f.
 Nietzsche, Friedrich 21
- O**
 Oldenburg, Michael 58, 80
 Orth, Johannes 23, 58
 Ortman, Karlheinz 18
 Ossietzky, Carl von 48
- P**
 Panse Prof. 25
 Pappenheim, Arthur 7f., 16
 Park, Roswell 60, 65
 Pasolini, Paolo 65, 68 f.
 Paul, Eva **77** f.
 Paul, Jürgen 78
 Peckett **46**
 Pentimalli, Francesco 55
 Petzer, Andreas **51**
 Pieper, Josef 67
 Pius XII **45**
 Plock, Gerd **39**
 Podwysotszki, Wladimir 60
 Poloczek, Stefan **38**
 Preysing, Conrad von 16
 Priestley, Joseph 53
 Proskauer, Bernhard 37
 Przytarski [Prälat] 23
 Purcell, Brigid 28
 Pütter, Ernst 26
- Q**
 Queisser, Wolfgang 43
- R**
 Rachmilewitz, Eliezer 13
 Rachmilewitz, Moshe **13** f.
 Rappaport, Clara Berta 12
 Rasche, Ulrich 47
 Ratatösk [Pseudonym → Blai] 68
 Ravid, Ben **31**
- R**
 Ravid, Jane **31**
 Rawidowicz, Simon 31
 Regaud, Claudius 15, 55
 Reichel, Heiko 75
 Reichel, Hellmut 25
 Reinicke, Peter 14
 Roelcke, Volker 48
 Roffo, Angel H. 55
 Rosin, Anna **13** f.
 Rosin, Franz 13
 Rosin, Heinrich 13
 Rosin, Paul 13
 Rosselet 26 f.
 Röth, Alexander 82
 Roth, Joseph 51
 Roussy, Gustave 55 f., 59
 Rudle, Ditta 74
- S**
 Sahli, Hermann 7
 Sauerbruch, Ferdinand **27**
 Schadewaldt, Hans 19
 Schaefer-Heilmeyer, 9
 Schagen, Udo 28
 Scharler, Karin 16
 Scheele, Karl Wilhelm 53 f.
 Schellhuber, Hans Joachim 67 ff.
 Schieb, Roswitha 51
 Schilling, Eduard 46
 Schilling, Viktor 8, 9, 25, 40, 41, 52, 72, 78
 Schittenhelm, Alfred 25
 Schlesinger, Max 37
 Schlichter, Rudolf 20
 Schlüter, Bernhard 35
 Schmidt, C.G. 59, 71
 Schmidt, Johannes **81** ff.
 Schmidt, Margrit 13
 Schmiedebach, Heinz-Peter 12, 51
 Schorlemmer, Friedrich 45
 Schrezenmeier, H. 84
 Schubert, Jörg 84

Schulten, Hans 25
Schultz, Werner 25
Schultze, Eduard 63
Schulz, Carsten-Oliver 2, 3
Schwabedissen, [Kelbert], Inga-Britt 16
Schwarz, [Sanitätsrat] 78
Seithe, Horst 72
Seyderhelm, Richard 25
Shakespeare, William 83
Siegenthaler, Walter 72
Siems, Iwe **52**
Siepman, Fam. 79
Smilga, Julia 86
Sommerfeld, Arnold 15
Sonnenschein, Carl **22**, 28
Speroni, Serena 28
Stahelin, Rudolf 7
Stayna, Karl 50, 52
Steger, Florian 75
Stelzner, Friedrich 69
Storch, Oscar 53
Sträter, Artur 78, **79**
Sträter, Dorita **79**
Strauß, Elsa geb. Isaac 31
Strauß, Hermann 31
Strübing, Paul 82
Stutzin, Godofredo 28
Szymborska, Wislawa 25

Taterka, Heinz 40
Theml, Harald 81
Theodore, Christine 11
Thiel, Eckhard 65
Thormählen, Johannes 47
Thrasold, Ernst 22
Thunberg, Greta 69 f., 74
Todtmann, Rosa 79
Troeltsch, Ernst 44
Trommsdorff, Johann Bartholomäus 53 f.
Trotta, Margarethe von 76

Trümper, Lorenz 78, **87**
Tucholsky, Kurt 22

Urbach, Karina 85, **86**

Van Roey [Kardinal] **44**
Veit, Otto **29**
Veit, Viktoria 29
Veit-Wild, Flora 29, **61**
Velterop-von Leyden, Lucie **29**
Verne, Jules 59 f.
Virchow, Rudolf 46, 54, **60**, 83
Vogel, Julius 54
Voswinckel, Peter **62**, **87**

Wagner, Rudolf 54
Walser, Martin 24
Warncke, Paul 69
Watzlawik, Beatrice **78**
Watzlawik, Manfred 77 f.
Watzlawik, Natascha 78
Weber, Anne 73 f., **74**
Weber, Michael 75
Weißinger, Florian 51
Wenige, Nicola 75
Wenzel, Benes 47
Wettengel, Michael 75
Wilhelm II. 63
Willich, Jodocus 80
Wilmanns, Wolfgang 71
Winternitz, Milton C. 43
Wintrobe, Maxwell M. 42
Wirth, Thomas 75
Wittstock, Bernhard **38**
Woelki, [Erzbischof] 16
Wolf, Friedrich 20
Wolff, Jakob 59, 61
Woyzeck [Büchner] 46
Wunderlich, Volker 51, 61

Zeileis, Valentin 18
Zimmermann, Ralf-Bruno **18**
Zinke, Sabrina 69
Zubrod, C.Gordon 42

Über die DGHO e.V.

Die Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Medizinische Onkologie e.V. (DGHO) ist eine Vereinigung von Wissenschaftler*innen und Ärzt*innen, die auf die Erforschung, Diagnose und Behandlung von Blutkrankheiten und bösartigen soliden Tumoren spezialisiert sind. Die DGHO fördert den wissenschaftlichen Austausch auf diesem Gebiet durch nationale und internationale Kongresse und regt Forschungs Kooperationen an.

Einen Aufschwung erlebte das Fachgebiet durch den zunehmend erfolgreichen Einsatz von Medikamenten zur Behandlung bösartiger Erkrankungen wie Leukämien und Lymphomen seit den 1970er Jahren. Diese Erfahrungen erweiterten das Betätigungsfeld auf die medikamentöse Therapie auch solider Tumore und führten zur jetzigen Bezeichnung DGHO Deutsche Gesellschaft für Hämatologie und Medizinische Onkologie e.V. Rasant wurde die Entwicklung der Hämatologie und Onkologie seit den 1990er Jahren des 20. Jahrhunderts. Basis waren umfassende, neue Erkenntnisse zur Pathogenese und zum Verlauf der Erkrankungen. Sie führten zu differenzierter Diagnostik und zur Entwicklung gezielter Medikamente.

Aktuell gewinnen die verschiedenen Formen der Immuntherapie, zielgerichtete Therapien und Kombinationen zunehmend an Relevanz, vor allem bei den malignen Neoplasien aber auch bei nicht-malignen hämatologischen Erkrankungen.

Die DGHO engagiert sich auf nationaler und auf europäischer Ebene in der Gesundheits- und Wissenschaftspolitik sowie in der Zertifizierung. Ziele sind die Verbesserung und die Sicherung einer optimalen Versorgung der Patient*innen, die Förderung der Wissenschaft in der ganzen Breite des Fachgebietes und die Schaffung optimaler Arbeitsbedingungen für die in der Hämatologie und Onkologie Tätigen.

Mit dem Ende der 1990er Jahre erfasste der Wandel zunehmend die DGHO selbst. Das Logo wurde geschaffen – ein wichtiges Zeichen für mehr Sichtbarkeit und selbstbewusstes Auftreten der Gesellschaft nach außen. 1998 erfolgte der Start der Internetpräsenz unter www.dgho.de. Regelmäßig werden das Mitgliederrundschreiben sowie Bände der Gesundheitspolitischen Schriftenreihe und Stellungnahmen zu aktuellen medizinischen und gesundheitspolitischen Themen verfasst.

Eine hohe Verbreitung haben die von der DGHO federführend entwickelten Leitlinien im Rahmen des Onkopedia-Projektes (www.onkopedia.com). Sie definieren den Stand des Wissens und setzen evidenzbasiert Medizin in aktuelle Empfehlungen zur Diagnostik und Therapie um.

Seit 2003 veranstaltet die DGHO ihre Jahrestagungen nicht nur gemeinsam mit der österreichischen Schwestergesellschaft OeGHO, sondern auch mit den Kolleg*innen der Schweizerischen Gesellschaft für Medizinische Onkologie (SGMO) und der Schweizerischen Gesellschaft für Hämatologie (SGH).

In jüngster Zeit engagiert sich die DGHO verstärkt im Verfahren der Frühen Nutzenbewertung neuer Arzneimittel nach AMNOG (Gesetz zur Neuordnung des Arzneimittelmarktes). Darüber hinaus nimmt die Gesellschaft verstärkt Stellung im Rahmen von Gesetzgebungsverfahren.

Die DGHO ist eine rasch wachsende Fachgesellschaft in einer der innovativsten und forschungsintensivsten Fachdisziplinen der Medizin. Besonders erfreulich ist dabei der Zuwachs von jungen Kolleg*innen und von Ärzt*innen.

Zentrale Anliegen der Fachgesellschaft sind die qualifizierte und kontinuierliche Aus-, Fort- und Weiterbildung in der Hämatologie und der Medizinischen Onkologie als einem der Kernfächer der Inneren Medizin. Hierzu gehört auch und insbesondere die Förderung des klinischen und wissenschaftlichen Nachwuchses.

Möchten Sie Mitglied der DGHO werden und die Arbeit der Fachgesellschaft aktiv mitgestalten?
Dann informieren Sie sich unter: www.dgho.de/d-g-h-o/mitglieder/mitglied-werden

